Memoiren

eines

deutschen Staatsmannes

aus den Jahren 1788 — 1816.

Leipzig,
bei Friedrich Fleischer.

1833.

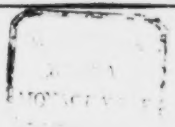
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Der Herausgeber dieser Memoiren glaubt eine heilige Pflicht gegen die Manen des unlängst dahingeschiedenen Verfassers zu erfüllen, indem er dessen Lieblingsidee, seine reichen Lebenserfahrungen der deutschen Lesewelt durch den Druck mitzutheilen, mit gewissenhafter Treue zu verwirklichen sucht. — Nicht allein durch Geburt und Reichthum, sondern vielmehr durch einen durchdringenden Verstand, durch einen hohen Grad von geistiger Bildung, verbunden mit den ausgebreitetsten Kenntnissen in den meisten Fächern des menschlichen Wissens, überragte der Verstorbene viele seiner Standesgenossen, und seine ausgezeichneten Talente erwarben ihm die hohe Achtung der edelsten und erleuchtetsten Geister seiner Zeit.

Von Vielen verkannt, von Wenigen verstanden, durchwandelte er mit festem Schritte und unbeugsamen Sinne eine glänzende Bahn, die jedoch für ihn keinesweges eine dornlose war; denn auch er mußte noch vor dem Ziele seiner irdischen Wallfahrt den Wechsel des unstäten launenhaften Glücks erfahren. — Leicht sey ihm, der oft als Mann des Lebens schwere Bürde muthig trug, die Erde seiner Gruft und freundlich schaue sein verklärter Geist auf diese Blätter, welche Dankbarkeit und Verehrung seinem Andenken weihen! — Mögen diejenigen, so ihm im Leben durch die Bande des Bluts oder der Freundschaft vereint waren, in diesen Memoiren sein treues Bild als Staatsmann, Denker, Familienvater und Mensch, die geehrten Leser aber, denen sein Wirken zeither fremd geblieben, einigen Stoff zur Unterhaltung wie zur Erinnerung an die entschwundenen Tage einer großen, wildbewegten Zeit finden, und das, was Liebe gab, mit liebevoller Nachsicht beurtheilen! Dies ist der herzliche Wunsch

des Herausgebers.



Erſtes Kapitel.

Graf Herzberg. — Perſiniere. — Biſchofswerder. — Gräfin Lichtenau. — Deren Kammerfrauen. — v. Wöllner. — Franzöſiſche Kolonie. — S. ſoll im geheimen Auftrage des Miniſter Herzberg nach Conſtantinopel geſandt werden. — Die Reiſe unterbleibt. — Ein Baron von G..... erhält den Auftrag. — Deſſen Sendung mißglückt. — Um der Verantwortung zu entgehen, wird v. G..... Türke, und ſtirbt an der Peſt. — Graf S. G. — S. kommt zur Geſandtſchaft nach Wien. — Reiſe dorthin. — Dresden. — Neumann. — Cora. — Regensburg. — Reiſe auf der Donau nach Wien. — Paſſau. — Linz. — Der Handwerksburſche. — Wien. — *******ſches Geſandtſchafts-Perſonal. — Graf J..... K..... — P..... — Polizeidiener. — Haß und Mißtrauen gegen Preußen. — Feldmarſchall Lascy und v. Swieten zeichnen ſich beſonders hierin aus. — Joſeph II. — S. Urtheil über ſelbigen. — Joſephs Härte. — Die Vermehrung der Buhldirnen und Müſſiggänger durch die Aufhebung der Klöſter. — Cäſar. — K.....'s Tochter. — Deren Erzieherin. — Kaunitz. — Marquis de Breme. — Kaunitz kann die Uniformen nicht leiden. — Aeußerungen deſſelben hierüber. — Kaunitz als Reiter. — Gräfin Zinzendorff. — Gräfinnen Thun und Pergen. — Gräfin Barbarigo. — Das Cicisbeat. — Der Mailänder Piscenti, Verſey und S. als Kandida-

ten. — Die Schlittenfahrt. — Die Schauspielerin Göbel. — v. L..... — Beginn der französischen Umwälzung. — Stimmung der französischen Gesandtschaft. — Joseph erhält die letzte Ohrfeige. — S. findet sich gleichfalls dabei ein. — Die Frau v. S. — S. Umgang mit den Gelehrten damaliger Zeit. — Aus S.s Tagebuche. — S. verläßt Wien, und tritt mit S. B. eine gesandtschaftliche Reise an. — Joseph's Pläne auf Baiern. — Deren Hintertreibung durch Preußen. — Mündliche und schriftliche Instruktionen Friedrichs an seinen Gesandten hierüber. — Der Markgraf von Baden. — Bruchsal der Fürst Bischoff. — Sonderbarkeiten desselben — Zweibrücken. — Der letzte Herzog. — Die Esebeckische Familie. — Fräulein Montigny. — Schloß Homberg. — Die Illuminaten in Zweibrücken. — v. Mongelas. — Fr. v. ... — Teutschlands Zukunft.

Reich, zum Theil auch unabhängig kehrte S. nach beendigten Studien-Jahren in Halle und nach einem Ausfluge durch die Schweiz in Begleitung Leiserings nach Berlin zurück. Als S. die Grenzen der sandigen Mark nun wieder erblickte, wieder vernahm den rauhen fluchenden Ton der Landbewohner derselben, die winzige Spree überschaute, erschien ihm dies Vaterländische so gemein prosaisch und dennoch war er bescheiden genug, wie er das erstemal die Linden besuchte, und als ein Wiederkehrender beantlitzt wurde,

— zu errathen. Die Mutter hatte für ihn ein eigenes Haus, in der Nähe des ihrigen, gemiethet, und versorgend eingerichtet. Allein freilich hatte die Mutter weiter gedacht, und im Hintergrunde lagen Ehestands-Pläne. — Sogleich fanden sich ungebeten der Freunde manche ein. Selbst auf offener Straße flüsterten S. die Juden zu: Ob zu den billigsten Bedingungen er Geld von ihnen annehmen wolle? Ein Andrer bot zur Auswahl den polnischen Adlerorden, oder den baierischen Löwen an. Eine Mutter erbot sich mit ihrer mannbaren Tochter, gebildet wie die Muse des Tanzes, S. auf dem Wege nach seinen Gütern, bis G. zu begleiten, wo der Vater an der Spitze eines Regiments stand. Pläne der letzteren Art waren in der Mehrzahl. Allein in seinem Herzen lebte der in den Schweizer Bergen eingeathmete schwärmerische Sinn, mit Plänen von Dienstanstellungen und Dienstleistungen wunderbar verschmolzen. Auch stand oft lebhaft der Vorsatz in seiner Seele, eine Fußreise durch Deutschland zu unternehmen, deren alleiniger Zweck seyn sollte, die Lage und sonstigen Verhältnisse der Landbewohner kennen zu lernen, verbunden mit der Erforschung der Mittel, wo es nöthig sey, zu verbessern. S. hatte geglaubt, einen Maß-

stab seiner Kräfte abgeben zu müssen, und so waren zu einem Werke: Ueber den Muth, die reichlichen Materialien ausgearbeitet. Sie sollten nur geordnet, und dann dem Könige und seinen Preußen gewidmet werden. Der Gegenstand einer anderen Arbeit war: Der Vorzug kleinerer Staatskörper vor den größeren. Der bei dem Aufenthalte in der Schweiz gesammelte Stoff enthielt manches Interessante, weil der Haupt-Gegenstand der Beobachtungen von den bisherigen Reisenden minder beachtet geblieben war, nehmlich, nicht der Buchstabe allein, sondern der Geist der verschiedenen Verfassungen der mancherlei Legislationen, besonders auch in den Hoch-Gerichten Grau-Bündtens. Allein das Ordnen, und Ausfeilen unterblieb. S., strenge in der Beurtheilung der Geistes-Produkte andrer, war noch strenger gegen sich selbst, und hatte nach eigener Ueberzeugung selbst das Ideal nie erreicht, welches er sich gebildet.

Da kündigte unerwartet das Schicklersche Handlungs-Haus S. dasjenige Kapital, welches durch der Mutter Vorsicht dort für ihn angesammelt war. Es kam darauf an, es zinsbar wieder unterzubringen, wozu sich indessen bald Freunde einfanden. Vor allem B. W.... (der in Halle eine bedeutende Summe,

ohne der Mutter Wissen gegen wucherische Zinsen erborgt). Zwar hatte er so eben, mit dankbarer Bewunderung, die Zahlung der akademischen Schuld eingestrichen, als er antrieth der Familie von B..... auf O....., ein Kapital von 10000 Thlr., gegen Wechsel zu leihen, welchen dagegen die Gebrüder solidarisch unterzeichnen würden. S. kannte den Biedersinn dieser Brüder, nicht aber die finanziellen Verwickelungen des Besitzers der bedeutenden O..... Güther. Er schlug ein, und da fand es sich, daß eben dieser B.... der bisherige B....., Gläubiger gewesen, und, indem er sich hinaus zog, S. verwickelte. N.*) mehreren Jahren und vielem Hader mit achtungswerthen Männern, erhielt S. vergleichsweise statt 10,000 Thlr. deren 6000 zurück. Ein andrer Gönner bewirkte, daß S. eine Minor Präbende bei St. Sebastian in Magdeburg, zwar theuer resignirte, dagegen aber noch theurer die Dechaney und Prälatur bei dem Domstifte zu C. erhielt. Allein dieser Umstand rettete in der Folge S. wahrscheinlich vom Verderben durch eine von den wunderbaren Fügungen, welche so oft über das Loos der Menschen entscheiden.

Indessen kam es darauf an, einen Geschäftskreis angewiesen zu erhalten. Dahin strebten in jener

Periode einer Regierung durch Günstlinge viele, und begnügten sich gern mit der Besoldung, fehlten auch die Geschäfte. So war kürzlich auf Anrathen des Ministers Grafen Herzberg eine sogenannte Pepiniere errichtet, in welcher angehende Diplomatiker sich zu Geschäften bilden sollten. Mit dreihundert Thalern jährlich wurde ihnen diese Mühe bezahlt. Schnell waren die Stellen mit jungen Edelleuten besetzt, von welchen indessen keiner daran dachte, sich jemals der Diplomatie zu widmen. Als daher S. sich bei dem Minister meldete, fand er alles bereits besetzt, wobei Herzberg selbst gestand, daß gesammte diplomatische Pflänzlinge, einen ausgenommen, (den jetzigen Minister von Brockhusen) höchstens einen Liebesbrief zu Stande zu bringen fähig wären. Gunst und Vertretung allein hatten selbige gehoben. Um diese Gunst sich zu bewerben, gehörte eigentlich nicht zu den Plänen von S. denn in ihm regte sich etwas, als bedürfe er derselben nicht. Diesem war er so getreu geblieben, daß einst ein Herr v. Meierinok, ein bekannter Freund der derzeit herrschenden Clique ihn benachrichtigte: Bischofswerder wundre sich, daß S. sich nicht mehr ihm nähere. Ermunterungen, dieses zu thun, begleiteten die wohlgemeinte Kunde. Es war Grund-

satz bei S., der Edelmann müsse, so lange sein eigen Vermögen hinreiche, dem Staate durch Besoldungen nicht zur Last fallen. Er hatte auch nie dergleichen verlangt, noch je in seinen Dienstverhältnissen erhalten. Derzeit standen Wöllner, Bischofswerder, einige Untergeordnete, und die Gräfin Lichtenau an der Spitze der Geschäfte. Allein die Gunst derselben verzweigte sich weit vom eigentlichen Stamme ab, besonders bei der Letzteren, wo nicht allein ihre entfernten Vettern und Muhmen, sondern auch die Kammerjungfern in ihrem Dienste, und die Vettern und Muhmen dieser, sämmtlich die Gönner-Rollen übernahmen. Von allen diesen kannte S. allein den Minister von Wöllner seit längeren Jahren, der auch früherhin Freund seines Vaters gewesen war. Ihm trug S. den Wunsch vor, Geschäfte ohne Besoldung zu erhalten. Wöllner wandte sich wiederum an Herzberg, und dieser, welcher sich des Vaters, und seines einstigen Diensteifers in königlichen Angelegenheiten zu Wien und im Reiche, mit vollem Beifalle erinnerte und auch Zutrauen zu S. gefaßt hatte, versprach es nun, für seine Anstellung zu sorgen. Indessen irrete S. in den Berliner Zirkeln umher, und zwar — ohne Liebe. Für den ausgesuchtesten, na-

mentlich für die männliche Jugend, wurde damals der Zirkel der französischen Kolonie gehalten, so genannt, weil früherhin Glieder derselben den Grund dazu gelegt. Nächstdem hatten die Teutschen in Mehrzahl sich ihm angeschlossen, und dieser vorzüglich bildete in der Hauptstadt den Uebergang zu den geselligen Vereinen, wo die höheren Stände mit dem Mittelstande zusammen trafen. Die reichsten Männer oder auch solche, die dafür gehalten seyn wollten, so wie die reizendsten Frauen enthielt er, und eigentlich bestand die Gesellschaft in Paaren von Liebenden, ohne Unterschied des Ranges, oder des Priester-Segens. Dabei, zur Ehre gesagt, hatten mehrere dieser Liebschaften durch die Dauer längerer Jahre der Liebe sich bewährt. Als S. in diesen Zirkel eingeführt wurde, stand er als ungrade Zahl. Als eben dieser Zirkel dem Könige zu Ehren eine Maskerade veranstaltete, wo die Glieder desselben paarweise, so wie die Liebe sie vereinigt, die Elemente, die Jahreszeiten und dergleichen vorstellten, wurde S. als Unpaar in der Rolle der Zeit, welche alles herbei und vorüber führet, an die Spitze gestellt. S. fand seine Rolle zu unbedeutsam. Da ließ er sich die Saturns-Fittige binden, und mit Rosen gekränzt redete er den König an:

„Zeus band der Zeit die Flügel, um die Regierungsjahre seines Lieblings auf Ewigkeiten auszudehnen. Er bekränzte sie mit Rosen, denn diese Ewigkeiten sollten ein steter Frühling seyn.“

Eine der gefesselten Damen nannte bei dieser Gelegenheit S. „die liebe Zeit!“ und der absoluten Einsamkeit in diesem Kreise von Liebenden müde, hob S. den Anbeter derselben, den damaligen H.....schen Geschäftsträger, aus dem Sattel. Das Herz hatte eigentlich wenigen Antheil an dieser Ritterthat. Von dem früheren Sinne für gesellige Freuden war ihm hauptsächlich der für Maskeraden geblieben, und hielt sich bis in die spätere Zeit. Die eigentliche Genugthuung dabei war, die übernommene Rolle, auch in allen ihren Theilen durchzuführen, und dieses soll ihm gelungen seyn.

Indessen erhielt S. eine Einladung zu dem Minister von Herzberg, welcher ihm eröffnete: Es sey von einem wichtigen Geschäfte die Rede, welches aber das tiefste Geheimniß, und eine Reise nach Constantinopel erfordere, auf welcher Wien jedoch nicht berührt, sondern von Triest aus jene Hauptstadt erreicht werden müßte. Zu diesem Geschäfte habe er S. erkoren. Dieser säumte keinen Augenblick, es

anzunehmen, und bedung sich nur aus, wie, nach der Austrichtung desselben, er bei der Gesandtschaft in Wien angestellt würde, vorher aber den C*schen Kapitels-Geschäften nothwendig 14 Tage an Ort und Stelle widmen müße. Beides wurde ihm zugestanden. S. reiste zu seiner Einführung nach C....., fand dort der Verwickelungen manche, und eigentlich seinen ersten Geschäfts-Wirkungskreis. So viel als die Zeit nur erlaubte, wurden die Grundlinien zu der künftigen Dom-Kapitels Verwaltung gezogen, die Statuten bald vermehrt bald vermindert, und allen Zweigen der Administration ein neues Leben eingehaucht. Zurückgekehrt nach Berlin eilte S. zu dem Minister Herzberg. Er habe einen andern Kanal gefunden, hieß es, wie das Geschäft ausgerichtet werden könnte, nehmlich durch den preußischen Gesandten Grafen Cataneo in Venedig, indessen sollte die Sendung nach Wien statt finden. Das Geheimnißvolle, das Abenteuerliche, das Constantinopolitanische, alles dieses erschien S. sehr reizend, und ungern trennte er sich von der Aufgabe; denn daß er einem Unglücke durch die Reise nach K. entgangen, dieses vermuthete er noch nicht. Der Minister stand derzeit mit der Bischofswerderschen Parthei, mithin mit dem Könige

Friedrich Wilhelm II. selbst, fast im steten Widerspruche. So hatte Herzberg den türkischen Hof in verschiedene europäische Verhältnisse verwickeln wollen, welches aber der König untersagte, und in seinem Sinne den preußischen Gesandten zu Konstantinopel zu instruiren befahl. Herzberg gab deshalb seinen Plan keineswegs auf, und beschloß nun in seinem Sinne, jedoch im strengsten Geheimnisse, an dem Ausflusse der Donau unterhandeln zu lassen, und zu dieser allerdings schlüpfrigen Bestimmung hatte er S. auserwählt. Während der Abwesenheit desselben übertrug er sie einem Baron G..... Dieser begann in Konstantinopel den ihm vorgeschriebenen Pfad zu befolgen, machte dem Divan Eröffnungen, deren Inhalt dem der eigentlichen Gesandtschafts-Vorträge völlig widersprach. Die Türken rügten jene Widersprüche bei dem Gesandten. Dieser sah daraus zuerst, daß G..... gegen den Inhalt der königlichen Befehle handle, vermuthete Verrath im königlichen Dienste, und berichtete darüber dem Könige. Auch zu Berlin wurde Verrätherei vermuthet, und der Gesandte erhielt den Befehl, den Baron G..... in Fesseln nach Berlin abliefern zu lassen. Hiervon mußte letzterer Nachrichten erhalten haben, entfernte sich nach einer

der griechischen Inseln hin, ward dort Türke, und starb einige Zeit darauf an der Pest. Es scheint wohl, daß G..... davon unterrichtet gewesen, wie er gegen den Willen des Königs handle; denn war dieses nicht, so würde er, statt der Flucht, den Weg der Rechtfertigung eingeschlagen haben. Von diesen Verwickelungen und den traurigen Folgen derselben rettete S. die Reise nach seinem Domstifte, denn von dem Minister des auswärtigen Departements, von einem in der Monarchie, wie in dem übrigen Europa, geachteten Manne dazu aufgefordert, den politischen Beschlüssen der königlichen Lieblinge zum Wohle des Ganzen entgegen zu wirken, so gewagt und unklug es war, dessen wäre er derzeit, in der besten Absicht, sehr wohl fähig gewesen. Von Seiten des Ministers mag dieses schon einer der Schritte gewesen seyn, welche den traurigen Geistes-Zustand verkündigten, in welchem er die letzten Tage seines Lebens zubrachte.

Eines Tages erblickte S. in einer Versammlung bei dem Minister von Heinitz einen Mann in silberfarbenem Haare, Adel und Milde im geistvollen Blicke, und erfuhr, daß es der Graf von S. G. sey, welcher für den Posten des Gesandten in Regensburg be-

stimmt wäre. S. erinnerte sich, daß in Tübingen der Publicist Mayer ihn ersucht hatte, sein Andenken bei S. G. zu erneuern, und hievon nahm er Anlaß, den Mann anzureden, dessen Aeußeres ihn bezauberte. Zuneigung und Vertrauen bringen bei besseren Menschen gleiche Empfindungen hervor, und errathen sich, bevor sie sich ausgesprochen haben. So schien auch S. Beifall bei S. G. zu finden. Die gegenseitigen Gefühle des Wohlwollens wuchsen schnell, als S. Besuche bei S. G. abgestattet, und so fand letzterer sich bewogen, S. den Antrag zu machen, ihn nach Regensburg zu begleiten. S. mußte dieses ablehnen, weil er für Wien bestimmt war. Auch hatte der politische Wirkungskreis in Wien für ihn mehr Reiz, als die Reichstags-Verhandlungen. Indessen war der Grund einerseits zur Verehrung, andererseits zu Wohlwollen gelegt, und die Gelegenheit dazu hatte der Zufall des erhaltenen Auftrags eines unbedeutenden Grußes gegeben. Diejenige der Töchter des S. G. welche späterhin S. als beide Lebensgefährtin zu Theil wurde, erblickte er derzeit noch nicht, denn sie brachte einen großen Theil ihrer Jugend im Krankenzimmer zu.

Vor dem Antritte der Reise nach Wien, wurde die Mutter in C., ihrem Sommeraufenthalte, be-

ſucht. Ihr war eigentlich weder die diplomatiſche Laufbahn, noch der Aufenthalt in Wien willkommen. Seitdem indeſſen S. ihr mit Zutrauen nicht blos ſeinen Schuldenſtand bekannt gemacht, ſondern auch Ernſt und Ordnung verheißen, ſeitdem ſie geſehen und von Anderen gehört hatte, daß er durch Einfachheit und Anſpruchloſigkeit Beifall finde — wie er denn dieſe beiden Eigenſchaften ſich zum unverbrüchlichen Geſetze gemacht — ſo hatte ſie Zutrauen gefaßt. Nur wünſchte ſie ſehnlichſt eine eheliche Verbindung. Grade dieſe aber war mit S. Dienſtplänen unvereinbar. Noch wollte er die große Welt, die Hofluft der größeren Höfe und das politiſche Getreibe derſelben kennen lernen. Vor allem auch vermochte er es nie, ſich derzeit zu überzeugen, er ſey einer bleibenden Neigung fähig; hätte es deshalb eben ſo wenig gewagt, ſelbige zu verheißen, und ſo vertrauende Liebe zu täuſchen. Noch immer hoffte die Mutter, und hatte wohl mit deshalb ihren Sommeraufenthalt ausgeſchmückt mit drei Fräulein, die in der Blüthe der Jahre auch den lebendigen Wunſch hegten, gepflückt zu werden, mithin der Leoparde Wieland's ziemlich unähnlich. Ueber S. hatte auch in dieſer Periode ein Genius gewacht, eben der, welcher ihn

später der für ihn Bestimmten zuführte. So wollte auch Meiereth ihn zur Ehe verbinden mit Fräulein .... S. wich diesem aus, und die ihm Bestimmte starb einige Jahre später als Gattin des Generals .... wahnsinnig, an den Folgen einer vernachlässigten Krankheit. Fast eben so traurig war das Loos des ihm gleichfalls von beiderseitigen Eltern bestimmten Fräuleins ..., nachmaligen Gräfin .... S. sah sie sehr wenig, wenn er gleich nicht ohne Absichten, sie betreffend, war, und fand sie einst in einer Gesellschaft bei dem Berliner Gesundbrunnen, ohne auch hier ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Auch sie wurde in der Folge nach einem Wochenbette wahnsinnig. So erfuhr S. in so manchen Lebensverhältnissen die Wirkung einer ihn beschirmenden unsichtbaren Hand, und allein in Rücksicht derselben wurde auch dieser beiden Fälle erwähnt. Mit freiem Herzen, erwartungsvollem und hoffendem Sinne trat S. die Reise nach dem Orte seiner Bestimmung an. Der Weg führte ihn über Dresden, durch Kunst und Natur im Wetteifer verschönert, und zu oft, im Bezuge auf beide, geschildert, als daß hier davon die Rede seyn könnte. Durch den Kapellmeister Reichardt wurde er mit Neumann bekannt, in dessen Kreise

alles Muſik und alles gleichſam Cora war. Neumann hatte den Text dieſer Oper für den Tonſetzer Naumann bearbeitet, ſeine Tochter „Cora“ taufen laſſen, und „Cora“ hörte man dort rings um ſich her. Neumann, dieſer Freund der Fremden in Dresden, und S. ſchieden als Freunde von einander. Auch er iſt längſt vorangegangen. Zum erſten Male legte nunmehro S. den Weg nach Regensburg zurück, den er in der Folge ſo oft in mancherlei Stimmungen wieder erblickte. Von der antiken Brücke, des Donau-Stromes würdig, zu beiden Seiten der ſchäumenden Fluthen deſſelben die Ufer mit Bergen, Wäldern, Weinhügeln, Dörfern, Ruinen bekränzt, begrüßte er zum erſten Male die düſtre Stadt, in welcher ſpäterhin das Glück ſeines Lebens emporklimmen ſollte. Das Wichtigſte, was er hier fand, war S. K. in ſeinem Familienkreiſe, und gern vergaß er über dieſem Weſen edlerer Art der engen Gaſſen Finſterniß, den Mangel faſt jedes architektoniſchen Schimmers und die klagenden Spuren früherer Opulanz. Regensburg verließ S. für diesmal nur noch mit Gefühlen inniger Achtung, und ſchiffte ſich auf der Donau nach Wien ein. Mögen die Ufer des Rheins, in dem Ausdrucke der Anmuth, denen der Donau

vorzuziehen ſeyn, der mehr heroiſche Charakter iſt der Donau Vorzug. Da ſchwamm das Fahrzeug, zwiſchen ſtets abwechſelnden Geſtaden, der glänzenden Kaiſerſtadt zu. Der Weg und das Ziel, beides erſchien dem Reiſenden als ein Paradies. Vor dem reizenden Paſſau wurde gelandet, derzeit noch die Reſidenz eines geiſtlichen Fürſten. Die Stadt ſelbſt, damals der Mittelpunkt für einen wenn gleich kleineren Kreis, als ſolcher indeſſen immer lebendiger und bedeutender, als wenn ſie in der Folge etwa der zehntauſendſte Theil einer großen Monarchie geworden iſt. Wohl denen, die Teutſchland noch gekannt, bevor Liſt und Macht das, was Jahrhunderten getrotzt, was mit dieſen ſich fortſchreitend gleichfalls entwickelt, zerſtört hatten! —

Mag der Wechſel im Irdiſchen ein Geſetz der Natur ſeyn, ein Reſultat menſchlicher Weisheit iſt er ſelten. Grade dieſe wirket dem Wechſel entgegen, ſie befeſtigt und entwickelt; allein ſie zerſtört nicht. S. fand hier, ſo wie früherhin in Baireuth, mehrere Roſen-Damen. Er entdeckte ſich ihnen, und nun ſtürmten ſie auf ihn ein, um zu erfahren: Wer denn eigentlich die Frau von Roſenwald ſey? — Auch hatten ſich dort einige geiſtvolle Männer dieſer

Verbindung angeſchloſſen, ſo ein Graf Welsperg und Andre. Der geiſtliche Fürſt, aus dem Geſchlechte der Auersperg, trug, wie ſo mancher weltliche Herrſcher, weibliche Feſſeln, die einer Gräfin E....., geb. Gr..... Erſt nach mehreren Jahren erfuhr S., daß die Eiferſucht deſſelben rege geworden war. Ihm ſelbſt war dieſes, wie gewöhnlich, bis dahin ein Geheimniß geblieben.

Vor Linz wurde wiederum gelandet und beſchloſſen, dort einen Tag zu raſten. Derzeit hatte Nicolai in der Beſchreibung ſeiner Reiſe Vieles über die Eßluſt der Wiener zu Tage gefördert, welche vielleicht durch die Donauluft für Fremde anſteckend wird. Er hatte die Wiener gleichſam als Röhren Gottes geſchildert, deren alleinige Beſtimmung ſei, den ewigen Kreislauf des Geſchaffenen, Untergehenden und wieder Entſtehenden zu befördern. Als er ſo über Urſache und Wirkung nachdachte, trat ſchluchzend einer der Handwerksburſchen ein, welche S. in ſein Schiff aufgenommen. Die öſterreichiſchen Werber für den Türkenkrieg hatten ihn ergriffen, weil er den Ausdruck: Jeſus Maria! gebraucht, und ob dieſer ihm angeſchuldigten Gotteslöſterung mußte er das Soldatenkleid anlegen und gegen Türken fechten. Nach-

dem der Unglückliche S. sein Schicksal erzählt, zog er einen versteckt gehaltenen Beutel mit sehr vielen Mutterthalern hervor. „Die gute Mutter“, sagte er, „schenkte mir dieses Aufgesparte zu meiner Wanderung; wird es entdeckt, so muß ich mit meinen vielen Kameraden es theilen. Nehmen Sie, mein Herr, es in Verwahrung, und geben es mir wieder, wenn ich, glücklich genug, lebend zurückkehre.“ — Das Zutrauen dieses Menschen entzückte S.; schen freuete er sich, wie er die Summe vermehrt dem Heimkommenden wieder zustellen würde. Allein am folgenden Tage kehrte dieser wieder. Man hatte ihm zugesetzt, und so verlangte er das anvertraute Gut zurück.

Endlich lag die große Stadt, die größte, welche derzeit S. gesehen, in Mondesform vor ihm ausgebreitet. Das Schiff stieß an das Ufer, und froh waren Alle am Ziele.

Der ******ische Hof hatte derzeit 2 Gesandten am kaiserlichen Hofe, einen königlichen, den Grafen P....., einen kurfürstlichen, den Baron J..... K..... Flücher als die Stirn des ersteren konnte nur das Gehirn desselben seyn. Unter derselben eine gänseschnabelartige Nase, deren der Besitzer sich dennoch höchlich erfreute.

Der Nase entsprach der Blick und der Mund, die Rede beiden; das einzige Feuer in diesen Zügen bildete der Rothwein. Friedrich der Große hielt wenig auf seine Gesandten, bezahlte sie schlecht, und hatte eigentlich nicht den Mann, sondern die —schen Thaler desselben nach Wien gesendet, um Nachfolger des so geistvollen N..... zu seyn. Hatte der kaiserliche Hof diesen zu klug gefunden, so gelang es P..... völlig, dieses Versehen wieder gut zu machen, und dazu genügte seine erste Erscheinung, denn sofort war er gewogen worden. In ihm kämpfte die Unwissenheit mit der Einfalt, und beide blickten zugleich hervor, wenn mit dem Mantel der Arroganz er sie umhüllen wollte. Der Kaiser Joseph sprach an den Hoftagen nur mit wenigen Gesandten, jedoch jederzeit mit dem päpstlichen Nuntius Caprara. Daher stellte sich P..... gewöhnlich diesem zur Seite, damit es heiße: Joseph habe auch mit ihm sich unterhalten. In vollem Ernste trug er einst in einer großen Gesellschaft den allerdings Zutrauen erweckenden Grundsaz vor: Die beste Politik sey diejenige, welche mit einer stets geöffneten Hinterthüre versehen sey. Ohnerachtet er unaufhörlich fragte und darüber den Beinamen: „Est ce que —“ erhielt, so wußte er doch nur das, was er

aus seines Kollegen Depeschen ersah. J..... K..... hatte sich in Wien von der Stufe des Legations-Secretairs empor gearbeitet. So waren von ihm Verhältnisse jeder Art angeknüpft worden, die er mit Einsicht benutzte. Seit einer langen Reihe von Jahren hatte er seine Vertrauten durchstudirt, kannte die schwachen Seiten derselben, und stand, so wie mit dem Feldmarschall Laudon und anderen dieser Höhe, bis zum Copisten des Hofkriegsraths in Verbindung. Joseph, welcher es wußte, entfernte sofort diejenigen aus Wien, welchen er nicht so viel zutrauete, mit J..... K..... in vertrauterem Umgange stehen zu können, und derzeit wurde der eilfte, dieserhalb Versetzte, genannt. In jeder andern Residenz würde er nicht mit gleichem Erfolge, wie auch späterhin die Erfahrung gelehrt, seinen Hof vertreten haben, denn seiner Verschlossenheit, seiner Kälte fehlte es an dem Gefälligen und Gefallenden, was Zutrauen und Beifall zugleich erwirbt; allein in Wien hatte er sich gleichsam eingebürgert. Durch ihn wurde freilich die Lücke, welche P..... zurückließ, ausgefüllt, und die übrigen Gesandten hielten ihn einstimmig für den Zweiten, nach dem hannöverschen v. M...., wenn es darauf ankam, von dem Vorfallenden unterrichtet zu seyn. So entwarf J..... K..... al-

lein die Berichte, welchen P....., um sich das Ansehen eines Verbesserers zu geben, einige Komma's und Punkte, so wie endlich das nicht in Zahlenschrift Mitzutheilende, hinzufügte. Damit aber die Nachwelt es nicht erführe, daß die Berichte selbst aus J..... K.....'s Feder geflossen, so erhielt S. den Auftrag, selbige abzuschreiben, und in dieser Gestalt wurden sie dem Gesandtschafts-Archive hinzugefügt. Gegenseitiges Mißtrauen war auch noch derzeit die eigentliche Grundlage des Verhältnisses zwischen Oesterreich und Preußen, worin ersteres noch das letzte übertraf. J..... K..... war auf jedem seiner Tritte von Polizeidienern begleitet. Auch S. befand sich in diesem Falle, und neckte seine Begleiter oft dadurch, daß er in mehrere Häuser eintrat, wo er Niemand kannte, und nach kurzem Aufenthalte sie wieder verließ. In dem Greinertschen Hause, bei den Eltern der bekannten Schriftstellerin Karol. Pichler, wäre S. gerne aufgenommen worden, weil er aber ein Mitglied der Gesandtschaft war, so wurde sein Besuch verbeten. Oft ging dieses Mißtrauen selbst in bittern Haß über gegen Alles, was preußischen Ursprungs war, und hierin zeichneten sich der Feldmarschall Lascy und der ehemalige kaiserliche Gesandte in Berlin, von Swieten, vor-

züglich auch gegen S., aus. Nicolai's, des Reisebeschreibers, Verrath gegen die Wiener hatte übrigens nicht wenig dazu beigetragen, das Mißtrauen und die Abneigung gegen die Preußen zu vermehren. Der Sinn der Wiener jener Zeit war eigentlich der, daß sie Nichts als vollgültig anerkannten, wenn es nicht von ihrem Kaiser ausging, oder zu ihnen gehörte. Am empfindlichsten wurde dadurch der Stolz der Höheren im Umgange mit ihnen, welcher doch gesucht werden mußte. Welchen Kitzel empfand oft S., diese aufgedunsenen Blasen durch einen Nadelstich zusammensinken zu lassen. Allein der Unmuth mußte in der Regel verbissen werden, wenn er gleich zu Zeiten hervorbrach. So meinte einst ein ungarischer Fürst Bathyani: die preußischen Husaren glichen in ihrem Anzuge den ungarischen Schulmeistern. „In dieser Rolle hätten die ungarischen Husaren die preußischen oft kennen gelernt“ erwiederte S. Uebten die Männer und die älteren Frauen gegen die Fremden Stolz, so wurde dieses reichlich durch die Milde der jüngeren Frauen gegen selbige wieder verlüßt, und eigentlich gehörten nicht außerordentliche Gaben dazu, körperlich und geistig die Mehrzahl der Wiener zu übertreffen. Ausschweifungen und Schwä-

chung sind dort um einige Generationen jünger, als in andren teutschen Städten. Der Fremde, mit gesundem Verstande in einem gesunden Körper, wurde bald von den Weibern bemerkt, und wohl mit Entgegenkommen vorgezogen. Wäre das Erobern eine Kunst, so hätte es aufgehört, dort eine zu seyn, so leichten Kaufs war in der Regel der Sieg. Nach der ersten Vorstellung bei dem Kaiser Joseph schrieb S. in sein Tagebuch: Am 7. Decbr. 1788.

„Leidenschaften und Gram zogen tiefe Furchen zwischen diesen Gesichtszügen, dichter ist die gelb gefärbte Haut dem Schädel angeschlossen, um vielleicht bald zu erblassen. Und dieser Mann kann dem Ruhme dieser ausgemergelten Hülle noch das Glück und das Leben von Tausenden seiner Brüder opfern? Sein Auge blickt freundlich, wohl freundlicher als sein Herz ist, — und seine so milde Sprache, verkündigt sie nicht oft Befehle der empfindungslosen Strenge? Das ist also der erste Mann auf diesem Planeten, der Wunden schlagen, auch Wunden heilen kann, beides wie er will. So wolle er dann das Glück der Andern, wenn er sein eigenes will.

Aber warum klopfte schneller mein Herz? Wer ist er? Wer bin ich? Beide in einem Schooße ge-

bildet, in welchen wir einſt zurückkehren, und dann wird der Enkel nicht zu erkennen vermögen, welcher Scheitel die Kaiſerkrone trug. Deshalb weg mit der niedrigen Menſchenfurcht! nur Schwache und Sünder zittern —".

In ſo weit im Vorſtehenden ein Urtheil über Joſeph enthalten iſt, würde S. als ſolches auch noch jetzt nach 32 Jahren es unterzeichnen. Jedoch iſt einiges noch hinzu zu fügen. Als S. Joſeph zuerſt erblickte, war von ſeiner frühern männlichen Schönheit nur allein der geiſtvolle freundliche einnehmende Blick, ein holder Zug, der auf den Lippen ſchwebte, und ein harmoniſches Organ übrig geblieben. Dieſe Außenſeite, belebt durch Kenntniſſe, Talente, durch den Schimmer des Witzes, ſich in edlen, einfachen Formen bewegend, konnte nicht anders, als für den Mann einnehmen, der den erſten Thron Europens beſaß. Dieſe Züge ſind in der jetzt (1820) lebenden Kaiſer-Familie ausgeſtorben. Wäre Joſeph ſich ſelbſt treu geblieben, hätte nicht das Beiſpiel des großen Friedrichs ihn zur Nachahmung deſſelben fortgeriſſen, gewiß hätte er dann als ſelbſtſtändig ausgezeichnet in der Geſchichte geglänzt. Allein ſo wollte er ſein Muſter nicht allein erreichen, ſondern

selbst übertreffen. Der Scepter sollte ihm ein Zauberstab seyn, der in demselben Momente das Werk von Jahrhunderten zertrümmerte, und aus den Trümmern ein neues schuf. Jede entstandene Lücke sollte der Wille des Kaisers auszufüllen vermögen. Wenn Friedrich als wahrhaft groß, unbekümmert um den Beifall seiner Zeitgenossen, nur in dem Nachruhme die Bestätigung mit Weisheit erfüllter Regentenpflichten suchte, das Beste, der Nachruhm, ihm Zweck war; so handelte Joseph vor allen, um von seinen Zeitgenossen angestaunt zu werden. Die Unsterblichkeit wollte er gleichsam im Voraus genießen. Daher die Hast im Zertrümmern und Anordnen, das Zermalmen von Allem, was ihm entgegen stand, die kaltblütige Grausamkeit und die grausame Liebe in seinen Regentenhandlungen. Weil die Geistlichkeit und der Adel allein im Stande waren, sich dem Bestreben Josephs entgegen zu stellen, so stürzte er sie beide, und den Vorwand dazu gaben religiöse Aufklärung und Menschenrechte. Aus ihren Zufluchtsörtern wurden Mönche und Nonnen vertrieben, und größtentheils hülflos gelassen. Die Noth leitete sie zu Lastern hin, und so erblickte man häufig, besonders in Italien, die letzteren als

Buhldirnen. Der eingezogenen Reichthümer der Klöster ohnerachtet, hatten die ohne Erfolg geführten Kriege schnell die Staatskassen wieder erschöpft, und statt der Müssiggänger in geräumigen Mönchskutten, in so weit nicht alle geistliche Orden sich eine nützliche Bestimmung gegeben hatten, erblickte man nun militairische Müssiggänger in eng zugeschnittenen Soldatenkleidern. Der Adel wurde von seiner Bestimmung, seine Grundstücke zu bewohnen, planmäßig abgezogen. Am Hofe sollte er glänzen, abhängig von Orden und Titeln werden, vergeuden das angestammte Erbtheil, und damit diese Vernichtung um desto schneller fortschreite, sollten die Gesetze gegen den Wucher aufgehoben werden. Juden wurden dem Adel einverleibt, edle Namen zum Gassenkehren verurtheilt. Die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetze sollte dieses rechtfertigen. Allein dies war nur Vorwand für den nach der Unumschränktheit strebenden Regenten. Wenn die Todesstrafe abgeschafft ward, so wurde dagegen das Schiffziehen eingeführt, ein langsamer Tod, wo die, welche während der Arbeit starben, von den übrigen, mit welchen sie zusammengeschmiedet waren, bis an den Abend mit fortgeschleppt werden mußten. Wenn unläugbar aus den Josephi-

nischen Reformen auch manches Wohlthätige entsprang, so war es zu theuer auf Kosten des Rechts und der Wahrheit erkauft, und dieses Wohlthätige hätte sicherer und dauerhafter auf dem entwickelnden Wege erreicht werden können. Dagegen lebte Joseph grade so lange, um vor seinem Hinscheiden noch seine Lieblingspläne scheitern zu sehen. So die nähere Verbindung mit Rußland, — die Unterjochung von Belgien und Ungarn. Eine sparsamere Hofhaltung gab es übrigens nicht, als die des Kaisers in jener Zeit. Sie beschränkte sich auf einige Vormittags-Couren. In der Faunischen Liebe genügte Joseph das Leichtgefundene. Eine unglückliche Wahl dieser Art, während des Feldzuges gegen die Türken, beschleunigte den Tod des bereits siechen Kaisers. Wäre Joseph mit den Riesenkräften Napoleons ausgerüstet und wie dieser lange der Günstling des Glücks gewesen — der Wille war vorhanden, die Eroberer-Rolle zu übernehmen. — So blieb Josephs Handlungsweise nur das Vorspiel zu den späteren inneren gewaltsamen Staats-Erschütterungen, worin die Einen göttliche Ordnung, die Andern nur menschliches Treiben entdecken! —

Ohnerachtet die *****ische Gesandtschaft nur aus

vier Gliedern bestand, so bildeten diese vier Töne nichts weniger als einen Accord. — Mit Allen haderte P.....; eifersüchtig auf J..... K....., Splitterrichter mit Cäsar und S., färbte sein Zorn täglich das rothe Antlitz in blaubraunen Purpur, welches von Kollern begleitet wurde. Cäsar, ein körperlich und geistig verwahrlostes Wesen, gestaltet und boshaft wie ein Affe, kriechend und falsch, schmiegte sich stets zwischen P..... und J..... K....., indem er sie wechselseitig gegen einander verklagte, und S. dabei nicht schonte. J..... K..... strebte nach P..... Posten, Cäsar nach dem Posten J..... K.....'s, S. nach nichts dieser Art. Dem ohnerachtet erschien er anfänglich den beiden Letzteren verdächtig. Es gab frühzeitig eine Gelegenheit, mit P..... zu brechen.

Um Cäsar bekümmerte S. sich nicht weiter, und schloß sich an J..... K..... als den einzigen Ersprießlichen an. Sobald Letzterer dieses bemerkte, wurde er offener, zutraulich selbst. Uebrigens hatte S. das Vorgefallene dem Minister Herzberg einberichtet. Bei J..... K..... waren indessen fernere Pläne entstanden. Er hatte eine erwachsene Tochter, die manches Talent mit Anmuth und Bescheidenheit verband. Das Weitere ist leicht zu errathen. Allein außer dieser lebte

in seinem Hause eine Niederländerin, Erzieherin der Tochter, reizend, mit französischer Lebendigkeit und Witze ausgestattet, dabei — planvoll. Die Welt sagte, J..... K..... huldige ihr; sie würde ihres Zöglings Stiefmutter werden. Sie mochte erwogen haben, daß der jüngere und reichere Gatte Vorzüge vor dem Witwer hätte, und so entwarf auch sie Pläne. Bei diesen blieb es. Wenn in diesen Nachrichten so oft von Hymen die Rede ist, so hat Eitelkeit auch nicht den entferntesten Antheil daran. Einmal ist die Ehe gleichsam Haupt- und Staats-Aktion. Am besten wissen dieses die Mütter und die Töchter; allein die Sitte hat ihnen den Zwang auferlegt, nur schweigend sich bewerben zu dürfen. Daher statt des offenen Bekenntnisses die Feinheit. Andererseits ist Reichthum ein Idol der Menschen. Dieser mochte S. den Weg zu manchem Wunsche eröffnet haben, und da er eigentlich noch zwischen Jugend und Altersreife schwebte, so vermochte er es, ohne je eine Rolle zu spielen — denn dazu war er zu stolz oder zu träge — fröhlich mit den Fröhlichen, urtheilend und fühlend mit den Ernsthafteren zu seyn. In beiden Fällen zeigte er sich nur, wie er war. Er selbst verglich sich derzeit, die Gefühle der Liebe be-

treffend, mit einem ausgebrannten Vulkan. So schien es wenigstens in Rücksicht der stärkeren Leidenschaften, seit jener Zeit, als er die Schweiz durchreiste, der Fall zu seyn. Ein anderes war es mit den kleineren Vergötterungen, den Kränzen, für die Dauer einiger Tage gewunden. — Die Zahl derselben war nirgends größer als in Wien, und eben so die Verlegenheit, wenn nun in einem Kreise mehrere zusammen trafen. Bald hatte er für die Gesellschaften der verschiedenen Klassen, welche er besuchte, für jede eine Gebieterin, denn ohne eine Empfindung dieser Art erschien der Tummelplatz der Freude selbst ihm verödet. Oft erröthete er vor sich selbst, daß er so manchen Beifall allein erkanzte. Allein dieses grade verdoppelte die Kraft dazu, und so vermochte er es, im Karneval fünf Wochen hindurch von 7 Uhr Abends bis zur siebenten Morgenstunde zu tanzen.

Wenn von den dortigen politischen Verhältnissen die Rede seyn soll, so muß vor Allem des Staatskanzlers Fürsten Kaunitz erwähnt werden. S. war, als er ihm vorgestellt wurde, auf Sonderbarkeiten vorbereitet. So fand er in den Empfangszimmern desselben ein Billard, eine Galanterie-Krämerin, die

ihre Waaren ausgebreitet, endlich den Fürsten selbst, den Friedrich definirt hatte:

Si bizarre en ses gouts, si profond pour les affaires.

Ein Mann von mittler Größe, in den Augen einen Adlerblick. Die Locken künstlich gedrechselt, noch künstlicher die Stirn in den sieben Ecken der Schönheit konturirt. Der Fürst, umhangen mit einer Mehr- oder Minderzahl von schwarzseidenen Mänteln, bis zu deren neun, worüber der Wärmegrad bestimmte. Die Mittagsstunde schlug dort um halb sieben Abends. Bei Tafel war der Hauptstoff der Unterhaltung Kaunitz selbst, so wie auch er selbst diesen Stoff gewählt hatte. Was er sagte, wurde von den Gästen mit begierigem Ohr aufgefangen, bewundert, bestätigt, verstärkt. Vorzüglich hatte der Sardinische Gesandte, Marquis de Breme, ein emphatisches „Exactement!“ stets in Bereitschaft, welches von einer lauschenden, verzückten Miene begleitet wurde.

Daß Moses dem Adam allein Söhne und keine Töchter gegeben, dieses wurde von Kaunitz, mithin auch von den übrigen sehr gemißdeutet. Freilich hätte die Poesie, durch die Evens Töchter nur gewinnen können, diesen Umstand entschuldigen müs-

sen, denn ohne selbige starb das Menschengeschlecht aus.

Nachdem wir erfahren, daß die bürgerliche Gesellschaft aus der Gewalt des Stärkeren entstand, diese demnächst, durch Gesetze beschränkt, den Charakter einer Verfassung angenommen, so fügte Kaunitz hinzu:

il n'y a personne qui vous ait exposé cette matière avec tant de brièveté et de netteté, que je viens de le faire.

Sehr wahr und mit deutlichen Anspielungen drückte er sich über Souverainität und Despotismus aus. Seine ausgesprochenen Grundsätze, angewendet auf die Schritte seines Herrn, hätten diesem die Rolle eines Despoten zuerkannt. Er schloß:

„Nous faisons par la raison en tems de paix autant, que par la force de la guerre et à moins de paix —".

Es wurde dieses in der Periode des Türkenkrieges gesagt.

So interessant Manches an Kaunitz Tafel war, so wichen doch die Meisten seinen Einladungen aus, denn nicht selten ging seine üble Laune in Unhöflichkeiten über. So waren eines Tages mehrere in Uniformen bei ihm versammelt, unter welchen auch S.

Ein Graf Nostiz, früherhin in der preußischen Diplomatie angestellt, zeichnete sich auch an diesem Tage durch die Stickerei seines Kleides aus, ein Gegenstand, welchen, so wie neue Modenstoffe, Kaunitz selten unbeachtet ließ. „Sie sind nicht in Diensten", fragte er Nostiz, „ich sehe es ihrem Kleide an? — Die ewigen Uniformen sind mir unleidlich. Was sind sie anders, als die Livreen der Fürsten —". Da Alle schwiegen und auch der gegenwärtige portugiesische Geschäftsträger, so schwieg auch S. Jedermann wußte, daß vor allem der Greis Kaunitz stolz auf seine Reitkunst war. Daraus bildete sich ein Bestreben, das Gespräch, es koste was es wolle, auf jene Kunst und die Meisterschaft des Fürsten in selbiger hinzulenken. Niemand war stärker hierin, als der sardinische Breme, und S. bewunderte in der Stille die künstlichen Uebergänge, welche endlich zu dem Fürsten zu Pferde hinleiten sollten. War dieses erreicht, dann begann die Ekstase.

S. hatte in Wien zwei mecklenburgische Pferde, und man sagte von ihm, er sey ein guter Reiter. Kaunitz mußte gleichfalls dieses gehört haben, denn eines Tages rief er unerwartet aus dem entgegengesetzten Ende des Zimmers S. zu sich. „Haben

Sie mich zu Pferde geſehen?“ war die Frage, und als S. dies verneinte: „So lade ich Sie für morgen nach meiner Reitbahn ein, wo Sie ihre Pferde mitbringen würden.“ — S. mußte zuerſt reiten, da aber ſeine Pferde die eigentlichen Manegenkünſte nicht erlernt, ſo fielen auch dieſe weg. Nun beſtieg Kaunitz ſein Pferd, und mit meiſterhafter Führung machte er die Schule durch. Daß S. von Bewunderung überſtrömte, verſteht ſich. Uebrigens war Kaunitz bei Joſeph, dem Alleinherrſcher, ſchon derzeit ohne allen Einfluß, nnd rächte ſich durch manchen bittern Spott. Auch Kaunitz war nicht immer in finſtre Grandezza gehüllt geweſen, wenn, wie verſichert wurde, es begründet war, daß er den .....ſchluß unterzeichnet auf demjenigen Theile einer Geliebten, welcher der Venus den Beinamen Kallipyga erwarb. — Wie? wenn Kaunitz, der Stifter der endlichen Verbindung zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, aus der Gruft ſeines Familienſitzes Auſterlitz, wo ſeine Gebeine ruhen, den Lorbeer Napoleons, eben dort errungen über beider Kaiſer Heerſchaaren, hätte erblicken können! —

Was für S. der Hofzirkel nicht enthielt, dieſes fand er in den übrigen, beſonders in dem der Gelehrten. In dem erſteren fehlte es nicht an zahl-

reichen Zusammenkünften, in welchen die Karte die Hauptrolle spielte, allein die Mädchen schienen verstimmt, die Frauen waren großentheils nur geschwätzig; flach und durchfallend die Männer. Für den Diplomaten war die Gräfin Zinzendorff interessant, und erinnerte an die Zeiten Marien Theresiens, wo die Geschäfte nicht selten durch die Hände der Kammerfrauen gingen. Nur kam es darauf an, das bei der Gräfin Gesammelte sorgfältig zu sichten, um die Goldkörner im Staube ausfindig zu machen. In ihrer Sprudelrede waren Moral, Hausangelegenheiten, Metaphysik, Stadtneuigkeiten, Aberglaube, Unglaube, Physiognomik, Lachen, Weinen, Verzweifeln, Hoffen, Alles hinter einander, unter einander, an einander geklebt, geschürzt. Daher sagte man von ihr: Sie leide an dem Durchlauf der Worte. Die Geistvollesten versammelten sich Morgens gegen 2 Uhr bei den Gräfinnen Thun und Pergenn, beide durch Verstand und feine Bildung ausgezeichnet, und vielleicht um desto liebenswürdiger, weil sie allein ihrem Geiste, mit Grazie verschwistert, diese Eigenschaft verdankten. Dort erschien auch zu Zeiten Joseph, und war dann allerdings unwiderstehlich. Freilich hatten die Kronenträger jener Zeit die Lie-

benswürdigkeit wohlfeileren Kaufs als jetzt. Waren sie da nur menschlich, so wurden sie vergöttert. Engel zu seyn würde ihnen jetzt nicht genügen, denn das Göttliche verlangt von ihnen die thätigte Weisheit der Neuern.

In einem jener größeren Cirkel fand S. eine Venetianerin Barbarigo. Eine Junonische Gestalt und Haltung zeichneten ihr Aeußeres aus, nur schien sie nicht zu wissen, daß für sie doch ihre erste Jugend verflossen sey. Italienerinnen übersehen dieses leichter, weil der Charakter ihrer Gesichtszüge, der erhabenere Styl in selbigen, gleichsam minder sterblich, als der Reiz der Bewohnerinnen des Nordens ist. S. wurde leicht mit ihr bekannt; bald war die Unterhaltung lebendig, reichhaltig ihrerseits durch Gedanken und Gefühle. Früherhin, so erfuhr S. durch Andre, hatte sie in Venedig Josephs Aufmerksamkeit ausschließlich auf sich gezogen; jetzt, dies gestand sie späterhin selbst dem S., reisete sie nun, sich zu zerstreuen, weil kürzlich ihr Cicisbeo durch den Tod von ihr getrennt war. Es war zu bemerken und wurde deutlicher und klar, daß sie ihm einen Nachfolger suche; denn hoch in Ehren stand bei ihr das Cicisbeat. Sie schien unter dreien, einem Mailänder Visconti, einem Ungarn

Verſey und S. Einen wählen zu wollen, und vielleicht die Ruhe, welche ſie bei S. bemerkte, beſtimmte ſie, ihn aufzuſcheuchen. Unbekümmert um den Zwang, den teutſche Sitte den Frauen anlegt, ertrug ſie es mit Widerwillen, einem Geſchlechte anzugehören, welches der Sprachgebrauch das Andre nennt. So hätte ſie gern ihrer Weiblichkeit entſagt, doch ungern der Liebe, die ſie Männern einflößte; denn in ihrer Eitelkeit war ſie Weib. Selbſt zu lieben ohne Hoffnung der Gegenliebe iſt bitter, aber einem Gegenſtande, den wir achten, Liebe nicht erwiedern zu können, iſt drückend. Der feurigen Italienerin war es völlig unerklärbar, daß ſie nicht einen tieferen Eindruck ſollte hervorbringen können. Sie war ſo überzeugt, wie ſie ihn hervorbringen mußte, daß ſie die Nicht-Sinnlichkeit von S. für Verrücktheit erklärte. Wäre es etwa Schüchternheit? Auch dieſes wollte ſie verſuchen. Sie veranſtaltete eine Schlittenfahrt über Land, wo S. ſie begleiten ſollte. Da wurden nun auf dem Wege die Rechte und die Pflichten eines Cicisbeo ausführlich von ihr auseinandergeſetzt. Feuerblicke begleiteten die Rede, jeder ſollte das Geſtändniß der Liebe hervorrufen. Allein S. geſtand allein Liebe ohne Sinnlich-

keit, und dabei blieb es auch, als an dem Ziele der Fahrt sich die Gelegenheit reichlich darbot, Alles zu wagen. Sie rächte sich am folgenden Tage nur dadurch, daß sie an S. einen Brief schickte, der allein die Worte aus der Zaire enthielt:

Debole affetti?

oh dei — te crederei? —

S. und die Barbarigo blieben indessen Freunde und noch späterhin in einem Briefwechsel; die Letztere stets überzeugt, S. sey verrückt.

Noch auf eine andre Weise wurde die sonst leicht hinfällige Tugend von S. auf die Probe gestellt. Eine Berliner Schauspielerin Göbel, die vor der Abreise des S. von Berlin daselbst aufgetreten war, hatte durch Jugend, Schönheit, naives Spiel und einen gewissen Silberklang der Stimme vielen Beifall gefunden. Auch S. war nichts weniger als unempfindlich geblieben, jedoch hatte er es mit der Zahl von Anbetern nicht aufnehmen wollen, und so das Geheimniß seiner Entzündung in sich allein verschlossen. Indessen hatte die Schöne, gegen den Willen ihrer Eltern, plötzlich Berlin mit einem Wiener Schauspieler, Distler, verlassen, und war nun in der Kaiserstadt aufgetreten. Die bekümmerten Eltern

schrieben an den Magistrat daselbst, der den Distler vor die Schranken lud, und eben die pflichtschuldigen Verhöre und Ermahnungen beginnen lassen wollte, als sie das Wort nahm, und mit vieler Beredsamkeit die Richter ermahnte, indem sie ihnen bewies: Ihr Herz sey ihr alleiniges Eigenthum. Die Richter sahen und hörten sie gern und — verstummten. Nun langte ein Brief der S. gänzlich unbekannten Eltern an ihn an, in welchem sie ihn ersuchten, die Tochter zur Rückkehr zu bewegen. Die vorgetragenen Motive dieses elterlichen Zutrauens waren so ehrenvoll für S., daß sein Entschluß sofort gefaßt war, selbigem zu entsprechen. Der Entflohenen wurde das Creditiv der Eltern vorgezeigt und die Unterhandlung begonnen. Bis zur Rührung gedieh selbige, aber nie bis zur Rückkehr. Das Mädchen weinte, lachte, haderte, schmeichelte, Alles in einem Athem fort, und als späterhin S. sie in dem sogenannten Seufzergange des Redoutengebäudes Arm in Arm mit einem bekannten Grafen Wratislaw erblickte, da war er überzeugt, daß mehr als eine Kette sie an Wien gefesselt hielt, und schrieb den Eltern die traurige Kunde, nicht ohne einigen inneren Stolz, sich selbst besiegt zu haben.

Ein Adjutant des Königs, von L....., hatte, unter andern wegen Mißverständnissen mit dem General Gneisau, Berlin ohne Urlaub verlassen und wurde mit Steckbriefen verfolgt, weil, wie es hieß, er Pläne preußischer Festungen mit sich genommen hatte. Ein Preis von 1000 Rthlr. war in der Berliner Zeitung dem verheißen, welcher ihn festnehmen würde. L..... besuchte täglich in preußischer Uniform den Mittagstisch im Ochsen, wo jederzeit sich eine große Zahl österreichischer Offiziere einfanden, welche theils aus dem Türkenkriege kamen, theils dorthin abgingen. Diese behandelte L..... wie Schulknaben, bewies ihnen, weshalb sie in Ungarn geschlagen werden müßten, und diese litten es. S. hatte absichtlich die Zeitung mitgebracht, welche den auf L.....'s Kopf gesetzten Preis ankündigte, nahm an der Tafel neben Letzterem Platz, und legte das Blatt neben sich. Kaum hatte L..... es gesehen, als er sich es ausbat, um einmal wieder, wie er sagte, ein Berliner Blatt zu lesen. S. gab es ihm, mit dem Hinzufügen: er selbst habe es noch nicht gelesen. L..... las, fuhr auf, dann wieder zusammen und dankte für die Mittheilung. Die letztere, als Warnung, war allein die Absicht des S. gewesen. Bis dahin

hatte L..... in Wien, wo er Kriegsdienste suchte, keinen Eingang gefunden. Nach einigen Tagen erblickte S. ihn in kaiserlicher General-Stabs-Uniform. Späterhin ertheilte er einigen Erzherzögen taktischen Unterricht, und starb als kaiserlicher Feldmarschall-Lieutenant.

Während der Periode des Aufenthalts von S. in Wien begann die französische Umwälzung. Merkwürdig war es die Wirkungen zu erblicken, welche die ersten Nachrichten über selbige in der Kaiserstadt hervorbrachten. Der französische Botschafter Noailles schwieg, weil er schweigen mußte. Anders der Gesandtschafts-Sekretär La Luzante und ein Abbe des Moyers bei der französischen Botschaft. Beide äußerten auch gegen S. unverholen ihre Freude über den in Paris geführten Beweis der Volkskraft. Viele frohlockten, allein um sich das Ansehn von Aufgeklärteren zu geben — andre nannten das Vorgefallene, eine Fischweiber-Scene — Niemand wohl vermuthete, welchen Brand dieser Funken hervorbringen würde. Als an Kaunitz Tafel die Notablen aufgezählt wurden, nannte S., freilich irrig, Mirabeau. Sogleich erwiederte Noailles: Qu'il etoit trop noté pour etre notable. Und welche Rolle spielte Mira-

beau bald nachher? — S. welchem das königliche car tel est notre bon plaisir und was dahin gehörte von jeher ein Aergerniß gegeben, freute sich aufrichtig, daß das französische Volk sich endlich einmal gefühlt. Ein Irrthum, welcher derzeit verzeihlich war, hat aufgehört, es zu seyn, seitdem die Menschen in der Nähe erfahren, daß der Volkssturm nur den Baum entwurzele und stürze, anstatt ihn grade zu richten. Wer der Zeit in Josephs Herz hätte lesen können! Was in dem Kaiserstaate er von oben hinab vollführt, wurde nun in Frankreich von unten hinauf vollzogen. Er blickte indessen oft seiner Auflösung entgegen, und als eines Tages er die letzte Oelung erhalten sollte, und, der Sitte gemäß, die Hoffähigen sich um ihn versammelten, da besann sich S. nicht lange, gleichfalls nach der Burg hinzueilen. Alle Augen wurden auf ihn, einen Protestanten, ein Mitglied der *****ischen Gesandtschaft, hingerichtet, und sichtbarer wurde noch der Unwille bei Manchen, als, mit den Gebräuchen des katholischen Cultus unbekannt, S. bei der Vorzeigung des Allerheiligsten nicht sofort mit den übrigen niederkniete. Die Neugierde, den ersten Monarchen Europens in dem Momente zu erblicken, wo er von der Herrlichkeit des

Thrones Karls des Großen scheiden sollte, diese allein hatte jede andre Betrachtung bei S. niedergeschlagen. Sein Schritt wurde ihm indessen als ächt *****i-sche Freude gedeutet, den mächtigsten *******s Feind hinscheidend zu erblicken, um Stoff für den Bericht über diesen Hintritt zu sammeln.

Wiener Freuden, Schwermuth und Wissenschaften hatten sich indessen in S.s Lebenstage getheilt. Manchen Lockungen widerstand er, eigentlich mehr aus natürlicher Abneigung als aus Grundsätzen, in einer Residenz, wo die Weiber bald aus Sinnlichkeit, bald aus Langeweile, bald aus Putzsucht der paphischen Göttin huldigten.

Für die Fremden gab es Verzeichnisse, in welchen die Reize der sich Preis Gebenden, ihr Humor ꝛc. geschildert, und diesem gleichsam der Cours derselben hinzu gefügt war, welcher mit einigen tausend Silbergulden für ein Opfer begann, und bis zu einigen Ducaten hinab fiel. Auf diesem Verzeichnisse befanden sich nicht selten die Gattinnen geachteter Männer, wenn letztere die Geldbedürfnisse der ersteren nicht befriedigten.

Die käufliche Gunst, besonders wenn sie als Waare sich ankündigte, hatte selten für S. einen

Reiz, und eigentlich war sie dort überflüßig. Andre Frauen hatten einen bestimmten Geschmack, etwa für Heyducken oder Läufer, oder Jäger. Der Jäger in S.s Dienste, welchen er von der Akademie her für sich gezogen, wurde aller Bemühungen seines Herrn ohnerachtet das Opfer einer Frau v. R....., welche dieser Livereу huldigte.

Eines Tages überfiel die Spatziergänger im Prater ein Platzregen. Alles flüchtete, so auch einige Damen, von welchen eine mit seltenen Reizen geschmückt war. Da sie ihre Kutsche nicht fand, so bot S. ihr und ihren Gefährtinnen die seinige an, und begleitete selbige nach ihrer Wohnung. Nichts war natürlicher als die Gesellschaft bis in ihre Zimmer zu begleiten, und da fand es sich, daß die Schönheit von dem böhmischen Grafen B..... gezeugt, und mit einem Herrn von S. vermählt war, welcher der Zeit in den Niederlanden in kaiserlichen Angelegenheiten anwesend war. Es giebt einen Reiz, der uns gewaltiger als andre, vielleicht selbst höhere Reize, anspricht. Dieser Fall war hier eingetreten, und wurde bald gegenseitig. Auch ohne zu girren, hatte die Dame etwas entzückend Taubenartiges, und wurde auch nicht anders als die Taube von S. genannt. Bei ihr

erfuhr S. zum zweiten und letzten Male in seinem Leben, daß auch die festesten Vorsätze, nicht der strengsten Enthaltsamkeit, sondern der Mäßigung im Genuße, scheitern können. Jeden Vorsatz lähmte die Taube, und dennoch war es nur eine Harmonie der Sinnlichkeit, welche diesen Sieg davon trug. Hoh. Zeit war es, daß die Abreise von Wien dieses Verhältniß trennte. Wunderlich wurde diese bunte Existenz von planmäßigem Wirken durchkreuzt. Die Stunden der Woche waren tabellarisch vertheilt, täglich deren zwei eigentlichen Arbeiten des Nachdenkens, damit der Geist nicht sinke, angewiesen. Andre Stunden waren für Besuche bei Gelehrten oder denkenden Köpfen bestimmt, und S. stand mehr oder minder in Verbindung mit Sonnenfels, v. Retzer, Alxinger, Birckenstock, Pacaßi, Puffendorf, Denis, Mastalier, Blumauer, Jacquin, Häncke und Andern. Regelmäßig war der Briefwechsel in Klassen eingetheilt, solcher, welche vierzehntäglich, monatlich, vierteljährlich und halbjährlich Briefe erhielten. Die Flöte und der Gesang war als musikalische Uebung hinzu gefügt worden. Endlich gewann über alle die Botanik die Oberhand, und Häncke der Botaniker ertheilte S. in selbiger Unterricht. Da begannen bei

dem Botaniſiren mit ihm wieder die Schweizer Fußwanderungen in der paradiſiſchen Umgegend Wiens. Allmählig bildete ſich der Uebergang zu der Wahl einer veränderten Beſtimmung. In folgenden Stellen aus S. derzeitigem Tagebuche iſt er näher angedeutet.

Den 15. Decbr. 1788.

„In meiner Bekanntſchaft mit den Wienern erſter Klaſſe rücke ich wenig vor. Für dieſe Eiszapfen bin ich nicht warm genug, um ſie aufzulöſen, dabei zu ſtolz, um auch nur die Vermuthung auf mich zu laden, daß ich aushorchen wolle. Ich ſcheue mich zu fragen — und die Wiener wollen ſehr gerieben ſeyn, um Funken von ſich zu geben.

Den 24. Decbr. am Weihnachtsabend.

„Eine lange Reihe von Jahren hindurch war dieſer Tag für mich mit Freude erfüllt. Die Jugend mit ihren Freuden verſchwand, und ich verlebe ihn heute einſam auf meinem Zimmer. Was damals mich beglückte, eine Puppe, ein bunter Tand, iſt vielleicht jetzt auch noch mein Spiel.

Spätere Jahre werden die jetzigen bemitleiden, bis einſt das Andenken des Entzückens über die bunten Blaſen alle, mit mir ſelbſt vergehet. Vor drei Jahren

erblickte ich an diesem Tage, in der Dämmerung des Abend-Gottes-Dienstes, E.; sie war da noch blühend und jetzt schon verwelkt! vor zwei Jahren, meines zukünftigen Schicksals unbewußt, blickte ich vergeblich nach der dunklen Zukunft hin und nun da sie sich entfaltet — wahrlich sie war der Neugierde nicht werth!

Vor einem Jahre war ich mit Verwandten und Freunden im häuslichen Kreise vereint — Einsamkeit ist heute mein Loos.

Wenn mein Herz der Liebe absirbt, so lebt es dagegen mit doppeltem Feuer für Freundschaft und Dankbarkeit auf. Jene stürmische Leidenschaft riß alles mit sich fort, vernichtete es, oder vereinigte es mit sich. In dem Taumel ihrer Zerstreuungen vergaß ich oft theure Pflichten, die der Freundschaft, der Eltern-Liebe — ich dachte nicht, daß jede Liebe lohnte. Ja, sie lohnt hundertfältig dem, der sie in seinem Herzen aufnahm. Wir leben nur durch Liebe, und jede erfüllte Pflicht derselben ist ein unverwelkbarer Kranz.

Bei manchem traurigen Gedanken wird mein Herz durch das Andenken an meine Freunde gerührt, gestärkt, und das Bewußtseyn, ihnen werth zu bleiben, läßt mich fremde Kränkung ruhig erdulden.

Sara, Mariane, Vielke habt Dank für jeden Blutstropfen, der für mich in euren Adern schlägt! O der süßen Wehmuth bei dem Gedanken der Trennung von euch, weil sie Wiedersehen ahnet, und unendlich willkommner die Thränen, welche sie begleiten, als das Toben wilder Freude. Ja ich darf zufrieden mit meinem Herzen seyn. Das Gift der Erziehung und des Beispiels durchdrang es nicht ganz. Noch mancher Funke in selbigem ist rein, und für Freundschaft und Dankbarkeit glühend.

Am 31. Dcbr. 1788.

Wiederum ein Jahr des Lebens dahin! Stunden der Freude, Stunden des Leides in selbigem vorüber, und alles, was ich geduldet oder genossen, nun wie der Wechsel der Träume in einer unruhigen Nacht. Und für diese schnell vorüber geeilte Reihe von Momenten konnte ich so manchen Plan mühsam ersinnen, mühsamer noch verfolgen? — Thor, der ich oft die Zukunft haschen wollte, und nicht selten die Gegenwart unbenutzt verschwinden ließ! Aermer um ein Lebensjahr — soll ich da weinen? — Reifer um ein Jahr für die Ewigkeit — — soll ich da frohlocken? — Nein, weder weinen noch frohlocken, ruhig der Zukunft entgegen sehen, bis

sie sich entfaltet. Selten errathen wir ihre Schritte. Oft zeigt sie uns einen andren Weg, als den, welchen wir gewählt, Glück und Ruhe begleiten und besänftigen dann uns, die bekümmerten Wandrer. Oft scheint sie sich nach dem Wunsche unseres Herzens zu bequemen, und wir leiden, indem wir erreichen, was wir gesucht. Schwache Sterbliche, unfähig euch selbst zu berathen — was bleibt da euch übrig, worauf ihr stolz thätet?! — Aber mir schließet sich das Jahr nicht allein, sondern auch manche Erfahrung. Ich erreichte in selbigem das Ziel, wornach ich schon als Knabe blickte, das dem Jünglinge schimmerte, das der Mann errang, und da ich nun den Lohn in meinen Händen sehe, so finde ich ihn glänzend, aber dennoch nicht golden. In der Geschichte meiner selbst ist dieses Jahr wichtig. Es ist mir unbekannt, wodurch mein Geist einen beträchtlichen Theil seiner Schärfe einbüßete. Mit dem Gefühle ihres größeren Umfangs verschwand mancher Ehrgeiz, die Sucht nach Schriftsteller-Ruhme, nach dem Ruhme eines hellen Kopfs, leider auch ein großer Theil des Berufs, dem Vaterlande zu nützen, da jener nun sich seiner Stützen beraubt sah.

Der Wunsch zu gefallen lebte nicht mehr so laut

in meinem Herzen, manche kleine Eitelkeit erstarb, für Liebe ward ich minder empfänglich, vielleicht unempfänglich. Alles was mit den Fittigen des Geistes sich zu einer gewissen Höhe erhob — sank, als diese sanken, und viele von den tausend kleineren Fäden, die das Herz an dieses Erdenleben anknüpfen, verdorreten. Aber eine Kette umwand selbige in diesem Jahre zehnfach, die der Freundschaft, der Dankbarkeit, der Theilnehmung.

So mancher chimärische Plan des Glücks verdunstete, so manches kleine Interesse für dies Leben verschwand. Ich kam der Natur und der ersten Bestimmung des Menschen näher, trat wieder in die Rechte und Freuden desselben, als ich den Zerstreuungen und den Ferngläsern der großen Welt entsagte. Seit dieser Zeit lebe ich genauer mit mir selbst verbunden, bin meiner Mutter der dankbarste Sohn, meinen Freunden der wärmste Freund. Wer kann bei solcher Liebe darben — wer könnte sich arm fühlen, wenn er liebt und geliebt wird? — Den Sturm zweier Leidenschaften, den des Ehrgeizes und der Liebe, hätte ich also nun überstanden — wenn sie nicht jetzt noch in einem Winkel des Herzens im Hinterhalte lauern. Manche Kraft erschöpfte dieser Sturm;

aber er lehrte mich steuern. Wie mancher gab die Kräfte seiner Jugend dahin, auch ohne Erfahrung dagegen eingesammelt zu haben. Mit meiner jetzigen Lage bin ich nicht zufrieden. Ich tauge wenig für die Lebensart, welche ich führen muß. Ich kann den Einfältigen nicht klug heißen, und dem Stolzen nicht demüthig erscheinen. Ich kann mich nicht stundenlang mit stummen aber schönen Larven unterhalten, nicht Stecknadeln wie Goldkörner sammeln. Ich kann nicht immer Wahrheit verschweigen, wenn ich sie fühle, ich kann nicht stets mein Wahrheitsbild in die Farbe kleiden, die meines Gegners Lieblingsfarbe ist. Ich kann weder Karten spielen noch mich putzen, noch Jugendthaten für Heldenstreiche erklären. Der bloße Mann vom Stande ist mir eine gleichgiltige, und wenn er stolz, eine lächerliche Erscheinung und den redseligen alten Weibern kann ich unmöglich schöne Sachen sagen. Mit einem Worte, ich tauge nicht für die große Welt. Ich zähle wenig Gönner, aber viele Neider und Mitbewerber. Wenn ich auch niemandem in den Weg treten wollte, und mich noch einige Jahre an den ersten Höfen umher treiben, so würde ich am Ende doch nur Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt ha-

ben, die mir für meine endliche Beſtimmung minder wichtig ſind. — Landmann, Gatte, Vater, das ſind die Rollen, die ich mir zugedacht. Um dieſe zu übernehmen, was nützt es mir da, die berühmteſten Thoren der Erde gekannt, mit ihnen gelebt, und den Gang ihrer Thorheit beachtet zu haben? Meine geſammelten Neuigkeiten ſind in wenigen Jahren Zeitungen aus der alten Welt. Ich käue ſie wieder und wieder, ihr Intereſſe nimmt immer mehr und mehr ab und das Gähnen immer mehr und mehr zu. Will ich nicht meine Zeit verſchwenden, ſo muß ich mit meinen jetzigen Beſchäftigungen das Studium landwirthſchaftlicher Wiſſenſchaften verbinden.“ —

Es mag in S.s Charakter liegen, daß das Streben zu einem Ziele hin ihn eigentlich mehr erfreuete als der erlangte Beſitz des an ſelbigem aufgeſteckten Kleinods. Oft dachte er in ſeinem Leben an den charakteriſchen Zug jenes Römers:

Nil actum reputans, si quid superesset agendum.

Allein andrerſeits hatte er auch ſo manches Nichtige in der diplomatiſchen Exiſtenz erkannt, wo der Geſandte gewöhnlich kaum der fünfte Finger der politiſchen Hand, und allerdings der bei der Geſandtſchaft nur Angeſtellte weniger noch als dieſer iſt.

Eben deshalb wollte er seine Bestimmung erweitern gleichsam veredeln, und hatte dem Minister Herzberg geschrieben: Wie er wünsche, die preußischen Staaten in kameralistischer und finanzieller Hinsicht zu bereisen, damit, bei einer späteren Anstellung, er desto nützlicher seinem Vaterlande werden könne. Nachdem dieses zugestanden ward, wurden Pläne entworfen, in Berlin oder Regensburg zuvörderst einen hierzu vorbereitenden Cursus zu beginnen, und demnächst die Reise in allen Theilen der Monarchie anzutreten. Botanik und die Theorie der Landwirthschaft hatten S. bereits in dem letzten halben Jahre zu Wien oft beschäftigt. Mit Graf S. G. war er in fortgesetztem Briefwechsel geblieben. Als er die erste so liebevolle Antwort in Wien von ihm erhielt, beschloß er die in seinem Tagebuche geschilderte Freude über den Inhalt derselben mit den Worten:

„Reicher an einem Freunde, welchen nicht Eigennutz mir zugeführt, sondern den mein Herz mir erworben hat, bin ich stolz auf diesen Gewinn. An der Hand der edelsten Menschen durch das Thal des Lebens hin zu wandern, das heißt des höchsten Glückes theilhaftig werden, was es für uns enthalten kann.“ —

Plötzlich empfing S. von Graf S. G. einen Brief, in welchem er ihm den Vorschlag machte, auf einer Geschäftsreise nach mehreren deutschen Höfen hin ihn zu begleiten. Mit freudigem Herzen ging S. diesen Vorschlag ein, und so trennte er sich von den Wiener Flittern.

Dankbar erinnerte er sich stets des Arnsteinischen und Puffendorffischen Hauses, beide für Fremde derzeit die interessantesten in Wien mit, wo Bildung und Geschmack an der Tagesordnung war. Was der materielle Sinn und auch was die feineren Sinne dem Sterblichen hier gewähren können, beides hatte S. in Wien genossen. Bestätigt war ihm nun wieder durch eigene Erfahrung die Wahrheit, daß stete Ruhe halber Tod, und steter Genuß vernichtend für die Empfindung selbst ser, die uns beglücken soll. Graf S. G. hatte indessen seine Reise bereits angetreten, und S. dieses angezeigt, damit er nicht vergeblich Regensburg erreiche. Allein der Entschluß ihm zu folgen war einmal unabänderlich gefaßt, und so trennte sich S. am 17. August 1789 von der Gesandtschaft.

Am 21. traf S. in Regensburg ein, und indem er drei Nächte zu Hülfe nahm, erreichte er S. G. unter stetem Sturm und Regen am 25. in Karls-

ruh. Der Gegenstand, über welchen dieser unterhandeln sollte, betraf einen Erbvertrag zwischen den Häusern Braunschweig, Wolffenbüttel und Zweibrücken. Josephs Pläne in Hinsicht auf Baiern waren noch im frischen Andenken. Da der Herzog von Zweibrücken, so wie der Churfürst von Baiern, beide unbeerbt waren, so war der damalige Prinz Max von Zweibrücken (in der Folge der König Max Joseph) Baierns und der Pfalz fast alleinige Hoffnung. Für den Fall daß dieser Regenten-Stamm ausstürbe, sollte nun zwischen Braunschweig und Zweibrücken eine Erbverbrüderung zu Stande gebracht werden, die, von Preußen unterstützt, Oesterreich verhindert hätte, seine Vergrößerungs-Pläne durchzusetzen. Wesentlich nothwendig war es, diese Unterhandlung dem österreichischen Hofe zu verbergen, und deshalb besuchte S. G. mehrere andere süddeutsche Höfe, so daß die Reise den Schein einer Lustfahrt gewann. Mit dem damaligen Herzog, Carl von Braunschweig waren bereits früher die erforderlichen Einleitungen getroffen, und der Herzog von Zweibrücken nahm eben so wenig Anstand, den Vorschlag einzugehen. Eine kurze Schilderung der früheren Verhältnisse der Regenten von Oesterreich, Preußen, Baiern, Pfalz,

Zweibrücken mag um deſto mehr hier eine Stelle finden, weil ſie manches minder bekannte enthält.

Noch bei dem Leben des letztern Churfürſten von Baiern kam Karl Theodor von der Pfalz nach München, und ſicherte ſich durch einen Vergleich die Erbfolge. Er reiſete nach Wien, aber durch einen anderen Vergleich trat er dem Hauſe Oeſterreich dennoch einen ſehr beträchtlichen Theil ſeiner Erblande ab — und der Vergleich mit dieſem Hauſe enthielt ſogar eine vorläufige Verabredung: Ganz Baiern dem öſterreichiſchen Scepter zu überlaſſen, wenn dieſes ein Aequivalent dafür gäbe. Es würde unbegreiflich ſeyn, wie der Churfürſt ſeinem, und dem Intereſſe ſeines Hauſes, ſo nachtheilige Verbindungen hatte ſchließen können, wenn wir nicht annehmen, daß auf der einen Seite Oeſterreich ihn mit einer Theilung ſeiner Lande mit Preußen, (wie bei Polen) bedrohet — Preußen Abſichten auf Jülich und Berg angedichtet — auf der anderen Seite aber ihm einen Theil der Niederlande als König von Burgund und die Verſorgung ſeiner natürlichen Kinder verſprochen hätte, deren Schickſal dem Churfürſten überwiegend am Herzen lag, für welche er beſonders den Reichsfürſtenſtand hoffte, und für die er ſehr beträchtliche Summen geſammelt hatte.

Der Churfürst, der immer Verschlossenheit und Winkel-Politik liebte, schloß diesen Vergleich so heimlich, daß selbst seine Minister nichts davon erfuhren. Die Reise nach Italien war ein Vorwand, um München und Wien besuchen zu können. Er befand sich in Mannheim, als der Churfürst von Baiern starb. Ehe er München erreichen konnte, hatten, vermöge des ersten Tractates, die baierischen Minister sogleich und in seinem Namen, Besitz vom ganzen Lande genommen. Der Churfürst befürchtete dies, und äußerte auf der Reise seine Furcht dem Minister von Viereck. Diesen, welchem der Tractat mit Oesterreich unbekannt war, mußte diese Furcht befremden. — Indessen besetzten österreichische Truppen Baiern, als der Kaiser vernommen hatte, daß, gegen Inhalt des zweiten Tractats mit Karl Theodor, die ganze Hinterlassenschaft von dem neuen Churfürsten in Besitz genommen worden sey.

Damals ließ der König dem Grafen S. G. durch dessen Bruder, dem Generale S. G., den Antrag machen, irgend einen pfälzischen Prinzen zu bewegen, beim Reichstage gegen die Theilung der baierischen Erbfolge zu protestiren. Er vermuthete nicht ganz mit Unrecht, daß der Herzog von Zweibrücken öster-

reichisch gesinnt sey, wenigstens ist so viel gewiß, daß selbst, als die Unterhandlungen schon mit Preußen im Gange waren, der Herzog dennoch Oesterreich sein Wort gab, den Vließ-Orden anzunehmen und Verzicht zu leisten. Graf S. G. erhielt vom Könige nur ein eigenhändig beschriebenes Kartenblatt zur Instruktion, dessen Haupt-Inhalt war: Diese Sache durch die Protestation eines pfälzischen Prinzen beim Reichstage anhängig zu machen. Mündlich sagte der König unter andern zu dem Bruder des Grafen, er würde lieber Oesterreich, oder es ihn ausrotten, als daß er die Abtretung eines einzigen Dorfes aus der Erbschaft an Oesterreich erlaubte. Erst nach einigen Monaten zeigte S. G. sich öffentlich, nachdem er lange unbekannt in München gewesen, und in Regensburg für den einstigen weimarschen und gothaischen Gesandten gehalten worden war. In Ansehung der baierischen Erbfolge sagt der König in seinen handschriftlichen Werken, daß, wenn Oesterreich ihm einen Antheil überlassen, er sich vielleicht zur Einwilligung würde haben bereit finden lassen. —

In Karlsruh fand S. ältere Bekannte seines Vaters, der im Laufe des 7jährigen Krieges, in königlichen Angelegenheiten, sich an mehreren teutschen

Höfen, besonders in Baireuth, Kassel und Karlsruhe aufgehalten, und derzeit nach Herzbergs Zeugniß durch Einsicht und Eifer manche Dienste dem Staate geleistet hatte. Ihn hatte man dort in der Blüthe seiner Jahre gekannt. Auch er hatte dort gelebt und geliebt, — nun trat der Sohn auf, und ließ sich die Thaten seines Vaters vorerzählen. Letzterer war gleichfalls bei dem Ausbruche des 7jährigen Krieges von seinem Posten in Wien nach Karlsruhe abgegangen.

Bei dieser Gelegenheit huldigte S. mit Ehrfurcht zuerst dem damaligen Nestor, an Jahren und Weisheit, der teutschen Reichsfürsten, dem regierenden Markgrafen von Baden. Auch sah er Schlosser wieder, einen von den wenigen Gelehrten, deren Unterhaltung ihren Werken, ihrem Rufe entsprach, und der mit Klarheit und Wärme, Sonnen ähnlich, seine Ideen vortrug. Dagegen war Karlsruhe gegen Wien eine Koulissen-Stadt, eine mathematische Figur ohne Leben und Farbe!

In Bruchsal regierte derzeit der Fürst Bischoff aus dem Hause Limburg-Styrum, einer der originellsten Menschen und Regenten. Seine Geschäfte in letzterer Eigenschaft hatte er in Tabellen und Fächer geordnet, das Ganze war ein Uhrwerk, wo alle

Theile in einander griffen, und selbst Nebendinge, als wesentlich, von ihm behandelt wurden. Er führte die Reisenden in ein Kabinett mit unzähligen Schubfächern, und bewies ihnen, daß er sofort unter andern angeben könne, wie die Schildwache heiße, die an irgend einem Thore der Städte seines Landes stehe, und an welchem Wächter in irgend einem Dorfe die Reihe, zu wachen wäre. Als aber der Genuß der Tafelfreuden begann, da wurde unter andern ein ganzes Service von Ananas aufgetragen, durch die Kunst der Köche sehr mannigfaltig zubereitet, und den Beschluß machte gefrorner Rheinthaler auf Tokayer Fässer gefüllt.

Am 29. August war Z********* erreicht. Dort regierte der letzte Herzog, an Wollust und Grausamkeit ein Nero seiner Zeit. Die E.....sche Familie hatte den Thron mit dem Regenten getheilt, die Gattin früherhin auch das Bett. Jetzt trat sie hager und bleifarben, wie ein Gespenst, einher, und verschaffte nunmehr Genüsse, welche sie selbst nicht mehr gewähren konnte. Bei Tafel war die Gebieterin des Tages ein Fräulein von Montigny, die Nachbarin von S., welcher sorgfältig sich hütete, sich mit ihr von ihren schönen Augen zu unterhalten.

Den Reisenden wurde der seltene Vorzug, das Schloß H******, wo sonst Niemand zugelassen ward, in seinem Glanze zu erblicken. Als 1810 S. diese Gegend wieder besuchte, wo derzeit fürstlich geprunkt worden war, da wuchsen Erdäpfel auf der Stelle, wo früher das Schloß sich erhob. Der Fürst, die Mitregenten, der geistvolle Abt, Salabert, Alle ruheten im Grabe. Verwildert und verkrüppelt standen unter anderm Gestrüppe die seltneren Gewächse, welche Letzterer in seinem Garten gesammelt hatte. Für S., den Gartenliebhaber, ein schmerzlicher Anblick. — Z********* enthielt derzeit mehrere aus Baiern verwiesene Illuminaten, und Andre, welche dem Aufgang der neuen Sonne entgegenblickten. Dahin gehörte auch der Herr von M....., welcher in der Folge eine Haupt-Rolle in jenem Reiche gespielt hat; damals schlich er heimlich und gebückt einher. Alle diese huldigten den Preußen, überzeugt, daß dieser Hof nach dem Tode des Kurfürsten wenigstens der zweite in München seyn würde. Preußens Ehre, der Glanz, den Friedrich über seine Nation verbreitet, war damals noch ungetrübt, und der Name Preuße genügte, um Achtung einzuflößen. Auch enthielt Z********* für S. eine Frau v. .... geborne v. .... S. hatte sie in

Frankfurt kennen gelernt, und nicht umsonst war sie an Frankreichs Grenzen gebildet. Die übertheinische Lebendigkeit, schalkhaftes, nicht boshaftes Necken war ihrem Blicke und Wesen, ihrer Rede verliehen, und mit teutschem tieferem Gefühle lieblich verbunden.

Als mehrere Jahre nachher ein Freund, dem sie ihr ganzes Vertrauen geschenkt, so daß er auch einen Schlüssel zu ihrer Wohnung hatte, sie, von einer Reise zurückkehrend, besuchen wollte und bei Nacht in ihr Zimmer trat, fand er sie auf der — Todtenbahre.

In und bei Wurzbach fand er die reizenden Anlagen des Grafen v. d. Leyen, und mehr wie das, des edlen Dalbergs edle Schwester. — Was die Zukunft Teutschland gewähren werde — wir wissen es nicht. Aber Vieles hat die Gegenwart ihm entrissen. Die Nachkommen werden manchem Zeitgenossen es nachbeten: Morsch sey das Gebäude gewesen. Nachdem es den Stürmen von Jahrhunderten getrotzt, hätte es diesem Zustande sich nähern müssen. Allein ohne die Impulsion von Westen her, kam es lange noch nicht und vielleicht nie dahin; denn nicht allein eigne Kraft, sondern die Eifersucht der größeren Nachbarn und Reichsfürsten hatten es gehalten, und halten es auch nach dem Bundesvereine. Andre mö-

gen entscheiden, was Teutschland den West-Franken verdanke, was es ihnen nie verdanken kann, das lehrten uns Germaniens Annalen. Noch erblickte man nicht in diesen damals glücklichen Gegenden die Nähe des Ungewitters, welches sie bald zerstören sollte. Da brach es ein, und was gesunken, das blieb in Trümmern. Auch Friedrich, Karl von Moser, welchen S. in Mannheim sah, gehört mit dem Wuste seiner staatsrechtlichen Schriften zu diesen Ruinen. Das ältere teutsche Staatsrecht, mit ächt teutschem Fleiße bearbeitet, gebildet, erhalten, befestigt durch Ströme von Blut, es ward das Opfer des Machtspruchs eines Korsen, welcher sich endlich der Nachfolger Karls des Großen nannte.

Ueber Oggersheim, Darmstadt, Auerbach, Frankfurt, Aschaffenburg, Nürnberg landeten endlich die Reisenden in Regensburg an, und hier beginnt für S. die Haupt-Epoche seines Lebens.

Zweites Capitel.

1789. Regensburg. — Baron Gleichen. — Fürst Carl Anselm von Taxis. — Gesellschaftliche Unterhaltungen. — Frau v. Diede. — Graf und Gräfin H..... — Baron E.... — Oxenstierna. — B..... — Arbuthnot. — G..... — Biernstern. — Schacht. — Gräfin K. — Baron St. — v. B. — Gräfin H..... K..... — Graf S. — Baron L..... — Baron H..... — Aus dem Tagebuche S.s

Regensburg ist von Keinem, wie es derzeit war, vollständig geschildert worden; allein Alle, welche zu jener Zeit dort gelebt hatten, erinnerten sich der goldnen Tage mit laut werdendem Dankgefühle. Freilich war die Stadt finster, der Bau der Häuser und Straßen verworren. Allein die Kunst hatte das Innere derselben entwickelnd umgebildet und in neuerem Style geschmückt, während für den Schmuck der Umgegend von der Natur mit reichlich spendender Hand gesorgt war. Fehlte hier auch Wiens materielle

Größe und Glanz, so waren dagegen die gebildeten Menschen sich einander näher gestellt. Man kannte die Tafelfreuden; allein nur diesen sich zu weihen, war nicht des Lebens alleinige Bestimmung, und der Geist würzte das ausgesuchte Mahl. Der erste der damaligen Sybariten in Regensburg, Baron Gleichen, war zugleich ein wissenschaftlich gebildeter, mit der großen Welt bekannter Mann, welcher dänische Gesandtschaftsposten in Paris, Madrid und Neapel bekleidet, und mit den geistvollsten Bewohnern dieser Residenzen gelebt hatte. Originalität der Ideen, die selbst in Sonderbarkeit überging, belebte seine Unterhaltung. Er schilderte sich in diesem Stücke in seinen von ihm herausgegebenen metaphysischen Ketzereien. Reines Wohlwollen und Edelsinn in seiner Handlungsweise vermehrten die ihm gewidmete Achtung. Diesem Manne setzt hier S. dieses Denkmal, indessen er längst zu seinen Vätern gegangen ist. Noch ein Zug aus dem Abende seines Lebens. Einem vieljährigen Diener, dessen Wohlstand er gebildet, vertraute G. bei dem Andrange der feindlichen Heere eine bedeutende Geldsumme zur Aufbewahrung an, welche dieser wiederum verschwendete, nachdem er schon früher sich desselben Vergehens

schuldig gemacht, und der Herr es ihm verziehen hatte. G. war erkrankt, als der Ungetreue, gefoltert von den Vorwürfen des Gewissens, das Zutrauen seines Wohlthäters getäuscht zu haben, sich in der Nähe desselben entleibte. Kaum hatte G. dieses erfahren, so bedauerte er nur, daß der Diener das verzeihliche Verbrechen dem Herrn nicht bekannt hatte. Der Kummer über die Todesart des alten Johannes beschleunigte den Hintritt des Herrn.

Der damalige Prinzipal-Kommissarius Fürst Karl Anselm von Taxis widmete einen großen Theil seines Reichthums der Wohlthätigkeit. Mit einigem Auffallenden in seinem Aeußern, mit einigen menschlichen und andern fürstlichen Schwächen, war Milde Grundzug in seinem Charakter, und wo es erforderlich, war sein Geist gegenwärtig. Als an einem Gallatage, an welchem er mit Diamanten bedeckt erschien, ein unberufener Dom-Propst ihn auf die Schulter klopfend fragte: „Wie viel, Fürst, sind Sie heute werth?“ war die Antwort: Auch ohne meine Diamanten immer viel mehr als Sie“. Die tägliche Hofhaltung des Fürsten übertraf weit die großer Monarchen, und zeichnete sich durch ungezwungene und dennoch glänzende Gastfreiheit aus. Wenn

man ſich es nachſagte, daß der Reichstag einem unbeweglichen Reifrocke glich, ſo hätte man nicht bei dem Repräſentanten des Kaiſers auch blinde Kuh geſpielt. Unterhaltender noch waren die Abendſtunden bei der Erbprinzeſſin, gebornen Herzogin von Strelitz. Spiele des Witzes und der frohen Laune waren da an der Tagesordnung; Aufführung von Sprüchwörtern, improviſirte Schauſpiele, in welchen des S. nicht ſelten burleske Einbildungskraft wunderbare Zuſammenſtellungen ſchuf. So wurde auch Ariadne auf Naxos traveſtirt improviſirt. S. war Theſeus, von dem alten Baron Eberſtein als Hofmeiſter auf Reiſen geleitet. Theſeus erblickt die reizende Ariadne und will ihr folgen. Des Hofmeiſters beſtäubte Moral vermag wenig gegen die Leidenſchaft des Prinzen, und endlich verſtummt ſie ganz, als der Prinz ſeinem Führer einen Bier-Bäzner vor der Thüre eines Branntweinladens reicht. Während dieſer trinkt, ertrinkt Ariadne. Theſeus erblickt ſie in den Wellen, parodirt Hamlets: Seyn oder Nichtſeyn — das iſt die Frage ꝛc. —“ ſtürzt ſich ihr nach, und ihm folgt der herbei taumelnde Hofmeiſter. Allein im Schooße des Meeres wartet Aller Neptun, und ruft ſie mit dem Dreizacke zu einem Tanze in das Leben zurück.

Da es nicht wohl möglich iſt, Aller zu erwähnen, welche derzeit den Kranz der Geſelligkeit verſchönern halfen, ſo mögen dennoch einige der vorzüglicheren hier ihre Stelle finden.

Frau von Diede, geb. Gräfin Kallenberg, Gemahlin des däniſchen Geſandten, war früher in Frankreich, England und Italien bereits hoch bewundert worden, und flößte, obgleich Mutter zweier reizenden erwachſenen Töchter, dennoch, und das nicht ungern, noch Leidenſchaften ein. Eine ſeltene geiſtige höhere, dabei weiblich gebliebene Entwickelung, belebt durch ſchwärmenden Sinn, dieſer wieder gemildert durch Zartgefühl, und bei mancher Ueberbildung in Ideen und Empfindungen, bei dem unverkennbar Mimiſchen im Ausdrucke, bei den nur lieblichen Ruinen einſtiger Schönheit war ſie dennoch intereſſant, weil das Ganze in die Formen der feineren Bildung eingekleidet war und, hinter dieſen hindurchſchimmernd, gemildert erſchien. Freilich ein Kunſtgebilde; allein dem Beobachter willkommen, weil er erblicken konnte, daß der Wunſch, im Spiele zu gefallen, neben dem feinſten Zartgefühle, ſelbſt Mutter-Empfindung zu unterdrücken vermochte. So tödtet Sentimentalität das eigentliche wahre Gefühl. Gewöhnlich leidend,

und wie es hieß, um Mitempfindung zu wecken, versammelte sich die Gesellschaft um das Bette derselben, und von diesem gingen, wie von der Pythia Dreifüße, die Orakelsprüche aus. Und diese Hochgepriesene konnte, als sie in Italien verschieden war, als Ketzerin auf dem Gottesacker keine Ruhestätte erhalten. Ihre Freunde begruben sie in zwar ungeweihter Erde, aber im Schatten einer Palme. S. übergeht den Mann, ohnerachtet er keineswegs unbedeutend war, weil er es in seinem Hause über sich ergehen ließ, daß nur die Frau genannt wurde.

Graf H....., war zwar .....ischer Gesandte, allein eine zum Theil ihm natürliche, theilweise auch angenommene Würde verlieh ihm bei dem Eintritte in ein Zimmer das Ansehn eines Repräsentanten des gesammten Kontinents. Im Widerspruche mit dieser Feierlichkeit war der Inhalt seiner Vorträge, in welchen er Dinge als Wahrheiten, als eigne Erfahrung selbst, vortrug, die durch den Grad der Unglaublichkeit possirlich wurden. Diese Dichtungsgabe war ihm so geläufig geworden, daß, selbst überzeugt von der Wahrheit seiner Fictionen, er sie mit einem foi d'honneur zu bekräftigen pflegte. Da hatte ihn bald die Dubarry zu Versailles, sofort nach dem er-

sten Erblicken für ihn entbrannt, verführt; ein andermal hatte er aus einer der größten Büchersammlungen zu Paris, aus gesammten Büchern derselben, binnen drei Tagen Auszüge gemacht. Dieses und Aehnliches trug er mit feierlichem Ernste vor. Diese Schwäche, einige Eitelkeit, manche übertriebene Sparsamkeit, wo die vorige sie nicht lösete abgerechnet, befanden sich in einem und demselben Charakter, mit hoher Rechtlichkeit und ächtem Pflichtgefühle verbunden. Sein Haus gehörte zu den gastfreiesten in Regensburg, und die Seele desselben war die Gräfin. Es ist möglich, daß diese einst reizend gewesen war, jetzt mußte man zu mühsam die Ueberbleibsel dieser Vorzeit auf den umfänglichsten körperlichen Pheripherien aufsuchen, auf einem Conglomerate von Fleisches-Kugeln und Fleisches-Ovalen. Die Füße hatten längst nicht mehr vermocht, den Körper zu tragen, und nun war des Geistes Lebendigkeit im steten Kampfe mit dem Phlegma der Materie. Man hätte über die erstere das letztere vergessen, wenn nicht die Frau, welche auch durch Schönheit erobern wollte, selbst daran erinnert hätte. Dennoch war diese Frau die Seele ihrer Gesellschafts-Zirkel, und ihre Lebendigkeit gleichsam elektrisch sich mittheilend, gutmüthig

und weich, so lange ihre Eitelkeit nicht gereizt, feindselig und verfolgend, so bald der letztern zu nahe getreten wurde. Zum Sitzen verurtheilt, mußten nun Arme und Hände den Mangel der Bewegung der Beine durch Gestikulationen ersetzen, worüber sie der würtembergische Baron Seckendorff mit einem vielarmigen aber beinlosen Kronleuchter verglich, der rings um sich her Licht verbreite.

Die im Vorigen geschilderten waren die Hauptpfeiler des ersten Zirkels. Andre Comitialen bildeten Nebensonnen, und wenn nicht ein verschiedenartig politisches Interesse einen Zankapfel hingeworfen hatte, so bewegten sich diese Reichstags-Planeten ohne Anstoß und Reibung ruhig neben einander fort. Es ist in größeren Zirkeln, wo Geselligkeit und Gesellschaft Lebensbestimmung geworden ist, unvermeidlich, daß nicht die Einen den Andern Stoff zur Unterhaltung gäben. Nun aber war Regensburg vorzugsweise vor anderen, selbst größeren Städten reichlich mit Originalen aus mehreren Ländern versehen, die, unbesorgt, ihrer Originalität den Zügel schießen ließen, welches durch die Abwesenheit eines eigentlichen Hofes in Regensburg ihnen allerdings erleichtert wurde.

Brüllend unterhandelte der frühere ****ische Gesandte Baron E...., pfeifend der *****ische O....., und beide Kronen entzweieten sich über Schauspielerinnen, als wären diese das Königreich ******** gewesen.

B....., ein zweibeiniges Vieleck, und jede Ecke desselben, jede bestaubte Falte des Gewandes mit Gelehrsamkeit bedeckt und ausgestopft, drückte mit seinen Maulwurfsblicken jedem weiblichen Augenpaare die süßeste Zärtlichkeit aus, und ohnerachtet er noch tauber als blind war, so strebte er dennoch, Alles zu sehen, zu hören und zu lieben. Von ihm haben wir die letztere Schilderung des Reichstags. — Der würdevolle und würdige Schotten-Prälat Arbuthnot, ein mannhafter Greis mit der reinen Sinnesart eines unverdorbenen Kindes, ist hier ausschließlich ehrenhalber und im Kontraste mit dem auf ihn Folgenden aufgeführt. Diesem Prälaten gegenüber ein sechszig jähriger Jenenser Renomist in Mienen, Geberden und Worten, vom Hoch-Burgunder mehr wie geröthet. So war der *****ische G..... Seine wundervollen Druckschriften: Teutschland über Alles, wenn es nur will, weil es Brod, Salpeter, Taback hat, — blieben seine einzigen Leibesfrüchte, weil die gute Frau, seit zwanzig Jahren niederkommend, dennoch nie entbun-

den wurde, auch dann nicht, als sie das gewohnte Papierbilder-Schneiden und Aufkleben mit der Einweihung in die Fichtesche Philosophie vertauschte.

Die zierlich gezierte B....., die unterdrückte Witwe, wie sie sich selbst mit Rührung nannte, das gelblichte Gesicht von einem grünen Hütlein beschattet, süßlich falsch, und bitter klatschhaft, des Höckers ohnerachtet zart und überzärtlich. Ihr gegenüber der lange S....., ein Mann aus Bindfäden zusammengesetzt, deren Schlußknoten den Kopf bildete, auf welchem aller Federhüte Federhut wackelte. Selbst von ihm erfunden war das himmelblaue Kriegskleid mit rosenfarbenen Aufschlägen. Mit der Liniengestalt des Helden bildete sein Schwert das Todtenkreuz eines Dorf-Kirchhofs. Neben ihm die himmelhohe Schwester (Gräfin K.), langweiliger noch als lang, und dennoch lange geliebt von einem kurzen runden Manne, der nicht der ihrige war. Die Masse des Taxischen Garde-Hauptmanns (Baron F.) hätte fallend beide, und dazu einen macedonischen Phalanx erdrückt. Zum Schlusse dieser Gruppe der Baron St....., der eifrig einem Kollegium der Politik zusteigt, die Pforte der österreichisch Fahnenbergschen Politik verfehlt, und dagegen in den Kloak des Politikers versinkt. — Gegen

den Uebelgeruch nehme hier einen Platz ein der viel duftende Freiherr aus Schwaben von B....., in Frankreich durchräuchert und geschmückt, im vielblumig bestickten Seidengewande, in dem Westen-Knopfloche einen Straus von italienischen Blumen, den Degengriff friedlich in Bändern verhüllt, und über der Stirn, auf welcher ein Schüler Galls Protuberationen von Voltair ausgetastet, ein bis zur Durchsichtigkeit gedehnt erhöhetes Toupe, für welches ein Hauch des Westwindes ein wüthend vernichtender Sturm gewesen wäre.

Um diese Zeit war in Regensburg ....., Gräfin .... aufgetreten. Eben so berühmt durch ihre Reize, ihren Reichthum, wie ihre Schicksale, schien es, als wiche sie den Stürmen gegen sie im Norden von Teutschland aus, und wolle im Süden den Hafen der Ruhe auffinden. Sehr jung mit ihrem Gatten vermählt, mochte dieser, derzeit ..... Alcibiades genannt, durch jugendliche Flatterhaftigkeit mißleitet, sie vernachlässigt haben, und so waren in ihrem brausenden Herzen Eifersucht, dann Rachgefühl entstanden. Aufgewachsen im Schooße des Glückes, von der Welt bewundert und beneidet, erschien es ihr unbegreiflich, ihre Liebe unerwiedert, durch Andere ihres Geschlechts sich verdrängt und übertroffen zu sehen. In Herrschsucht erzogen, eigensinnig und

schnell auflodernd, mögen leicht die Banden ihrer Liebe statt Blumengewinde oft lastende Fesseln gewesen seyn. Mit Rachgefühle gegen den ungetreuen Gatten erfüllt, erwiederte sie Untreue mit Untreue, lebte bald mit diesem, bald mit jenem, hatte erklärte und heimliche Anbeter. Zu den ersten gehörte der Kammerherr Baron von M....., und als dieser sich einst in ihren Armen befand, ließ sie dieses ausdrücklich ihrem Gatten verkündigen, indem sie seiner Rache trotzte. Sie reisete mit Letzterem nach ....., eroberte dort das Herz des ———— v. ....., verwickelte darüber den Gatten in Verhältnisse, welche diesen bestimmten, plötzlich ———— zu verlassen. Nun drang sie auf Scheidung, und da der Mann selbige zu vermeiden suchte, so kostete es ihrer Weiblichkeit nichts, öffentlich die Namen derjenigen zu nennen, mit welchen sie die Ehe gebrochen hatte, um hieraus den gerichtlichen Beweis zu führen, daß eine Ehe, wie die ihrige verletzt, getrennt werden müsse. Eben hatte die Scheidung stattgefunden, als sie nun in Regensburg auftrat. Der männlichen Jugend in diesen altteutschen Mauern war die Erscheinung neuer Jugendfülle erwünscht und weckte die Hoffnung derselben.

Die bis dahin allein herrschenden Damen maßen

den Gegenstand mit neugierigen Blicken und versicherten bald, ein Mißverhältniß an einer der Schultern entdeckt zu haben. Als aber nun die Diamanten der Angekommenen die Uebrigen verdunkelten, da wurde bittre Rache geschworen und die Vollziehung derselben der weiblichen Zunge übertragen. Dem Altare der Gräfin ..... entzog die neue Göttin einen ohnedies flüchtigen Anbeter. Er mochte die Schwächen der Vorgängerin verrathen haben, und die Gräfin erwiederte nun Beschuldigungen mit Gegenbeschuldigungen. Einige ältere Herren traten zusammen und wollten wenigstens das Ausbrechen der Flamme verhindern. Die Gräfin fühlte, daß sie Rathes und Schutzes bedürfe; sie hatte sich überzeugt, daß wenn ein Mann von Charakter, der aufrichtig sie liebte, mit ihr verbunden wäre, sie gegen Rückfälle in frühere Verirrungen geschützt ser. In dieser Stimmung warf sie ihre Augen auf S., vielleicht grade deshalb, weil er den Kreis ihrer Anbeter nicht vermehrt hatte. Sie suchte ihn an sich zu ziehen. Bald sollte er ihr Bücher ordnen, bald die Mandoline spielen. Allein er that weder das eine noch das andre.

Das Thema des Gesprächs, welches sie angab, war stets ernsthafte Betrachtungen über ihre Vergan-

genheit und der ausgesprochene Vorsatz, sich mit einem Manne von festen Grundsätzen zu vereinigen. S. bestärkte sie hierin im allgemeinen, umging aber stets die Anwendung auf sich, und konnte dieses natürlich nicht anders, als indem er hierin sie nicht zu verstehen schien. Einerseits hatte die Art ihrer üppigen Schönheit für ihn weniger Reiz — gewagt schien ihm die Aufgabe der Leitung — sein Herz begann schon für seine künftige Lebensgefährtin zu schlagen — endlich hinderte selbst das Mißtrauen in sich selbst ihn wenigstens die volle Ueberzeugung anzunehmen, daß er der Gewählte sey.

Eines Morgens nach einer Redoute, wo er als Spanier vermummt erschienen, ward ein französischer Brief ohne Unterschrift an ihn abgegeben. Vieles war in selbigem zum Lobe des zu bescheidenen Spaniers gesagt — eine Dame schätze, liebe ihn. Das Gewand, in welchem das gesagte eingekleidet, war vorzüglich zart und geistvoll. S. vermuthete freilich vor allen, daß die Gräfin die Verfasserin sey, dennoch war es ihm ungewiß, weil er die Handschrift derselben nicht kannte, und kurz vorher Briefe ähnlichen Inhalts eingetroffen waren. Da erinnerte er sich eines von ihr geliehenen Buches, fand, daß sie

in selbiges ihren Namen eingeschrieben habe, verglich die Handschriften, und beide waren von einer Hand. Er hätte sich jetzt erklären können und es auch sollen. Er that es nicht und verschwieg der Gräfin den Empfang des Briefes, hauptsächlich auch aus Scheu, etwas zu sagen, das, wie es auch verhüllet wird, immer empfindlich zu hören ist. Die Gräfin war unversiegbar in Anspielungen, und als er sie einige Tage nachher, wie sie die Redoute verließ, nach ihrem Wagen hin begleitete, so schlug sie vor, ihn in seiner Wohnung abzusetzen.

Diesmal sollte das Eis gebrochen werden und da die Fahrt kaum hundert Schritte betrug, so wußte sie es so einzurichten, daß grade, als selbige beendigt waren, S. aus ihrem Munde hörte: Die Gräfin wäre die Verfasserin des Briefs und der Spanier „c'est vous." Glücklicherweise war mit der Fahrt auch das Gespräch beendigt. Aber nun blieb allein eine offene Erklärung übrig. Diese fand schriftlich statt. Empfindlich antwortete die Gräfin. Die Möglichkeit, ihren Reizen zu widerstehen, blieb ihr unerklärbar, und so gab sie in der Folge unter andern diesem Widerstande die Deutung von verkehrtem

Geschmacke, weil sie S.s vertrauliche Freundschaft mit seinem nachmaligen Schwager bemerkt hatte.

War auch der Gegenstand der ersten Wahl verabschiedet, so beharrete sie dennoch bei dem gefaßten Grundsatze. Sie fand einen Domherrn Grafen S., gebildet in der Schule der Sinnlichkeit und ausgestattet mit originellem Witze in der Unterhaltung. Er wurde auserkoren, bedurfte aber der Einwilligung des Papstes, welche dieser versagte. Ein Verdruß über ihren Kutscher führte die Schönheit schnell dem Grabe zu und nun ruhet sie nicht fern von der engelreinen K..... G.

Nicht immer bewies S. gleiche Kälte gegen Schönheit. Eine Frau, welche wenigstens einen italienischen Namen führte, lud ihn zu sich ein. Er dachte an Italiens Eifersucht, bewaffnete sich und folgte der Einladung. Der Weg zu der Grazie hin ging freilich durch düstre Hallen, spärlich von einer S. begleitenden Zofe erleuchtet. Allein zuletzt hatte dennoch die Donna für Erleuchtung, für ein ausgesucht stärkendes Mahl und für Erwärmung gesorgt, und versicherte lächelnd, der Waffen hätte es nicht bedurft, da ihr Mann ein Feind der Eifersucht sey. S. sah sie einmal und dann ihrer Wünsche ohner-

achtet nicht wieder. Zu Bekanntschaften dieser Art gaben vor allen die Redouten Veranlassung. S. hatte vorzugsweise für diese dann einen sehr regen Sinn, wenn es darauf ankam, die übernommene Rolle andre neckend, und sich vertheigend, durchzuführen, und für beides hatte er Talent und Glück. Die komischen Rollen zog er denjenigen vor, welche eigentlich Putz-Rollen genannt werden sollten, weil es in selbigen nur darauf ankömmt, sich durch Form der Kleidung verschönert zu zeigen. Zweier Rollen mag hier erwähnt werden. Die erste die des Fürsten Ypsilanti. Willkürlich war eigentlich der Name gewählt, unter welchem S. im Herrscher Talar, mit Scepter und Krone auftrat, begleitet von einem Kammerherrn und einem Scharfrichter. Der erstere trug selbst am Rockschooße einen so allmächtigen Schlüßel, daß es ihm unmöglich wurde, während der Dauer des Festes sich nieder zulassen. Er führte aber auch einen Netz-Sack mit Kammerherren-Schlüsseln bei sich, welche der Monarch huldreich vertheilte. Jede Widerrede ahndete stracks der Scharfrichter mit dem Schwerdte oder der Schnur. Auch war eine große Charte des Reichs vorhanden, auf welcher zwar viele Lust- und Jagdschlösser, Wohnungen für abgefundene

Maitressen, Wein-Magazine, dergleichen für Zehnten, Schatzkammern u. s. w. verzeichnet waren, dagegen bei den Artikeln Armenhäuser, Hospitäler, Schulgebäude ꝛc. ein lediges Vacat stand.

Der *****ische Gesandte (Graf S.....) allein nahm es übel, und zwar weil bei dem Scherze auch eine Königskrone gebraucht ward. Die übrigen lachten und er verstummte. Bei einem andern Balle befand sich das Serail des Großherrn versammelt, zahlreich gebildet von Damen, aus vielen Ländern für selbiges entführt, und diese Damen waren — Reichstagsgesandte. Selbst der ehrwürdige Görtz, so gern mit den Frohen fröhlich, stellte eine reizende Engländerin vor. Der würtembergische Seckendorff spielte die Rolle einer christlichen Hofdame im Reifrocke, die Schleppe von einem Affen getragen, damit desto deutlicher auf selbiger ein Baumgang von Pomeranzen-Bäumen erblickt würde, welcher von unten hinauf nach dem Mittelstheile des Körpers führte, auf welchem ein zwischen den Bäumen fliegender Cupido seinen Pfeil losdrückte. S. hatte bei diesen Damen die Rolle des Marquis Tendron, umschwebte sie in der beweglichsten Zärtlichkeit, in stetem Kampfe mit dem Haupte der Verschnittenen (Graf Casp.

Sternberg). Auch hieraus ergiebt sich, daß der Reichstag keinesweges den Vorwurf pedantischer Steifheit verwirkt hatte. Mit mehrerem Rechte schienen ihn andre zu treffen; allein auch hierin fand sich mancher ungerechte Schein. Die Ankläger wollten in der Reichsversammlung einen Senat, gebildet von Senatoren mit einem Consul an ihrer Spitze, erblicken, welche nun, sobald sie nur mit einander einverstanden waren, in erster und letzter Instanz über das Wohl des Ganzen entschieden. Dagegen stimmten die Reichstagsgesandten nur nach den von auswärts her ihnen zukommenden Instruktionen, ohne in manchen Fällen auf den Inhalt derselben auch nur durch geeignete Vorträge einwirken zu können. Bei den größeren Höfen hing der Inhalt dieser Instruktionen nicht selten allein von der europäischen, nicht aber von Deutschlands Politik ab. Andre Höfe zögerten absichtlich, um sich den Zug frei zu erhalten, oder weil ihr letzter Kummer der Reichstag war — die Schwächeren schwankten, welchem der Mächtigeren sie sich anschließen würden. So waren die Hindernisse des Fortschreitens von außen her. Allein es gab deren auch von innen, welche die Gesandten nicht verschuldet hatten. Bei dem Reichstage sollte

nach dem deutschen Reichs-Staatsrechte verfahren werden. Der kaiserliche Hof hätte ein solches aus der Periode Karls des Großen, oder Karls V., allen andern vorgezogen. War nu- gleich, vorzüglich durch den Westphälischen Frieden, hierin vieles wesentlich geändert, so befanden sich dennoch im Hintergrunde Karolinische Tendenzen. Verschieden von einander waren das Staatsrecht der geistlichen, der katholischen, der churfürstlichen, der größeren Höfe, von dem der weltlichen, der protestantischen, der fürstlichen und der kleineren. Wer über daſſelbe Recht den Vortrag in den Hörsälen zu Wien, Halle, Göttingen, Marpurg, Würzburg, Mainz ꝛc. vernahm, mußte nun erst mit sich selbst als Eklectiker sich einigen. An die Stelle des früheren Gemeinsinns für Deutschlands Wohl war schnöder Partikular-Sinn getreten, und diesen zu tödten vermochte die Reichstags-Versammlung nicht.

Die früheren religiösen Reibungen hatten die Zeit und der Indifferentismus derselben in Glaubenssachen sehr gemindert. Joseph II. dachte nicht wie Ferdinand, und zog selbst die Klöster ein, deren Aufhebung von Seiten der Protestanten in der Reformations-Periode Hauptgegenstand des Kampfes gewesen war. War also der Reichstag überflüssig ge-

werden, eine Einigung ohne Kraft, ein Gebäude ohne Schutz für die Bewohner? — Keinesweges so lange die Reichsverfassung bestand. — Einen Centralpunkt mußte selbige haben, eine Halle, wo das gegenseitige Interesse vertheidigt, abgewogen und wo möglich ausgeglichen werden konnte, wo die Stimme des gedrückten Bundesgliedes von den übrigen gehört und der Stoff zur Feststellung der öffentlichen Meinung bearbeitet wurde. Fehlte dieser, so verlor sich schnell das Interesse Deutschlands in der Gesammtheit der europäischen Staaten.

Jede Verfassung, selbst die neueste des deutschen Bundes, sinkt hinab zu einer leblosen Form, wenn diejenigen, welche sich in selbiger bewegen sollen, ohnmächtig ruhen. Die im neueren Bunde verhält sich zu der früheren Reichs-Verfassung, wie ein Schattenriß zu einem Gemälde von Denner. Indessen jene nur Hauptlinien zieht, beschäftigt sich diese mühsam mit den Einzelnheiten. Jene will hauptsächlich die Fürsten schützen, diese übersah den kleinsten Staatsbürger nicht. Durch Ursitte, Gewohnheit von Jahrhunderten, durch Kämpfe und Verträge war die letztere, die erstere hauptsächlich durch die Gewalt der Waffen, durch den Wunsch, den Besitz erhaltener Ver-

größerung sanktionnirt zu sehen, und durch den Nothstand derer gebildet, welche besorgten, das Schicksal der Mediatisirten zu theilen. Diese wird wie die erstere fallen, wenn gegenseitige Eifersucht nicht den Mangel ächt deutschen Gemeinsinns ersetzt.

Am Reichstage erkannte man in der Periode vor dessen Auflösung eigentlich nur drei Hauptpartheien, die österreichische, die preußische und eine aus dem Bewußtseyn eigener Schwäche gemäßigte. Erschüttert war das frühere Ansehen des Kaiserhofes hauptsächlich durch Josephs Scepter, durch den Abtritt vieler aus dem österreichisch-katholischen Anhange, und das Gewicht, was jener verloren, in Preußens Schaale gelegt. Auch manches trug dazu die Persönlichkeit des damaligen Chur-Brandenburgischen Gesandten bei, der, entsprossen aus einem Reichsgeschlechte, gebildet in der Schule alter ritterlicher Rechtlichkeit, vaterländischen Sinnes und des älteren Staatsrechts, nicht als königlicher, sondern als churfürstlicher Vertreter sprach und handelte. Wie stand der edle Görtz so ganz verschieden dort von einem B.... L..... aktenkundig gedruckt genannt als ein in Wetzlar bestochener Richter, indem seine Gattin die sogenannten goldnen Tapezier-Nägel doch wohl für ihn in

Empfang nahm — von einem jesuitischen Baron H....., allein in finsteren Winkellinien wirkend, gepeinigt von Ehrsucht und durch diese zuletzt wahnsinnig. Der Grad äußerer und selbst empfundener Achtung, welcher den früheren Reichstags-Gesandten wurde, wird nie denen des Bundestages werden. Der Magistrat der nunmehr freien Stadt Frankfurt will höher stehen, als der der freien Reichsstadt Regensburg. In dieser stellte der größere Kaufmann sich dem Diplomaten nicht gegenüber und der Zuruf „vom Reichstage" — besaß eine Art magische Kraft. Freilich hemmte diese nicht selten den Gang der Polizei, zu Zeiten auch den der Gerechtigkeit, denn jeder Gesandte konnte Schutzherr seyn. War diesem noch der Schutz der Reichs-Stifter und einiger Klöster zugesellt, so gab es wohl nirgends eine so vielseitige und vielköpfige Justiz, als die der wailand Reichsstadt gewesen ist. Ein trauriger Anblick war es, als nach der Auflösung des Senats der Repräsentanten deutscher Fürsten nun auf den Befehl der Höfe, die gesandtschaftlichen Archive den Flammen übergeben wurden. Die seit Jahrhunderten gesammelten Urkunden so vielen Fleißes, rastlosen Wirkens und Treibens, mühevoller Tage und durchwachter

Mächte — — loderten auf, in Frachtwagen herbeigefahren, in flüchtigen Dampfeswolken. Ein Reisender fand bald nachher in dem einstigen Versammlungssaale der Comitialen eine Sammlung von wurmstichigem Hausgeräthe und auf dem Kaiser-Throne eine Wiege hingestellt. Wie S. am Schlusse des Jahres 1789 dachte, was er empfand, dieses schildert nachstehende Rechenschaft, welche er sich damals in seinem Tagebuche ablegte.

Jahresschluß 1789.

„Sechs und zwanzig Jahre meines Lebens erblicke ich an diesem Tage hinter mir, vielleicht bei weitem der größere Theil von der Summe der mir bestimmten, und wenn auch nicht der größere, gewiß doch der glücklichere Theil meines Lebens. Weilet, ach weilet, ihr letzten Augenblicke des scheidenden Jahrs, doch ach ihr fliehet! Der Strom, der euch mit sich fortreißt, kehrt nie wieder, nie bringt ihr wieder Freude meinem Herzen! Manches Wohl, manches Weh hat mir dies Jahr gebracht. Zunehmende Augenschwäche zwang mich, so manches Geleise, das ich mir bezeichnet, zu verlassen; fast in allen meinen Plänen ward ich durch diesen Umstand wankend gemacht und das Unbestimmte in meiner

Lage erlaubte mir nie, mich genau zu entscheiden. Bald belebte mich Hoffnung der Genesung, bald ließ mich Verzweiflung in ländlicher Ruhe, in der gänzlichen Entfernung von Büchern und Schriften allein Rettung für mich erblicken. Der landwirthschaftliche Plan litt durch meine gescheiterten Absichten auf Seeburg, so wie durch meine darauf gefolgte Verbindung mit dem Grafen S. G. einen gewaltigen Stoß, aber meine politischen Aussichten sind meinem physischen Zustande nicht gemäß genug, daß sie mich ernstlich beschäftigen könnten. Mein Blut ward kälter, mein Ehrgeiz schwächer. Das Glück in der großen Welt, das ich genoß, reizt mich nicht mehr; aber der Taumel in selbiger zwingt mir den sehnlichen Wunsch nach Ruhe ab. Inniger und stärker wird täglich der Sinn nach häuslichem Frieden und stillem Wirken um mich her, doch zwinge ich mich noch, Geschmack an der großen Welt zu finden, und suche meine Neugierde zu reizen, sie fernerhin noch zu beachten. Wohin nun dieses Zusammentreffen von Plänen mich führen wird, das mag die Gottheit wissen, deren Leitung ich mich überlasse, die mir vielleicht Umstände bereitet, die entscheidender für mich, denn die jetzigen sind. Literarisch vervollkomm-

nete ich mich in diesem Jahre, wo ich von Büchern entfernt leben mußte, wenig, aber in der Ausbildung meiner Grundsätze, meines Wollens, that ich einige glückliche Fortschritte, die mich dem Ziele, ein rechtschaffener nützlicher Mann zu seyn, näher führten. Läßt das Schicksal mir die Kräfte meines Körpers und Geistes ungeschwächt, o so bin ich einst Freund meiner Freunde, den Unglücklichen eine Stütze, und mich belebt der Eifer, die Pflichten meiner Verhältnisse zu erfüllen. Aber ein Gedanke — schrecklich, schon suchte ich mich mit ihm bekannt zu machen — vielleicht erblicken meine Augen den ersten Sonnenstrahl des 91sten Jahres nicht mehr, und doch lebe ich, lebe, um lebend dann die Nacht der Gräber um mich her zu erblicken, für welche kein Morgen tagt, wie der, welcher nach dem Tode anbricht!

Drittes Kapitel.

Aus dem Tagebuche S.s — Graf S. G. — Dessen Gattin. — Graf R***g. — Leipzig. — General v. R. — Weglar. — Ems. — Meienberg. — M..... v. W..... — Kaiserkrönung in Frankfurt. — Gräfin Lambertini. — Einige Scenen der Festlichkeiten. — Der weibliche Doctor Schlözer. — Der ältere Graf S. G. — Die Marquise Ch. — Johannes von Müller. — v. U. — Emilie von Berlepsch. — Gualterei. — v. Wißmann, — Sp.....

Schon der Mittag in S.s Leben war nicht selten ernst, selbst düster. Den Grund zu der letzteren Stimmung mochte hauptsächlich die sitzende Lebensweise des Knaben gelegt haben, denn es regte sich ja schon damals in ihm der hypochondrische Dämon. Ausgelassenheit und finsterer Sinn grenzten oft bei ihm nahe an einander. Froh war er, als Formey, nachmaliger Arzt in Berlin, auf seiner Reise in Regensburg ihm zusprach. Da galt es Erinnerungen

aus der früheren Zeit, und genügten nicht die Stunden des Tages, so reiheten sich ihnen die der Nacht an. Liebe, Freundschaft und Wein, sind es nicht die am meisten heroischen Ingredienzien in dem Zauber dieses irdischen Lebens? Leicht, oft fast zu plötzlich, waren in dem Umgange mit S. die Uebergänge vom Ernst zum Scherze und umgekehrt. Zwei Saiten in seinem Geiste erklangen nicht selten, eine satyrische und eine allegorisch-dichterische. Schon in der Schweiz hatte er die letztere geübt. So waren zwei Dichtungen entstanden und in Momenten der Stimmung fortgesetzt worden, welche auch jetzt noch in selbigen ihn beschäftigten. Die eine: ein reisender Reinecke Fuchs, in welcher dieser, was er sah, hörte, dachte, fühlte, in allegorischen fabelartigen Erzählungen schilderte. Sich selbst in Geistesarbeiten der strengste Richter, höchst selten mit dem, was er geleistet, zufrieden, hielt dennoch manches in diesem Reinecke auch die Prüfung in späteren Jahren aus. Die andre war: „Grundaus Burgemeister in Bullenau" — betitelt, und eine bitter beißende Satyre gegen die blinde Neuerungs-Sucht. Dem Grundaus, Consular-Regenten einer kleinen alterthümlichen Stadt, wollte nichts genügen, was vorhanden war. Alles riß er

ein, bemühet jedes Neuersonnene dem beschränkten Punkte seiner Vaterstadt triumphirend einzuverleiben. Er würde den Mausefallen die Form eines Pantheons gegeben — die Nachtwächter Ciceros Redeweise gelehrt — dem Kartoffel-Kraute Hesperiden-Aepfel eingeimpft und in der halberloschenen Inschrift eines vormaligen Bullenauer Küsters deutliche Spuren von Cäsars Bullenauer Bürgerthum entdeckt haben. — Der spätere landwirthschaftliche Beruf lähmte jede andre literarische Neigung, und da S. ein erklärter Gegner alles nicht vollendeten blieb, so sollen auch diese in Vergessenheit ruhen. — Die Lüttichter Angelegenheit veranlaßte um diese Zeit eine eben so kleine, als übrigens unbedeutende Druckschrift aus Ss. Feder, ein Werklein, wie deren so viele am Reichstage erschienen, im politisch deklamatorischen Style. Sie war betitelt: Darstellung dessen, was in der Lüttichter Sache durch die Erklärung des Geheimen Kreis-Directorial-Raths v. Dohm vom 26. Novbr. v. J. für Deutschland bewirkt und vermieden worden. 1790. Mag diese einigen Beifall gefunden haben, der Verfasser winkte ihr selbigen nicht zu.

Bald nachher erfolgte von dem damaligen Minister Graf Herzberg ein gegen Graf S. G. ausge-

sprochener Antrag, S. den preußischen Gesandtschafts-Posten in München zu übertragen. Dieses wäre also der erste Schritt zu der Erreichung einer Bestimmung gewesen, welche lange früherhin für S. das Ziel aller seiner Wünsche war. Jetzt war der Sinn umgestimmt. Zu den früheren, bereits erwähnten Gründen dieser Umstimmung kam noch der hinzu, daß S. mit Ideen einer ehelichen Verbindung sich beschäftigte und dabei von dem Grundsatze ausging, mit einem Gesandten-Posten sey der Genuß häuslicher Freuden ganz unverträglich. Früher war von Seiten des Ministers ein zweiter Constantinopolitanischer Vorschlag erfolgt. S. lehnte beide Anträge ab und diese Ablehnung entschied wahrscheinlich für sein übriges Leben. Hätte er einen derselben angenommen, so würde er mit der angestrengtesten Kraft die Berufs-Pflicht erfüllt haben; denn es lag nun einmal in ihm, nichts nur zur Hälfte zu leisten. Dieser Eifer würde Beifall erweckt, der Beifall weitere Beförderungen nach sich gezogen haben und die Stellung in einer größeren Sphäre. Einmal hinein getreten in diese Bahn, würde S.s Beharrlichkeit ihm nie verstattet haben, selbige wieder zu verlassen, am wenigsten dann, wenn späterhin Preußens Fall und

Wiederauferstehung auch den angestellten Staatsdiener beschäftigt hätten. Das Ansehen, vielleicht auch einigen Ruhm, der hiebei zu erwerben gewesen wäre, verscherzte nun S., und wahrlich dieses hat er nie bereuet. Dagegen aber fristete er bei dem Aufenthalte auf dem Lande gewiß um mehrere Jahre sein Leben, und war er auch bei der Wiedererrichtung des Staats zu seinem Antheile nun nicht berufen, so ließ er dennoch manche nützliche Spur seines Daseins zurück. Zu Berlin war übrigens sein Austritt aus der diplomatischen Laufbahn auch späterhin gemißbilligt worden und er mußte darüber nach Jahren von dem Minister Grafen Haugwitz und Andern Vorwürfe vernehmen, welche indessen zugleich ein günstiges Urtheil über ihn enthielten.

Schon früher hatte S. mit der Führung eines Tagebuchs es nicht so strenge mehr genommen. Nur durch irgend etwas ausgezeichnete Tage wurden geschildert und so entstand nach und nach eine Art Kalender mit kurzen Bemerkungen, wo und wie der Tag verlebt worden war. Oft bereuete er es späterhin, wenigstens über die Zeitbegebenheiten, in welchen er gelebt, über die Menschen, die er in selbigen handelnd oder leidend gefunden, nichts vollständigeres aufge-

zeichnet zu haben. — Ueberreich wäre der Stoff in einer Periode gewesen, wie frühere Jahrhunderte eigentlich sie nie enthalten hatten und auch später kaum sie enthalten werden. Eine gänzliche Umwandlung und europäische Unterjochung, der Umsturz alles dessen, was bis dahin für heilig und unantastbar galt, konnte wieder von Barbaren ausgehen, und Ueberbildung, Schwächung ein Raub der nur rohen Natur werden. Allein daß sogar ein gebildetes Europa von einer Nation, welche vor allen sich selbst für die vorzüglich gebildete hielt und auch von andern großentheils dafür gehalten wurde, daß von dieser aus mit Erfolge die Verfassungen, die Thronen, die Altäre der Gottheit zertrümmert, sämmtliche politische Verhältnisse des Continents gelöset, gebrochen, abhängig werden konnten von einer Parthey in einer Nation, zuletzt von einem einzigen Sterblichen, der an die Spitze derselben gestellt war, diese Erscheinung gehörte zu denen, welche außerhalb des menschlichen Kalkuls lagen. Die Nachkommen werden vielleicht, unbekannt mit dem Drucke, den diese Zeit enthielt, diejenigen beneiden, welche in selbiger gelebt haben. Zu diesen gehörte S. Er sah vor allem auch sein deutsches Vaterland in Rastadt, Regensburg,

Paris, Erfurt stets tiefer und tiefer sinken, und wohnte den Verhandlungen bei, als es nun wieder grundgesetzlich begründet werden sollte. Ueber einzelne Perioden hatte er manches aufgezeichnet, vieles aber blieb allein im Gedächtnisse aufbewahrt, welchem freilich auch vieles wieder entfallen ist.

Unersetzlich ist übrigens die Versäumniß, so manchen ersten Eindruck aufzuzeichnen; nicht selten ist dieser allein der richtige, weil das Gefühl bei selbigem noch unbestechen ist.

Das sorgfältige Streben nach Vervollkommnung seiner selbst war übrigens S. in dieser Periode so wenig fremdartig, daß er vielmehr eine Form ersann, wie dieser Zweck sicherer zu erreichen wäre. Die Form, welche er jedoch als unverbrüchlich für sich gewählt hat, ist in nachstehendem Aufsatze, wörtlich entlehnt aus S. damaliger Handschrift, geschildert.

Den 1. Januar 1789.

„Auf der Entwickelung meiner Kräfte und dem besten Gebrauche derselben beruhet mein Glück — nach dieser Ueberzeugung will ich handeln. Dies ernsthafte Geschäft soll nicht mehr dem Zufalle und der Laune unterworfen seyn. Unentschlossenheit, Trägheit, Mißtrauen in meine Kraft sind die Feinde

meines Glücks — sollte ich, um dies zu begründen, sie nicht bekämpfen?

In jeder Zeit meines Lebens fühlte ich in meinem Innern den Keim zum Guten, aber ich pflegte ihn selten zur Frucht. Dennoch erinnere ich mich, in verschiedenen Epochen desselben gute Vorsätze standhaft verfolgt zu haben. Da schloß ich Verträge mit mir selbst, legte mir Strafen auf, — was der Knabe, was der Jüngling versuchte, das muß der Mann vollenden können.

Folgende Blätter sind dazu bestimmt, geprüfte Vorsätze zu enthalten, deren Erfüllung mein ganzes Ich beschäftigen soll.

Mein Körper, mein Geist und Herz sollen hinfort Gegenstände meiner Aufmerksamkeit seyn; ungestraft habe ich keinen derselben vernachläßiget. Das Uebel des Einen war oft das Uebel Aller.

Ich zeichne meine Vorsätze hier auf, weil ich, nach ruhiger Ueberlegung, ihren Werth geprüft und anerkannt habe. In Augenblicken der Leidenschaft, da mein Auge geblendet war, soll dann die Erinnerung des hier bemerkten Resultats ruhiger Ueberlegung meine Richtschnur seyn.

Die Zahl meiner Vorsätze soll nicht meine Kräfte

überschreiten; ich will meine Aufmerksamkeit nicht gleich anfänglich zerstreuen. Wenn sie auf einige Punkte geheftet, mich allmählig gewöhnt, selbige nicht zu verlassen, dann kann ich weiter schreiten.

Um der Wahrheit späterer Jahre nicht den Weg zu meinem Herzen zu verschließen — um ferner, auf den Fall träger Erfüllung meiner Vorsätze, durch neue Versuche meinem Geiste neues Leben geben zu können, will ich stets einen gewissen Zeitpunkt festsetzen, da ich meine Vorsätze von neuem prüfe, in der Erfüllung derselben fortfahre, oder wenn ich meinen Zweck nicht erreicht habe, mit wieder belebtem Eifer dem Ziele nachstrebe."

Mehrere Jahre hindurch gehorchte S. diesem sich selbst auferlegten Gesetze und es veraltete ihm nur dann, als Geschäfte und späterhin Sorgen seine Kräfte erschöpften.

Indessen rückte für S. der Zeitpunkt heran, welcher entscheidend für sein übriges Leben werden sollte. Fast täglich ward er im gräflich S. G—schen Hause und mit unendlicher Güte aufgenommen. Sehr wohl erinnerte er sich des mächtigen Eindrucks, welchen das erste Erblicken des ehrwürdigen Vaters in einer großen Berliner Gesellschaft auf ihn gemacht hatte, und

was er damals nur vorempfand, fand er nun herrlich bestätigt. Das weiße Haupthaar gab ihm das Ansehen eines Greises, was er derzeit doch noch nicht war, aber eines Greises, der in seiner wohlwollenden Freundlichkeit unwiderstehlich an sich zieht. Weder ein eigentlicher Gelehrter, noch ein witziger Kopf, noch formenreicher Hofmann, besaß Graf S. G. dennoch manche Kenntnisse und viele Belesenheit. — Eine lange Reihe von Erfahrungen gingen in seinem Gespräche wie eben so viele interessante Bilder vorüber und seine Höflichkeit war der Ausdruck seines Herzens. Theilnehmend, wohlthätig, großmüthig und ohne allen Eigennutz, vereinigte er in seiner Person die Eigenschaften des rechtschaffenen und edlen Mannes. Seine Gattin, wo sollten die Worte hergenommen werden, um nach Würden ihr Bild zu entwerfen? Ein feiner Verstand ohne allen Prunk und Anmaßung, ein in dem Grade ihrem Herzen natürliches Wohlwollen, daß ohne es selbst zu wissen, in allen Verhältnissen sie zuerst *sich* opferte und allein in dem Glücke andrer selbst glücklich war. Streng gegen sich selbst, ihre Milde nur andern widmend, duldend mit Männer-Muthe, mitempfindend mit weiblicher Zartheit.

Drei Töchter waren in dieser Ehe geboren. Karoline, die ältere, das verjüngte Ebenbild der Mutter. Engel-Reinheit, Engel-Güte, feinere und höhere Bildung, durchglühet selbst von schwärmerischem Gefühle für das Gute und Schöne. Sich dieser Vollendung gänzlich unbewußt, war sie allein mit sich nicht zufrieden und strebte himmelwärts, bis der Himmel sie aufnahm.

Mariane, die dritte der Töchter, war derzeit noch sehr jung, eine aufblühende Schönheit seltener Art, wie die Künstler sie bilden, wenn sie Ideale schaffen wollen. Louise, die zweite der Töchter, hatte als S. sie zuerst erblickte, das vierzehnte Lebensjahr erreicht, aber ihr Geist war dem Körper vorausgegangen. Die Schärfe ihrer Urtheilskraft war mit originellem Witze verschwistert, und angeborne Fähigkeit durch wissenschaftliche Entwickelung erhöhet. In ihr vereinigten sich der Geist des Vaters und der Mutter, und aus dem blauen Augenpaare blickten zugleich Verstand und Güte hervor. Ein schlanker Wuchs erhob die Grazie der edlen Gestalt und um das Ganze verbreitete sich ein desto mehr ansprechender Zauber, da derselbe anspruchslos war.

Wesen, wie die im Vorigen geschilderten, durch

Bande des Bluts mit einander verbunden und diesen die Blüthe ihrer Empfindung weihend, welches häusliche Glück hätte dem in diesem Familienkreise gleichzukommen vermocht! Allein Kränklichkeit hatte die Töchter frühzeitig in den Jahren der Entwickelung ergriffen und die irrende Wissenschaft bei der unternommenen Heilung derselben das Uebel nur vermehrt. So welkte Karoline als Braut früh dahin — Louisens Loos waren wiederkehrende Leiden — und die dritte der Schwestern, wenn gleich Mutter von fünf lebenden Kindern, mußte in langen leidenvollen Jahren das Glück der Gesundheit fast gänzlich entbehren lernen.

Zur Vollendung des Glückes, das derzeit S. in Regensburg beschieden war, fand auch Graf R***g sich daselbst ein, bestimmt unter Graf S. G.s Anleitung sich für Geschäftsführung zu bilden. Gut und edel war sein Sinn und schien die Ausstattung seines Geschlechts zu seyn; denn seine Brüder waren nicht allein durch das Blut, sondern durch uneigennütziges gegenseitiges sich hingebendes Wohlwollen mit einander verbunden. S. schrieb damals in seinem Monatsbuche folgendes nieder:

„Ein in der Geschichte meiner selbst wichtiger

Monat, denn ich ward in selbigem entschieden reicher um einen Freund. Graf R***g, der lange mich mißverstanden hatte, erkannte endlich den graden Sinn, in welchem er bisher Krümmungen zu entdecken geglaubt hatte. Ich habe der Freundschaft einen edeln Mann wieder zugeführet, denn er gestand selbst, daß der Unglaube an Aechtheit jeder Verbindung bisher bei ihm Grundsatz gewesen sey. Vielleicht gelingt es mir, auch in andren Dingen vortheilhaft auf ihn zu wirken, so wie der Umgang mit ihm auch mich auf die Nothwendigkeit der kleinen Gefälligkeiten im menschlichen Leben aufmerksam macht." —

Und dieses that Noth. In seinen früheren freundschaftlichen Verbindungen war S. gewöhnlich seinen Freunden überlegen gewesen und so fügten sie sich mehr in ihn, als er in sie. Sie fürchteten seine Gründe, und wenn er gereizt ward, leider auch seinen Spott. So hatte sich unvermerkt in ihm eine Art Herrschsucht in Freundschafts-Verhältnissen entwickelt. Des Grafen R***g entgegen kommende Güte milderte jene und am 23. April versiegelte ein Handschlag den Freundschafts-Bund. Brechen soll er nicht, bis zum letzten Athemzuge. Beide Freunde

waren einverstanden über das Glück, im gräflich S. G—schen Hause sich zu finden und nannten unter sich die Bewohner desselben: die heilige Familie. Vieles würden sie beide derselben auch dann noch verdankt haben, wenn nicht Töchter dieses Hauses ihnen Lebensgefährtinnen späterhin geworden wären, S. von Jugend auf im älterlichen Hause selbst mit einer dem Ausdrucke der Liebe und der Mitempfindung, fast gänzlich fremdartigen Härte behandelt, gewöhnt dadurch selbst an ungemilderte Strenge, die auch in sonstigen Verhältnissen des älterlichen Hauses vorwaltete, hatte sich gleichfalls anfänglich nur diesen Ton angeeignet. Allein die Form gestaltet allmählig auch das Wesen selbst um und der oft Verwundete fühlt endlich minder die eigne und die fremde Wunde. Im gräflich S. G—schen Hause waltete Liebe und Nachsicht führte das Scepter. Ein dort ertheilter Befehl enthielt eine vierfache Bitte in vier Worten mit Inbegriff des bittenden Tons:

Wenn er — doch — wollte ꝛc. —

Graf R***g, der Sohn, war wenigstens in ähnlichen Verhältnissen, als die von S. waren, aufgewachsen und fand nun die Freundschaft zarter und zärtlicher, als die Mutterliebe des älterlichen Hauses.

Es begann nun eine Reihe von rosigen Stunden, deren Andenken in S. unverwelklich blieb. Am 13. Jan. strömten zuerst von S. Lippen gegen Louise ernstere Geständnisse über die Empfindung, welche sie ihm eingeflößt hatte. Am 26. Febr. in einer Abendgesellschaft bei Hohenthal sprach lauter und lauter durch S. die Leidenschaft sich aus, welche Louise nur gutmüthig scherzend aufzunehmen schien. Indessen war S. eine Beute von Gefühlen und Betrachtungen geworden, die mit einander im Widerspruche standen. Der Gedanke einer ernsten Verbindung war, ohnerachtet ihm nicht ganz fremd, ihm dennoch zu neu. Er mißtrauete sich selbst, niedergedrückt von dem Zweifel, ob das Gefühl, wovon er durchdrungen war, auch der Zeit trotzen würde. In dieser Stimmung durchwanderte er einsam Regensburgs Umgegend, faßte bald diesen bald jenen Entschluß, und wann er die holde Louise erblickte in jugendlich scherzender Unbefangenheit, mit dem hellen fragenden Blicke: — „Und was nun?“ — so waren doch seine Bedenklichkeiten beschworen. S. glaubte höchstens, daß er nicht mißfiel. Ob aber dieses Nichtmißfallen auch in Gefallen überging, dieses blieb ihm räthselhaft. Er trennte sich endlich von Regensburg und

von Louisen, und verließ am 26. April mit Graf R***g, welcher ihn einen Theil des Weges begleitete, den heiligen Boden. S. schrieb damals in sein Tagebuch:

„Ich habe im gräflich S. G—schen Hause einige edle Menschen mir zugewendet. Daß ich doch stets ihres Zutrauens würdig und die gegenseitige Fortdauer desselben uns allen wichtig und werth bleiben möchte! Unvergeßlich sind mir die Stunden, welche ich dort verlebt. Der rührendste Abschied beschloß sie — vielleicht auf immer. Möge der Himmel seinen besten Segen über diese seine beßeren Geschöpfe verbreiten.“

Traurig und durch Unfälle bezeichnet war die Rückreise. In Ereussen brach ein Rad, in Gefell ein anderes, in Schleiz ein drittes. S. fand es bei dem dritten Falle am gerathensten, im Wagen liegen zu bleiben und vor Allem Betrachtungen über die Zerbrechlichkeit alles Irdischen anzustellen. Endlich mußte er dennoch weiter und gelangte über Gera nach Leipzig zur Meßzeit. Hier sollte die erste Probe der Treue in der Liebe bestanden werden. Die Gelegenheit, in selbiger zu sinken, wurde nicht vermieden; der Erinnerungen zu viele forderten wenigstens

dazu auf, wieder zu sehen. Wieder erblickt wurde Klara v. R.....g, die griechische reizende S..... nicht ohne wehmüthige Erinnerung an die frohe Vergangenheit. Doch bestand S. in dieser Probe. Der damalige General von R.....n zu Leipzig hatte eine mannbare Tochter, welcher, theils weil sie in der Jugendblüthe, theils weil er der Erste in der Stadt war, viel gehuldigt wurde. Auch dieses Wunder wollte S. sehen, und schnell hatten die Eltern, so wie auch wohl die Tochter, beschlossen, dem S. das Glück des Besitzes zuzuwenden. Nach diesem strebte er nicht, reisete nach Dieskau, fand dort den Kanzler Hoffmann in seiner Schöpfung wieder, erblickte bald die Thürme Saal-Athens, nach jeder Spur einer Erinnerung aus früheren Studienjahren daselbst forschend, sie erweckend, belebend. — Der alte Eberhard wurde begrüßt. Am 14. Mai wurde die Reise über Nördlingen, Duderstadt nach Göttingen angetreten, wo der Augenarzt Richter befragt werden sollte. Kathegorisch entschied er zuerst für Ems, dann für Pyrmont. In Wetzlar lebte M..... von B..... mit ihrer dort an den Reichs-Kammergerichts-Assessor von G..... verheiratheten Schwester. So manches früher Poetische in diesem Hause war

Prosa geworden, verstummt in der Ehe des Mannes die Sonnette an seine Gebieterin, und diese selbst, wie man sagte, stand noch unter dem Prosaischen.

Wie verschieden war diese juristische Reichsstadt von dem diplomatischen Regensburg! Verworren gebauet, wie ein System des Rechts, die Menschen schwer beweglich und bestäubt, wie Folianten, die Geselligkeit eingezwungen in steife Formen und Formeln, die Cicisbeen — Knopfmacher daselbst genannt. Die gute M..... hatte in dieser kalt finstern Zone auch schwärmend ihr Herz zu erhalten gewußt und ließ ihre Einbildungskraft zaubern. Am 21. Mai traf S. in Ems ein. Derzeit wußte, oder glaubte man es wenigstens nicht, daß diese Quelle die Unfruchtbaren fruchtbar mache, und noch weniger in dieser frühen Jahreszeit. Der nachmalige Fürst Alexander Solms Lich, ein Holländer van der Goes und S., diese drei bildeten die Gesammtheit der Badegäste. S. schwärmte körperlich und geistig in der Gegend umher und war glücklich über Alles, als er am 28. einen freundschaftlichen Brief von dem Vater Grafen S. G. empfing, so wie einen andern der Mutter, der die Reisepläne nach Meienberg hin schilderte. Die Existenz in Bädern, welche Unthätigkeit und

Geistesfaulheit privilegirt, hatte viel Drückendes für S. Vielen Reiz bot für ihn ein kleines Schlößchen in der Nähe von Ems, durch die Lage auf einem Rebenhügel, durch Alterthümlichkeit des Gemäuers, mit einigem kleinen Zubehör an Aeckern und Wald. Für 13,000 Fl. war es verkäuflich, und wenig fehlte, so hätte S. als Käufer sich gemeldet. Verband er sich ehelich, so fehlte es ihm ohnedies an dem eignen Heerd. Die ärztliche Theorie zählte derzeit zwei Haupt-Kapitel, das vom Auflösen, so wie das vom Stärken. Das eine war jederzeit durch das andre bedingt, vor der Auflösung keine Stärkung, nach der Auflösung unbedingt Stärkung. Es hatte diese Theorie etwas Begreifliches und selbst Einleuchtendes. So hatte S. sich zuvörderst in Ems auflösen, dann in Pyrmont wieder stärken sollen. Am 7. Junius verließ S. Ems und am 11. war er, von Fittigen der Liebe getragen, in Meienberg angekommen.

Hier mag, was S. derzeit niederschrieb, seinen Platz finden: „Nun lebte ich in diesen Tagen wieder auf zu jener Liebe, so wie sie in den ersten Zeiten meines Empfindens gefühlt ward. Louise war mir Alles, ich lebte nur durch sie, nur für sie. An ihrer Seite vergaß ich die übrige Welt, und wenn

ich von ihr mich trennte, so blieb mein Geist dennoch stets um sie. Jene erste Nachbarschaft im Schauspiele nach langer Entfernung, jenes Gefühl, jene Versicherungen meines Glückes, jener Spaziergang nach dem Berge mit der Mutter und den Töchtern, wo meine Flöte mich begleitete, jener Auftritt kindlicher und mütterlicher Zärtlichkeit im Wetteifer, wo die Mutter nach einigen Zweifeln über die längere Dauer ihres Lebens endlich in die Worte ausbrach: Wohl muß ich für meine guten Kinder leben! und diese nun an ihrer Brust weinten — diese Augenblicke werden mir ewig unvergeßlich bleiben. Der letztere am Abende des 15. Junius erschütterte mich. Ich konnte dieses rührende Gemälde nicht sehen, ohne lebhafter denn je den Wunsch zu empfinden, genauer mit Menschen, die so fühlten, verbunden zu seyn. Am 18. Morgens sah ich die Mutter im Bosket, und nach einigen gewechselten Worten beruhete nun unsere Vereinigung allein auf der Einwilligung des Vaters. Als ich nun wieder allein auf mein Zimmer kam, fiel ich nieder und betete: „Entnimm mich, o Gottheit, der Erde, wenn ich es je vergessen sollte, daß das Glück des Mädchens, das ich gewählt, mir anvertraut ist. Gott, wie so mancher Wunsch stieg

seit diesem aus meinem Herzen für Louisen zu dir empor!“

Am 4. Juli verließ S. Meienberg, nicht ohne vorher das Bosket besucht zu haben. So manches Wort der Liebe hatte er in diesem zu Louisen gesprochen und von ihr vernommen. Hier hatte auch die Einwilligung der Mutter zuerst des Liebenden Wunsch bestätigt; Gefühle der Liebe, der Wehmuth, der Hoffnung, der Ahnungen durchdrangen da sein Herz und löseten sich endlich in die heißesten Wünsche auf, die er zum Himmel schickte, daß Louise einst glücklich durch ihn und beide Verlobte es durch wechselseitiges Zutrauen und Duldsamkeit seyn möchten. „Hättest du, Louise,“ schloß er in seinem Tagebuche, „mein Herz durchschauen können, vielleicht wäre es dir noch werther geworden; denn ich darf es sagen, nur edle Gefühle erfüllten es für dich!“

In Pyrmont erhielt S. die Einwilligung des Vaters und von Louisen die ersten Zeilen, welche ihn entzückten, denn hinreißender noch war stets ihr Geist der Feder anvertraut, als er durch die Rede sich malte. Am 10. Juli verließ S. Pyrmont. Seine Reise nach Frankfurt führte ihn zu v. Heister hin (damals noch in hessischen Diensten, in der Folge preußischer Gene-

ral), dem treuen, gemüthvollen, männlichen Manne. In einfacher Klarheit, in unverkünsteltem Biedersinne verlebte dieser des Lebens Tage, war und blieb S. ein Freund, bis früh der Tod ihn abforderte. In Wetzlar wurde M..... v. B..... vertraulich mitgetheilt, daß die Liebe über S. entschieden hatte. Sie war tief bewegt, allein aus den gegenseitigen Verständigungen ergab sich ihr selbst, daß S. durch nichts ihr verblendet schien; wohl aber hatten einige Freundinnen, ein Schwesternpaar, rastlos mit andern beschäftigt, bald die Sammtpfote, bald die Krallenpfote reichend, M..... überzeugt, S. müsse ihr angehören. Ihm war sie früherhin Freundin geworden, Vertraute selbst von Gefühlen, Andern als M..... geweiht. Strenge war es dabei geblieben, weil sie auch in ihrer Blüthe nie, was Liebe betraf, S. zugesagt hatte. Das Bild jener Freundinnen mag hier einige Zeilen einnehmen. Ein Schwesternpaar war übrig geblieben, nachdem eine dritte in der Ehe aus Verzweiflung durch Hinabschlucken vieler Stecknadeln sich selbst entleibt hatte. Jene beiden, ein treues Register weiblicher körperlicher Häßlichkeiten, blieben schon deshalb ungewählt und nun, selbst ohne Verbindung, machten sie es zu ihrem Berufe, bald vorhandne Bande zu lösen, bald nicht-

geknüpfte zu knüpfen. Ein weit umher in Teutſchland angeknüpfter Briefwechſel unterrichtete ſie von den geweſenen und gegenwärtigen Liebſchaften. Eifrig arbeiteten ſie den gelieferten Stoff aus und entzifferten nun auch die zukünftigen. Richterlich erkannten ſie über jedes Hauskreuz und jede häusliche Freude, ſo bald ſie ihnen kund geworden war, und trieben nun brieflich den Tauſchhandel mit den Neuigkeiten von der Straße bis zu den aus dem Innerſten des Hauſes.

Am 15. Juli traf S. in Frankfurt zur Kaiſerkrönung ein. Schon waren die Stimmung, das Leben und Treiben in dieſer Stadt, wie an einem Vorabende vor einer Reiſe, welcher der feierlichen Freude gewidmet ſeyn muß. Den Vorgenuß des Putzes gönnte ſich ſchon das weibliche Geſchlecht; unruhig rannten die Männer umher; die Kaufleute erſchienen in erhöhetem Glanze; vor den Hausthüren ſchnauften Hausfrauen, nach vollendetem Werke der Hausſäuberung zum Fremden-Empfange; in den Straßen begrüßten ſich unerwartet eingetroffene Fremde mit einheimiſchen Bekannten. Zahnärzte, Miniaturmaler ꝛc. verbreiteten ihre gemeinnützigen Anzeigen. Die Feier und die Feſte, welche nun in langer Reihe auf einander folgten, ſie ſind hinlänglich beſchrieben. Sie waren es zum Theil

im Voraus, weil durch Reichsherkommen und Geſetz ſeit Jahrhunderten das Wie der Feier feſtgeſetzt blieb. So war auch diesmal längſt vorher die Wahl über denjenigen entſchieden, deſſen Haupt die Kaiſerkrone ſchmücken und ihm die erſte Stelle auf dieſem Erdenrunde einräumen ſollte. So wirkte derzeit noch das Andenken an die einſtige Größe Germaniens; denn der Kaiſerthron war eigentlich ohne Mittel, auch ohne Kraft, wenn er ſie nicht von außen her borgte. Der Erſte des Erdballs war er noch geblieben. Teutſches Volk, es war der Thron deiner oberſten Herrſcher; allein fern war nicht mehr die Nacht, welche dieſen Glanz der Teutſchheit verhüllen ſollte.

Fürſt Sacken war der erſte Wahlbotſchafter der brandenburgiſchen Kur. Sein Reichthum ſollte den Glanz ſeiner Stelle erhöhen. Der würdige Görtz war der zweite, und hauptſächlich auf ihm ruhete die Geſchäftsführung. Noch ſann man damals nach, wie dem Haupte des Reichs dieſes oder jenes Band in der Wahl-Capitulation anzulegen wäre, indeſſen durch des Schickſals Schluß die Glieder und das Haupt bald nachher fremde Feſſeln tragen ſollten.

Wenn auch keineswegs durch ſelbige überſtimmt, ſo miſchten ſich dennoch unter die Töne des vaterländi-

schen Jubels hie und da Töne der Besorgniß, hauptsächlich von Emigranten geweckt. Mehrere ihrer vornehmeren Geflüchteten hatten sich eingefunden, und mit selbigen der viel gerühmte und seinem Bruder so unähnliche Marabeau (Tonneau), der Herzog von Fronsac, nachheriger Minister Richelieu unter Ludwig XVIII., und viele Andre. Hessische Truppen bezogen zum Schutze der Wahlversammlung bei Frankfurt ein Lager, die westliche Nationalkokarde wurde verboten und Leopold erklärte: Ihm wäre jeder Tag als zur Krönung bestimmt genehm, mit Ausnahme des 6. Octobers. Im zuletzt abgelaufenen Jahre war grade an diesem Tage die kaiserliche Schwester in Versailles von dem Revolutions-Pöbel tief gekränkt worden.

Nach und nach wurde der Raum in der Stadt für die Herbeiströmenden zu beengt und die Schiffe auf dem Maine dienten als Wohnungen. Auch in dieses Stromes Fluthen spiegelten sich die prunkenden Feste der versammelten Fürsten.

Für das Auge war es wohlthuend geworden, in den langen Zügen der in gestickten Goldstoff Gekleideten einmal wieder eine Grundfarbe zu entdecken, welche nicht Gold war. Eigentlich eine damals sel-

tene Erscheinung; denn es war Glaubens-Artikel, man müsse durchaus in Gold gehüllet seyn, und so viel S. sich auch dagegen sträubte, auch er mußte pillenfarben einherziehen. Von den vielen Edelsteinen mag keines hier erwähnt werden, als desjenigen Diamantengewebes, welches den Brustlatz der Kaiserin bildete und dennoch nicht ihr Reize zu verleihen vermochte. Wie siegte dagegen die Gräfin Lambertini, eine der Vorgezogenen Leopolds, als sie in den Tanzhallen des Fürsten Bischofs von Ollmütz auftrat. Versammelt waren da die Hohen des Reichs, Fürsten, Könige und Kaiser. Wohl liegt es in dem Menschen, nach den Göttern der Erde aufmerksam hinzublicken, als aber jene Göttin auftrat, waren doch nur die Augen auf sie hin geheftet. Wie hätte die schöne Frau die Allgewalt des Eindrucks nicht bemerkt, den sie hervorbrachte, nicht empfunden den Triumph, welcher ihrer Schönheit Glanz über jeden Andern der Erde davon trug. Ist hier nicht der Ort, das Bild der Feste zu entwerfen, so mögen wenigstens einige Züge aus selbigem ihren Platz finden. Am Tage, wo die Reichs-, Erz- und Erb-Aemter auf dem Römerberge ihre herkömmliche Pflicht erfüllten, war dieser mehr wie bei andern Wahlfeiern

mit Menſchen angefüllt. Dieſe ſtanden nicht, ſondern trugen ſich gegenſeitig, und die Maſſe wogte wie ein ſturmbewegtes Meer. Einige Knaben hatten auf der Bedachung einer Ladenthür Platz genommen, gleiteten indeſſen hinab und befanden ſich nun auf den Köpfen der Unterſtehenden liegend und forthaſpelnd. Den ſo von Köpfen Getragenen, wie den Tragenden, beiden war dieſe Stellung empfindlich. Die letzteren konnten Arme und Hände im Gedränge nicht empor bringen, und ſo verging einige Zeit, bis eine Kluft im Gedränge die Knaben aufnahm. Als das hölzerne Gebäude, in welchem der ſtattliche Krönungs-Ochſe in ganzer Geſtalt gebraten wurde, verfaſſungsmäßig eingeſtürzt war, ſo erblickte man nun nicht allein den Rieſenbraten, ſondern in dem Gedränge war eine Frau in die Bratpfanne gerathen, und als ſie aus ſelbiger ſich hinaus gearbeitet, war ſie freilich nicht mehr feſttagsmäßig anzuſchauen. Die Schlächter, mit ihren Meſſern bewaffnet, trugen nun, um ein vermeintliches Herkommen zu erhalten, den Ochſen am Spieße und auf ihren Schultern davon, zugleich mit einem Metzger, der reitend auf dem Braten ſaß. Auch der leer gewordene Geldbeutel des Erzſchatzmeiſters mit dem ſilber-

nen Bügel war ein Gegenſtand der Sehnſucht für die Bäcker. Einer derſelben hatte ihn aufgefangen und nun nahmen die übrigen ihn in ihre Mitte, und Kopf an Kopf, Arm in Arm, die Rücken auswärts gedreht, glich dieſe Maſſe einem Knäuel, auf welchen die übrigen losſtürmten, ihn umherſchoben, jedoch nicht durchdringen konnten. Dieſes Manöver rettete den Bäckern die Beute. Die Feierlichkeit der Handlung gewann freilich nicht durch dieſe Ausbrüche des großen Volkshaufens, aber dennoch ſprach dieſer Tag mit am meiſten an, weil, im Sinne der Verfaſſung, mächtige Fürſten und Könige dem Kaiſer, als Diener, an ſelbigem huldigten. Ein Hohenzollern zeichnete ſich vorzüglich durch Gewandtheit aus, als er das ſilberne Handbecken nebſt der Gießkanne zu Pferde geholet und nach dem Rathhauſe hin gebracht hatte, wo er ſich, das Geräthe in der Rechten frei haltend, vom Roſſe hinabſchwang.

Mit vielen andern Gelehrten hatte auch Pütter ſich eingefunden, damals ein Hauptpfeiler der Theorie der teutſchen Verfaſſung. Gewiß keine Nation der Erde widmete jemals ihren ſtaatsrechtlichen Verhältniſſen die fleißige Prüfung, welche die teutſche ihnen unermüdlich geſchenkt hatte. So manches Zu-

fällige bei der Entstehung und Ausbildung des Staatsgebäudes mußte natürlich sehr deutliche Spuren der Verwirrung zurücklassen. Allein das Streben, diese in ein System hineinzuzwingen, auszugleichen, zu ordnen, hatte nicht selten die Verwirrung noch vermehrt. Die Früchte des eisernen Fleißes der Legionen von teutschen Staats-Rechtslehrern werden nun eine Beute der Bücherwürmer. Auch ein anderer Doktor war gegenwärtig und zwar ein weiblicher, die Tochter Schlözers in Göttingen. Sie wollte eines Tages einer Feierlichkeit beiwohnen, wo Hellebardierer den Eintritt nicht Jedem verstatteten. „Ich bin der Doktor Schlözer" redete sie selbige an; allein dadurch war bei diesen Ungelehrten noch weniger auszurichten, denn sie hielten den weiblichen Doktor für wahnsinnig, und kreuzten die Schäfte ihrer Hellebarden. Den Beschluß aller Feierlichkeiten machte ein teutscher Ritterschlag, wo ein Andlau von dem Großmeister, dem Churfürsten Maximilian, zum Ritter geschlagen wurde. Im Sinne des Ordens-Gelübdes wurden nach dem Ritterschlage 60 Arme bewirthet, gekleidet, beschenkt, und der Großmeister selbst bediente sie bei der Mahlzeit.

Sonderbar daß in der Zeit, wo der Sinn für

das Ritterwesen allgemeiner als je in der Nation verbreitet war, zugleich der bitterste Haß gegen den Adel sich entspann. So war nun das älteste, das erste Nationalfest der Teutschen gefeiert. Noch Einmal nur sollte die Wahl eines Oberhaupts des heiligen römischen Reichs gefeiert werden, und was auch die Folgezeit herbei führen möchte, es wird nur ein neues Gebilde, kann nie wieder das alte werden. Indem S. dieses niederschrieb, durchblätterte er das Verzeichniß der damals bei der Krönung Anwesenden. Dahin ist seit dem der Gewählte, dahin sind sämmtliche Wählende. — Dahin sind viele Tausende, welche damals noch glänzten, Freude gaben und Freude nahmen. — So ist das Loos des sterblich Geschaffenen. Aber nicht allein dieses, sondern vernichtet ist auch die Stufe, auf welcher sie standen, und die Uebriggebliebenen, sie leben nur zwischen den Trümmern ehemaliger Herrlichkeit. Nicht etwa die Aufklärung, sondern Vergrößerungssucht raubte der Kirche, was Frömmigkeit ihr zugewandt hatte, eben der Kirche, von welcher die erste Bildung des Vaterlandes ausging. Die größeren Fürsten verschlangen die Habe der kleineren, nicht weil edler der Ursprung und geheiligter die Rechte waren, sondern weil der tobende

Geiſt der Zeit ein neues Idol von Wahrheit und Recht hingeſtellt hatte. Zerriſſen ſind Tauſende von Fäden, welche einzelne zu ihrem und zu ihrer Nachkommen beſſerem Gedeihen geſponnen hatten; denn der Sturz der Häupter zog den der Untergebenen nach ſich. Der Geſang der Geiſtlichen verſtummte; dagegen wirbelt die Trommel. — Dem neueren Zuſtande der Dinge brachte vor allem der teutſche Adel die größeren Opfer. Berufen ſelbſt zu den erſten geiſtlichen Fürſten-Thronen hatten ſo viele ſeiner Glieder die heilige Regentenpflicht mit Treue erfüllt und die Unterthanen ſegneten den Krummſtab. Immer mehr entwickelte ſich bei der höheren Geiſtlichkeit das Gefühl der Berufspflicht und als die Macht die Urkunde der Verfaſſung zerriß, auch da ſtand ſo mancher an der Spitze ſeiner Heerde, wie ein Vater vor ſeinem Volke. In den Stiftern, in den Ritterorden, in den Klöſtern wurden Nachgeborne und Töchter verſorgt, und geehrt war der ſie verſorgende Stand, in welchen ſie getreten. Die Reichs-Ritterſchaft gehorſamte dem Geſetze des Reichs, aber blieb unabhängig vom Drucke, den Regenten kleinerer Länder oft ſo willkürlich üben. Der oberſte Gerichtshof iſt verſtummt — der Souverain führt den Scepter und

den Richterstab. Heishungrige Gewinnsucht verdrängt das Ehrgefühl, Gold den Adel, Juden den Christen. Und nun zurück zu der Geschichte des Herzens in dieser Zeit.

Der Schimmer der Feste wirkte wenig auf jenes, denn es war erfüllt von einem Sinne, der alles umdüsterte. Einerseits hatte der Heroismus des Arztes in Meienberg hiezu den Grund gelegt; auf der andern Seite aber trug auch so manches in S.s Lage dazu bei. Um sich vom Kummer und von der Zerstreuung der unvermeidlichen Feste zu erholen, reisete S. auf einige Tage mit Graf R***g nach Heidelberg und schwärmte dort in der reizerfüllten Natur und in den klassischen Ruinen umher.

In jener Zeit, wo der Dämon, Krankheit, allein Louisen niederdrückte, und sie unähnlich mit sich selbst machte, erkannte S. dennoch ihren vollen Werth. Nachstehende Schilderung ward damals niedergeschrieben, und daß selbige auf Wahrheit begründet war, das hat die Folge beurkundet.

„Verleihe, o Himmel, Louisen Genesung, daß sie die Kräfte zu entwickeln vermöge, welche du ihr verliehen hast. Milde und die regeste Mitempfindung spricht dann ihr Herz aus, verbunden mit Festigkeit

in der Erfüllung ihrer Pflichten. Thätiger und nützlicher erscheint sie dann mit den wachsenden Jahren und Kräften, ihrem Gatten eine Stütze, und treue Genossin im Leiden, das an dem Lebenswege jedes Erdensohnes wuchert.“ —

Am 19. Octbr. verließen Mutter und Tochter Frankfurt. Am folgenden Tage folgte S. ihnen nach Wasserloos nach. Dort hauste der ältere Graf S. G., des Vaters Bruder und die Marquisin Eh....., des Grafen ältere und letzte Freundin. Mit dem älteren Bruder hatte der jüngere nur den Familien-Namen gemein. Jenen hatten eine stürmische Jugend oft mißleitet, in welcher Sinnlichkeit und Ehrgeiz seine Götzen gewesen waren. Beiden hatte er den größten Theil seines Vermögens geopfert, indem er unter andern, als Reichsgraf, im Frieden eine kleine Armee, gegen 400 Mann stark, hielt. Die Sequestration der Grafschaft war eingetreten und würde den Ruin vollendet haben, als die Marquisin, eine ältere Freundin helfend, — auftrat, dem Reichskammergerichte zur Sicherstellung der Gläubiger ihren Schmuck als Unterpfand übergab und so die Sequestration entfernte. Da erwachte des Grafen S. G. Edelsinn und, um nicht Schuldner der Marquisin zu

bleiben, schränkte er sich ein und rettete so nach und nach das alte Erbe seiner Ahnen. Er und seine Freundin hatten derzeit beide wenigstens das 60ste Jahr erreicht, als nunmehr S. Zeuge der förmlichen Vermählung war, bei welcher auch das Strumpfband der Braut unter die Gäste vertheilt wurde. Eben die Frau, welche in edelmüthiger Freundschaft für den Freund einen bedeutenden Theil ihres Vermögens auf das Spiel setzte, hätte gern jedes Stäubchen von der Erde verbannt und nur im reinsten Krystalle gelebt. Nicht allein, daß die Stühle Ueberzüge hatten, so war zur Erhaltung der letzteren ein zweiter Ueberzug angebracht und am Vermählungstage wurde nur dieser entfernt. Die Jahre hatten die Zahl der Eigenheiten noch vermehrt, in welche der Neuvermählte, selbst sehr eigen, sich liebevoll fügte, und als er späterhin die Gattin verlor, auf deren gesammtes Vermögen zu Gunsten ihrer Verwandten verzichtete.

In den ersten Tagen des Novbr. schlug für S. die Scheidestunde und mit zerrissenem Herzen trennte er sich von denen, welchen er nun angehörte. Doch bevor S. diese Gegenden verläßt, noch einiges über den Aufenthalt in Frankfurt. Wunderbarlich genug

zu einer und derselben Zeit in Kummer und in Festlichkeit versenkt, versäumte S. so manche ältere Bekannte in Frankfurt wieder zu sehen, welche die Kaiserkrönung dort hingezogen hatte. Als nach einigen dreißig Jahren er das gedruckte Verzeichniß der damals Anwesenden durchblätterte, da erfuhr er erst, welche Bekannte er dort verfehlt hatte, die er theilweise nachher nie wieder erblickte. Das Uebermaaß in der Zahl, welche die Gesellschaft bildet, wirkt wie die Einsamkeit. Doch sahe er Johannes v. Müller wieder, der nicht ohne sichtliche Beschämung ihn empfing. Am Schluß seiner früheren Reisen war S. durch den Baron von Bonstetten mit ihm in Mainz bekannt geworden. S. besuchte damals den geistvollen Mann, den er nur in dieser Hinsicht kannte, und freuete sich der entgegen kommenden Freundlichkeit desselben.

Den 25. August.

„Unaufmerksamkeit auf das, was meinem Körper zuträglich sey oder nicht, ist die Ursache öfterer Verstimmungen desselben, welche dann auf den besseren Theil meiner selbst sehr nachtheilig wirken. In Augenblicken solcher physischen Zerrüttung kenne ich mich selbst nicht wieder, mein Gefühl ist abgespannt,

und blind mein Geist, und nicht selten verstreicht mir bei weitem die größere Stundenzahl der Tage, ohne daß ich durch irgend etwas mich meines Seyns würdig gemacht hätte. Im Gefolge dieser Abspannung sind Launen, welche ich dann selbst den Menschen, die mir die wertesten sind, empfinden lasse. — Bald werden ernsthafte Krankheiten aus selbiger entstehen und dann lebe ich nur mir selbst und Andern eine Bürde. Es ist Zeit diesem wo möglich abzuhelfen, bevor die zunehmende Schwäche meines Körpers, verbunden mit der wachsenden Gewalt nachtheiliger Gewohnheiten, mein Uebel unheilbar macht.

Da ich mich besonders der Sinnlichkeit der Tafel überließ, so will ich vor allem diesem steuern, — denn es wäre wahrlich der höchste Grad von Thorheit, einiger Augenblicke des Wohlgeschmacks wegen sich Jahre des Leidens zu bereiten und der edleren Thätigkeit, wozu der Mensch geschaffen ist, zu entsagen."

Im Gefolge dieses Erkenntnisses bildete sich S. für den Aufenthalt in Frankfurt, wo jeder Tag auch durch ein Gastmahl bezeichnet war, eine Tischordnung, welche er strenge beobachtete. Nach selbiger hatte er es sich nur verstattet, von vier Schüsseln zu speisen und nur von einem Wein zu trinken. Auch

in der Folge beobachtete er diese Richtschnur, wenn er wußte, daß er durch seine Lage genöthigt war, täglich wiederkehrenden Gastereien beiwohnen zu müssen.

Bei Fulda bestieg S. den höchsten Berg in der Nähe der Stadt, blickte von da nach dem Stammsitze der Grafen S. G. hin und malte auf seine Weise sich das Bild aus, was er erblickte. Eine reiche Einbildungskraft hatte ihm das Talent verliehen, todte Gegenstände für sich zu beleben. In Gotha besuchte er den Bruder von Louisens Mutter, den Geheimen-Rath v. U. Bei sehr weiser Rede war dieser sehr unbedeutend, ängstlich sparsam im häuslichen auf der einen Seite, Verschwender im Spiele auf der andern. Gern wollte er im Großen spekulativ seyn, blieb aber stets in dem Gewebe der kleineren Speculationen hangen. Gut und herrlich war seine Gattin, dabei einfach und bescheiden. In ihren Gesichtszügen schilderte sich ein gewisser Ausdruck von fürsorgender Theilnahme, der dem andren Geschlechte so wohl ansteht, weil er den edelsten Beruf desselben darstellt. Eine gewisse E..... von B....., welche einst in einer Wildniß am Zürcher See plötzlich S. geistig und körperlich so reizerfüllt erschien, daß er anfänglich eine Fee gefunden zu haben glaubte, sah er nun,

und als mit ihm verwandt geworden, wieder. Die Verwandschaft konnte die Lücke, welche mancher seitdem abgestorbene Reiz hinterlassen, nicht ausfüllen. Der geistige war geblieben, allein er sprach aus einem minder schönen Munde. Die als Dichterin liebenswürdige Schwärmerin schwärmte später in Prosa, trennte sich von ihrem Gatten, einem Criminalisten, und verband sich mit einem schlichten Landmanne. Allemal mochte der Beruf dieses Mannes ihrer Sentimentalität näher seyn, als der Stab eines grundgelehrten Blutrichters.

Am 9. Novbr. empfing die Mutter in Berlin den Sohn, diesmal mit Zärtlichkeit. Das Berliner Geleise war nun wieder betreten, führte da und dort hin. So zu dem Minister Herzberg, zu seinem Günstlinge Kriegsrath Siebmann, zu dem glatten Moulins; denn noch waren die diplomatischen Fäden nicht abgerissen.

Indessen war der C..... Prälat von A. gestorben und der oberste Bischof hatte Karl von Gualterie als Nachfolger desselben im Stifte ernannt. Gualterie war gutmüthig, lebhaft, leicht, und erwärmte sich derzeit in den Strahlen der allgewaltigen Lichtenau. Nun sollte er in das Stift eingeführt

werden, welches des Dechants Pflicht war, und so wurde mit ihm die Reise nach C. angetreten. Der muntre Reisegefährte ermunderte auch S., in Schwedt wurde das Schauspiel des Markgrafen besucht. Im Parterre hielt der Gerichtdiener, mit weitreichender Hetzpeitsche bewaffnet, auf Ordnung, und wurden die Kunstliebhaber zu laut, so schwang er diese mit dem Zurufe: „Setzt euch auf den .....“

Am 20. Novbr. langten die Reisenden in C. an. Leider mußte S. auch den neuen Domprobst v. Wißmann kennen lernen. Dieser hatte aus der Niedrigkeit, in welcher er gelebt, eine niedrige Gesinnung in den höheren Stand hinübergebracht, in welchen er getreten war. Eben so rang- als ränkesüchtig, mißtrauisch und betrügerisch, wurden die deutlichsten Wahrheiten dunkel, wenn sie durch den Kopf dieses Domprobstes gegangen waren, der stets trübe und verworren wieder gab, was klar und lauter ihm gereicht worden. S. beschäftigte sich mit den Angelegenheiten des Stifts und war auch der Wirkungskreis nicht groß beschrieben, so konnte dennoch manches nützliche geschehen und geschah auch wirklich. Die Verhältnisse mit dem Fräulein-Stifte, mit der Geistlichkeit, mit den Schulen, mit den Stifts-Dör-

fern gaben dazu den Stoff. Durch Thätigkeit in dem Berufe gewinnt dieser an Interesse, und S. beschäftigte sich zu Zeiten mit dem Gedanken, in C. sich niederzulassen, wo er wenigstens die Dechaney als eigne Wohnung hatte. Der Domprobst vereitelte diesen aufkommenden Plan. Es fehlte diesem Aufenthalte nicht an Possierlichkeiten. Der Domprobst erblickte in seiner Person den Präsidenten des Stiftscollegiums, welches verfassungsmäßig er nie gewesen. Bei mehreren Gelegenheiten wollte er sich in dieser Erhabenheit zeigen, aber immer vergeblich. So sollte bei der Einführung sein Stuhl in der Mitte, etwas zurückgestellt sich befinden, als in einem Centralpunkte, indessen die beiden andern Collegen seitwärts mit dem Gesichte nach ihm hin gerichtet ihren Platz gefunden hatten. Als bei der Einführung Alle Platz genommen, rückte er zurück, mit ihm Gualterie und S., und diese retrograde Bewegung wurde so lange fortgesetzt, bis sämmtliche Stühle in einer Reihe ohne Vorsprung und Rücksprung an der undurchdringlichen Wand standen. Der Präpositus wüthete innerlich, die Andern lachten. Es gab überall in dieser geistlichen Corporation mehr Unfrieden, als Liebe. Die Bauern zankten mit den

Predigern; die Stifts-Fräuleins, sämmtlich lahm und über die Sechziger hinaus, zankten unter sich, wie es alten Jungfrauen geziemt.

In Stettin wurde Freund Bielcke begrüßt. S. hatte früher die Idee genährt, ihn bei sich aufzunehmen und so mit ihm, häuslich verbunden, den Lebens-Weg durchzuwandern. Dieses unterblieb; Bielcke wurde in der Folge Regierungs-Präsident, legte wegen Krankheit seine Stelle nieder, hatte Töchter, von welchen er sich nicht trennen wollte, und trat selten hinaus aus dem Zustande körperlicher Leiden. Schon damals war sein Geist umdüstert, nur selten blickte sein froher Lebenssinn hervor, der Ernst allein war geblieben. Es gehörte zu den traurigsten Erfahrungen in S. Leben, wenn er Jugend-Freunde so umgestimmt wiederfand. Bei allem Sinne für Düsterheit erwachte in ihm wieder der der Freude, wenn ihm frühere Gefährten in selbiger am Lebenswege begegneten. Auch ließ er es nicht am Bestreben ermangeln, den derzeit in ihm nagenden Kummer zu bekämpfen, und schrieb folgendes nieder.

„Zu Zeiten gelingt es mir, mich gegen den Schmerz zu betäuben. Oft richtete ich mich an ei-

nem Strohhalme auf, um über einen Strohhalm wieder zu fallen. Selten nur besitzt der Sterbliche das richtige Maaß seines Glücks oder seines Unglücks.“ —

S. noch immer nicht mit sich einig, welche Geschäfts-Bestimmung er seinen ferneren Lebensjahren geben würde, schwankte eigentlich zwischen der des Landlebens oder der Diplomatie. Des Gefühls seiner sinkenden Kraft ohnerachtet war dennoch der Gedanke einer Existenz ohne alle Wirksamkeit, allein dem Lebensgenusse und allein den kleineren Geselligkeits-Pflichten gewidmet, ihm unausstehlich. Dahin bestimmten ihn nicht allein Pflichtgefühl und Grundsätze über die Bestimmung des Mannes, sondern auch die Ueberzeugung, daß ununterbrochener Genuß Abstumpfung für selbigen erzeuge und stete Ruhe nicht Erholung sey, sondern Tod. Der Anblick eines Müssiggängers, dessen Tage nur in Stunden der Mahlzeiten, der Schauspiele, des Theegewäsches und des Schlafs eingetheilt sind, flößten ihm eigentlich eine Empfindung der Nichtachtung für denjenigen ein, der diese pilzartige Existenz zu wählen vermochte, und reizerfüllt erschien ihm allein der Uebergang von Geschäften zur Ruhe, vom schaffenden Wirken zum

geſelligen Geſpräche. Unentſchieden, ob er von der Diplomatie abgehen würde oder nicht, beſuchte er die Hofhaltungen Berlins und warf ſich in die Geſellſchaften. Da ſeine Verlobung noch nicht bekannt war, ſo nahmen die Ehenſtiftenden ihn willig auf und es fehlte nicht an Lockungen verſchiedener Art. Es war nicht wohl ausführbar, die damals noch ſtrahlende Lichtenau zu umgehen, da alles ihr huldigte, und ſo wohnte S. auch ihren Feſten bei. Sie zog bei ſelbigen ihre Verwandte und dieſe wieder ihre Sippſchaft hinzu, welche ſich dann nach eigener Wahl in beſondern Zimmern vereinten und ihr Freude-Gefühl bei Punſch und Sprudel-Wein laut ausſprachen. Ein Officier des Regiments v. Braun hatte eine Kammerjungfer geheirathet und ſo ſah man vorzugsweiſe mehrere ſeiner Kriegsgefährten in dieſem Kreiſe. Sie fühlten ſich hochgeehrt, durchwanderten gebückt die Prachtzimmer und ſtaunten, jedoch in reſpectvollen leiſen Tönen, den Glanz der Wände an. Hoffart war nicht der Fehler der Lichtenau, aber es fehlet nicht an Menſchen, welche auch, ohne Druck zu empfinden, kriechend ſind. Auch die Maskenbälle wurden wieder beſucht und eine Italienerin Roſa erblickt, welche durchaus die Maske mit ihrer vaterländiſchen

Mandoline als ihren Cicisbeo annehmen wollte. Ihre Pfeile versagten. S. suchte einerseits sich in dem Strudel der großen Welt zu zerstreuen. In dieser Hinsicht wurde er vielleicht Mörder an Grundsätzen, welche er nur nach manchem Kampfe mit sich selbst sich angeeignet hatte. Doch hielt er mit Treue an der Gewählten und warf es sich vor, wenn er Andern Huldigungen gebracht hatte. Wahre Freunde waren ihm aus dieser Zeit die Köppens. Die Frau vertrat den Sohn bei der oft sehr überraschen Mutter, sorgte, half und entwaffnete diese oft durch ihre Bitten. Ihnen sey hier für ihre Freundschaft inniger Dank gezollt. Endlich ward beschlossen, sich, wenn auch noch nicht bestimmt der Landwirthschaft, wenigstens dem Studium derselben vorläufig zu widmen, und am 31. März befand sich S. vor der Pforte Sp....., eines vormaligen v. Schwerinschen Ritterschlosses, jetzt der Wohnsitz eines königlichen Beamten, Amtsrath W....., welcher in dem Rufe vieler landwirthschaftlichen Erfahrung stand. In der jetzigen ökonomisch rationellen Periode würde es höchstens als Stern zweiter Größe schimmern. Damals hatte es das große Verdienst, zu der Einführung der Koppelwirthschaft in Pommern viel beigetragen zu

haben. Sowie die alte Welt ihre sieben Wunderwerke hatte, so hatte auch W..... die seinigen in Vor-Pommern. Morveillen nannte er seine gelben Beschäler, seine Hunde Koppeln, das Vorwerk Denin, die Gärten Anlagen u. s. w.

S. freute sich dieser Dinge so gut er es vermochte, und vor allen des guten, alten, lebensfrohen Mannes. Allein sein Trübsinn hatte ihn auch hierher begleitet. Die Fortschritte in der Landwirthschafts-Kunde konnten schon deshalb nicht bedeutend seyn, weil die Zeit auch benutzt wurde, um verkäufliche Besitzungen in Pommern und Mecklenburg zu besichtigen. Kaum hatte das Gerücht sich verbreitet, es befinde sich in der Nähe ein reicher Kauflustiger, als von allen Seiten Güter-Anschläge eintrafen. Welche Herrlichkeit der Erde wurde da zu Preisen, wie unter Brüdern angeboten. Die Uneigennützigkeit grenzte oft an das Verschenken. Der pommersche Gr.. B..... lud S. ein, der Handel sollte auf Weinströmen zum Gelingen hingeleitet werden. Die Gesellschaft nahm Platz an einer Mittagstafel. Nun erschien die Gräfin mit schon im Voraus tief niedergeschlagenen Augenliedern, eine geschämige Minerven-Gestalt. Sie kannte den Geist der Tafel-Unterhal-

tung und der Gemahl so wie der Prediger richteten nun im Wettkampfe die ausgesuchtesten Zoten an die Frau des Hauses, welche wie eine Statue stumm blieb. Es wurde aber hier nicht gehandelt. Beseritz und Dahlen gehörten damals einer gebornen von Geusau, Wittwe des berühmten Schlöttwein; ohnerachtet ihre Forderung hoch war, wurde ihr, was sie verlangte, geboten. So viele Bereitwilligkeit bestimmte die Gute, ein mehreres noch zu fordern, welches sie nicht erhielt. Schlöttwein hatte, als obige Güter seiner Frau zugefallen, einen philanthropischen Freund aus dem Badenschen zur Besichtigung und Beurtheilung des Ganzen dem barbarischen Mecklenburg zugesendet. Der Philantrop erschien zur Erndtezeit auf dem Hofe, erkundigte sich, wo gearbeitet würde, erfuhr, daß die Tagelöhner im Fache wären und da ihm dieser mecklenburgische Ausdruck nicht geläufig, erklärte er sofort: Sein Freund halte die Mitmenschen zu hoch, um sie in Fächer zu stecken. Auch erkundigte er sich nach dem moralischen Charakter der Gutsbewohner. Dieser Ausdruck war hinwiederum dem mecklenburgischen Wirthschafter fremdartig, und er erwiederte sofort: „Moralischen Charakter? den hebben de Lüde glatt und gar nich.“

Viertes Kapitel.

Regensburg. — Mennsdorf. — Pyrmont. — v. Ziethen. — Graf Wassenaar. — Herzog Maximilian Joseph von Zweibrücken. — Spaa. — Die Wolfsjagd. — Madame Renaud. — Achen.

Mit vielen andern Gut-Verkaufs-Anzeigen war auch eine eingetroffen, wo der Verkäufer in der Schilderung sagt: Der Hof habe eine romantische Lage. Dieser gebrauchte Ausdruck allein machte S. aufmerksam; denn kein Verkäufer hatte so seine Waare empfohlen, und diese Zufälligkeit, welche es um desto mehr war, da Niemand einen minderen Sinn für das Romantische haben konnte, als der damalige Besitzer der S'schen Güter v. M., war die erste Veranlassung zu dem Ankaufe derselben. S. reisete mit seinem Beistande, dem Landes-Director v. Krause dahin. Kaum hatten beide die Grenze

der S'schen Güter überschritten, als der umgeworfene Wagen sie in den Weggraben absetzte; denn der Boden war eben so vortreflich, als der Weg schlecht. Eine Anhöhe, welche erstiegen wurde, bot einen herrlichen Anblick über eine reiche gartenähnliche Landschaft dar, und nun war es auch bei S. innerlich entschieden, K., selbst theuer zu kaufen.

Die herrliche Natur in der Höhe, im Thale das damalige Wohnhaus, ritterlich mit einem bebrückten Graben umzogen, berührte zwei nur zu leicht in S.s Herzen erklingende Saiten.

Ungenannt und unerkannt fuhren die Reisenden in einem bescheidnen Korbwagen vor und erblickten einen himmelhohen Mann in einem scharlach farbenen Ueberrocke, mit einem langen Knüppel bewaffnet. Mit neugierig-gierigen Blicken maß und wog v. M. die Ankömmlinge, und wie man späterhin erfuhr, so hatte er sie als zu ärmlich für seine Waare beurtheilt. Der Verkäufer hatte absichtlich seine Felder übersäet, um stärkere Aussaaten in den vorzulegenden Saaten-Registern beweisen zu können, und der übersäete Acker prangte im Aprilmonat allerdings vor allen andern in dicht üppigem Grün. Der Handel wurde eingeleitet und einige Wochen nachher auch

förmlich abgeschlossen. Der Verkäufer, eigennützige und wohlüberlegte List hinter einer rauhen Außenseite verbergend, war in sich selbst überzeugt, den Kaufpreis übersetzt zu haben. Ihn peinigte der Geiz, die Tonne Goldes, welche er erhalten sollte, verblendete ihn, und indem er sich zu bereichern wähnte, bereicherte er S. Dieser war nach S. und L. gereiset, um, die Bedingungen des Lehnbriefs betreffend, zu unterhandeln. Unbekannt an der Gastafel des ersteren Orts wurde in seiner Gegenwart erzählt: v. M. habe einen Preußen gut angeführt — von dem Gutshandel war die Rede. S. schwieg, trat nach Tische zu dem Erzähler hin, und versicherte ihm, der Preuße wäre wohl zufrieden mit seinem Kaufe und eile, es ihm in Person zu sagen, da es ihn gewiß bekümmern möchte, würden Fremde in seinem Vaterlande angeführt. In L. wo S. zuerst den S. Hof sah, wurde er freundlich angeblickt und man rechnete es ihm an, daß er mit großer Ruhe einiges Geld verlor. Freilich hatte er nur gespielt, um der Hofsitte der Zeit zu huldigen. Am 16. Junius verließ v. M. mit den Seinigen K. und am Abend desselben Tages war S. zum erstenmal unter dem eigenen Dache, der Wirth am eignen Tische. Hier

sollte er nun befehlen und verbieten, strafen und belohnen, und Kenntnisse üben, welche selbst theoretisch ihm abgingen. Letzteres durften die Untergebenen freilich nicht merken. Allein diesem Mangel abzuhelfen, wurde zuvörderst wesentliche Lebensbestimmung. Durch beurtheilendes Anschauen dessen, was vorging, durch Prüfung des Geschehenen nach praktischen Schriften, durch Besprechen mit Andern, ward nach und nach, aber eigentlich doch schnell, die Lücke ausgefüllt, und es kam zuletzt nur darauf an, Zutrauen gegen sich selbst zu gewinnen. Den inneren nagenden Kummer über Louisens fortwährende Leiden verscheuchte der neue Thätigkeitsberuf keineswegs. S. im Gefühle der wachsenden Abspannung seiner Kräfte, schrieb damals nieder:

„Täglich nähere ich mich mehr dem großen Troße der Menschen und bald gehöre ich zu den zahlreichen unbedeutenden Wesen, welche, wenn sie nun gestorben sind, der Nachwelt keine Spur ihres Daseyns zurück lassen, als ihre Asche. Das Leben, was ist es? Der Weg zu einem Ziele, selbst ohne Werth. Es muß verlebt werden.“ —

So war der Haupt-Farben Ton von S.s derzeitigen Stimmung und wurde noch trüber durch die

traurige Nachricht aus Regensburg, daß Caroline, die gute Schwester, von tödtlicher Krankheit ergriffen sey; doch wurde sie damals noch dem Tode entrissen.

Nachdem alle landwirthschaftlichen Einrichtungen getroffen waren, trat S. eine abermalige Reise nach Regensburg an. Auf dieser Reise sah er einige ältere Freunde, aber sie waren nicht mehr die alten. Zum Theil fesselte sie ihr Beruf, so Formey und v. Schlabberndorf und v. Schack, wie von jeher bald fieberhaft kalt, bald fieberhaft glühend. Winterfeld betete die ehemalige F... M.. an, und wähnte dadurch in Rücksicht S.s früherer Verbindung mit selbiger sein Gewissen beläßtigt. So manche der frühern Freundschaftsverbindungen sind bei allen ihnen verliehenen Reizen, doch nur auf Genossenschaft im Vergnügungsgenusse begründet. Die Freundschaft welkt mit dem Andenken an die gemeinschaftlich gewundenen Kränze der Freude hin. Auch August Rohde in Dessau war in reizbar mißtrauische Hypochondrie versunken, weder annehmend, noch gebend. Für diese alle war S. so bald er sie wieder fand, der alte geblieben, lebend und fühlend wie frühethin.

Am 27. Octbr. erblickte er wieder die Regensburger Thürme, dann die muntre Landschaft bei Re-

genſtauff, die Seinigen, und vor allen den herrlichen Grafen R***g.

S. entzog ſich den Geſellſchaften und verlebte mit ſeiner Verlobten ſeine Tage an dem Krankenbette Karolinens.

Das Andenken an die mit Graf R***g verlebten Stunden feierte S. damals in folgenden Zeilen.

„Unvergeßlich bleiben mir die mit S. verlebten Stunden, wenn wir uns nach vollbrachtem Tage vor dem kleinen Ofen ſeines Zimmers beiſammen fanden. Um 11 Uhr Nachts begann die Unterhaltung, gegen 3 Uhr Morgens wurde ſie oft erſt geſchloſſen, und es bedurfte eines Geſetzes, das wir ſelbſt uns auferlegten, um uns früher zu trennen. Durch ſeine Verbindung mit Karolinen ſollte der Freund mir auch Bruder werden, und ſo fand ich im gräflich S. G—ſchen Hauſe ſo manchen Gegenſtand der Liebe, den mir das Schickſal verſagt hatte.“ —

Meine Abreiſe von Regensburg erlitt durch eine mir zugeſtoßene Krankheit einen Aufſchub — und fand endlich am 12. Febr. ſtatt — aber der Tag vor ſelbiger war auf eine traurige Weiſe bezeichnet. Karoline ward an ſelbigem kränker, als ſie ſeit der Zeit meines Aufenthalts in Regensburg geweſen war,

und am Abend in den letzten Stunden, welche ich mit Louisen zuzubringen gedachte, ward erstere von starken Krämpfen befallen. Ich war Zeuge ihrer Leiden und das Mitleiden, das diese mir einflößeten, siegte über den schreckenvollen Eindruck, welchen die äußeren Kennzeichen derselben in mir hervorbrachten. Da stand ich vor ihrem Krankenlager, eine bange Ahnung sagte mir: Den Funken des Lebens in ihrem halberstorbenen Auge, auch diesen siehst du nicht wieder! Schreckliches Vorgefühl, wo borgtest du den Schein der Gewißheit, mit welchem du damals in meiner Seele auffliegst. So verließ ich das Zimmer, noch einen Blick, noch ein nur gedachtes Lebewohl, das ich nicht aussprechen durfte, um nicht von neuem sie zu erschüttern. Allgütige Vorsehung, dem blöden Auge des Menschen ist deine Leitung ein Heiligthum, das nur selten sich ihm enthüllet. —

Am 18. April 92 traf S. wieder auf seinen Gütern in Mecklenburg ein.

Wer hätte für sein Leben nicht auch mancherlei Lebenspläne entworfen? Wenn S. die seinigen durchging, so erinnerte er sich vornehmlich folgender.

Schon in seiner frühesten Jugend beschäftigte ihn die Idee der Diplomatie. Woher diese eigent-

lich entstanden, wußte er nicht, wenn er sich gleich erinnerte, daß manches, selbst kleinliches, dieselbe nährte. So sah er öfters einen schwedischen und einen sächsischen Legations-Sekretär, Carlsten und Clement, mit der reizenden L. v. K., welche auch auf ihn gewirkt hatte, unter den Linden hinauf und hinab lustwandeln, und es schien ihm, daß ein Beruf, welcher Blüthe-Stunden wie diese enthalten könnte, schon der Wahl werth wäre. Andererseits erinnerte er sich ganz deutlich des ersten wohlthuenden Eindrucks der Natur auf ihn, er empfand ihn bei dem Einathmen des Erdendufts im Frühlinge. Auch gehörte der Besitz von größeren Gütern gleichfalls zu den Lieblingsbildern und zwischen beiden so verschiednen Bestimmungen hatte von jeher einiges Schwanken statt gefunden. An die ländlichen Pläne schlossen sich in der Schweiz der eines Hirtenlebens an einer der Zürcher See-Inseln an. Die Schwärmerei der Liebe lieh diesem den höchsten Reiz, ohne daß S. damals erkannt hätte, wie grade er am wenigsten für eine allein kontemplative, nur Empfindungen in sich aufnehmende und in diesen lebende Existenz gebildet war. Als nun die Reisen geschlossen waren, da lag im Vordergrunde der Plan, nun erst

mit verdoppeltem Nutzen die Erde zu durchwandern. Bald sollte Egypten bereist — dann sollte eine Reise ausschließlich Beobachtungen über die Lage und die Bedürfnisse der dritten Menschen-Klasse in den Staaten gewidmet werden. — In Wien hatte S. den Geist der diplomatischen Existenz näher würdigen gelernt und seinen künftigen Beruf in selbiger wollte er dadurch erhöhen und nützlicher dem Vaterlande machen, daß er dieses in kameralistischer Hinsicht bereisete, um die Bedürfnisse desselben genauer kennen zu lernen. Dazu waren viele Einleitungen getroffen und Empfehlungsbriefe gesammelt worden, als der Aufenthalt in Regensburg diesen angeknüpften Faden durchschnitt. Ein Eigenthum an Haus und Hof wurde also nöthig, denn in der Nähe der Mutter immer zu leben, war auf keine Weise rathsam und die Zahl der müßigen Theeschlürfer in Regensburg zu vermehren, dieses konnte nicht in S.s Sinne liegen. Zuletzt war S.s Landleben mit diplomatischen Geschäften verbunden, und diese Vereinbarung verhinderte eine Einseitigkeit, die sich nach einem der beiden Extreme hinneigen konnte. Der Antheil der Stände an den in Mecklenburg geltenden Gesetzen war ein Hauptgrund, grade dieses Land als zweites

Vaterland anzusehen, und möglichst veredelt sollte nun die gewählte Bestimmung durch Thätigkeit werden, welche sämmtliche Zweige erfaßte, die Menschen und deren Wohl, wie die Aecker und Forsten und deren Gedeihen, holländische Nettigkeit statt des vaterländischen Schmutzes und die Wirkungen des regellosen Zufalles in den meisten Anlagen des neuen Vaterlandes. — Vieles ist hierin geschehen und in manchen viel mehr, als S. selbst bewirken zu können wähnte.

S. war von jeher der Ueberzeugung, daß dem Gutsbesitzer ein Wirkungskreis eingeräumt sey, reich, wie wenige es sind, wohlthätig um sich her zu wirken und daß er gleich dem Staate, in welchem jeder aus dieser Klasse seine Bestimmung erfüllte, einen hohen Grad von Glück und Kraft entwickeln müsse. Freilich ist es anders! —

S.s Verhältnisse erforderten eine mehrmonatliche Abwesenheit, wie seine oft wankende Gesundheit eine jährliche Badereise, welche von dem Arzte bestimmt wurde. Hier mag der Inhalt gleichzeitiger Aufsätze Platz finden.

„Den größeren Theil des Julius brachte ich zu Nenndorf im Bade zu, aber nicht mit der für meine

Gesundheit gehofften Wirkung. Die Gegend entzückte mich, mehr noch die Freundschaft eines Mannes, den ich daselbst lieben lernte, den Hofrath v. Hinüber. Wechselseitig war unser freundschaftliches Behagen und vorzüglich freuete ich mich über den Anblick des Verhältnisses mit seiner Frau. Bereits Vater von fünf Kindern war seine Aufmerksamkeit gegen die, welche sie ihm geschenkt, wie die Zärtlichkeit der ersten Stunden der Liebe. Mit dem Ende Julius kam ich nach Pyrmont, wo ich bis Anfang Septbr. verblieb. Die Eisenquelle verjüngte mich und weckte in mir den Humor akademischer Jahre. Witz und Muthwillen spielten wieder ihre Rollen, selten nur durch finstre Stimmungen durchbrochen. Doch der Hang zu gefallen blieb lau und kein weibliches Wesen vermochte auf mich einen bleibenden Eindruck zu machen. Eigentlich freute ich mich dessen. Es war mir ein Beweis meiner Reife für dauerhaftere Verbindungen. Ich vermochte wieder gesellschaftliche Freude zu beleben und Theilnahme und Wärme in meine Gespräche zu legen, wodurch ich mir einigen Beifall erwarb. Am häufigsten sah ich einen Rittmeister von Ziethen und den Domherrn von Wyllich. Sie haben sich in meinem Herzen

einen Grad von Freundschaft erwerben und ich, wie es schien, auch in dem ihrigen.

Mein diesjähriger Aufenthalt erinnerte mich an jenen in den Jahren 85 und 90. Was sind die Pläne der Menschen! Damals verließ ich die Universität. Ich setzte das Glück meines Lebens in Ehre und Glanz, und in den Beifall *vieler*, welcher mir willkommener war, als der meines eigenen Herzens. Weit blickte ich hinaus, bis auf den Moment einer ernsthaften Verbindung, die spät, wenn ich alles genossen, meine Laufbahn beschließen sollte. Wie ist dieses alles so ganz anders geworden, so ganz verschieden mein Ziel gesteckt. Ich vermeide das, wornach ich damals haschte, und wo ich damals vorüber ging, da verweile ich jetzt. Besser ward ich freilich, aber, meinem Gefühle nach, nicht immer glücklicher! —

Ein in Pyrmont mit Ziethen durchgeführter Schwank mag hier Platz finden, weil er einige Wiederkehr des Frohmuths, selbst des Uebermuths bei S. schildert. Die Zahl der Badegäste hatte auch ein Graf W..... vermehrt, ein ********ischer Diplomat, als solcher früher Botschafter in Petersburg, Freund aller Schürzen, und bekannt unter dem Namen des

Bräutigams der eilftauſend Jungfrauen. Auch an der Quelle ſollten ſeine veralteten Reize Wirkungen hervorbringen. Er ſtreuete Weihrauch rings um ſich her und war bemühet, alle Jüngern ſeines Geſchlechts fern von ſeinen Göttinnen zu halten. Anders dachten dieſe und des Beifalls derſelben überzeugt, wurde er das Opfer des folgenden Kunſtſtücks.

Ein köſtliches Mahl für den Königsberg hatte er angeordnet, die Schönheiten ſämmtlich eingeladen und die männliche Jugend ſämmtlich ausgeſchloſſen. Allein wollte er der Hahn in dem Korbe ſeyn. Da wurde Acht gegeben, wenn die Träger ſeiner Erfriſchungsmittel ihren Karavanenzug anträten, und als dieſe an einen Scheideweg gekommen waren, ihnen bedeutet, die Geſellſchaft ſey mitten im Holze verſammelt und dort werde auch das mitgebrachte Magazin erwartet. Brummend ſchlugen die Träger den Holzweg ein. Indeſſen hatte W..... ſeine Schönheiten an dem eigentlichen Verſammlungspunkte in einen großen Halbkreis geordnet. Da ſaßen ſie nun, gähnten, kicherten, forſchten, wo nun das Prunkmahl bleibe. In ihrer Mitte W..... mit lang ausgerecktem Halſe, ſpähendem Blicke, im bitterſten Unmuthe. Dieſen Moment wählten S. und Ziethen, um, als

zufällig dieſen Weg wandernd, hervor zu treten. Nun ging es an ein gegenſeitiges Fragen und Antworten, woher ſo viel Mißvergnügen, Unmuth und Elend, und als die Hinzugekommenen, was ſie wohl wußten, ſich erzählen ließen, da luden ſie die Geſellſchaft zu einem ganz bereit, in geringer Entfernung ſtehenden Mahle ein. Ein ſolches war von ihnen im voraus veranſtaltet worden. Alles verließ die unfruchtbare Gegend und folgte der Einladung. W..... beſchämt, verſtummte, und die Damen waren wieder aufgelebt. Wem aber das irre geleitete Mahl des W..... zu Theil geworden ſeyn mag, iſt unbekannt.

In Pyrmont wurde S. zuerſt dem damaligen Herzoge Maximilian Joſeph von Zweibrücken, nachmaligem Könige von Baiern, näher bekannt. Er hatte das Glück, ihn durch Originalität der Ideen zu unterhalten, den Beifall deſſelben zu erlangen, ſo daß der Herzog ihn öfters einlud und ſeit der Zeit überzeugt blieb, S. gehöre zu den unterhaltenden Originalen, die jeder Sache eine neue Seite abzugewinnen wiſſen, und ſo auch dem Alltäglichen eine Feſttagsfarbe zu geben verſtehen. S. konnte der Güte des Herzogs nicht widerſtehen, er liebte ihn um dieſer, um ſeiner Perſönlichkeit willen, und theilt

diese Empfindung mit Tausenden von glücklichen Unterthanen, die jetzt (1822) unter dem Scepter des wohlwollendsten Herrschers leben.

„Nachdem ich Pyrmont verlassen hatte, brachte ich einige Tage in Marienwerder bei einem Freunde Hinüber zu; dann ging ich zurück nach Mecklenburg. Meine Geschäfte hielten mich hier 4 Wochen länger, als ich geglaubt hatte, auf. Nach Beendigung derselben reisete ich nach Berlin, sah daselbst meine Mutter, hörte von ihr eine lange Strafpredigt wegen meines verlängerten Außenbleibens und nur am Schlusse dieser händigte sie mir ein Paket Briefe ein, — der eine schwarz gesiegelt — — — Karoline, du warst! — Nur wenige Tage blieb ich in Berlin und eilte nach Regensburg. Mit welchem gemischten Gefühle von Kummer und Freude erblickte ich den Berg, auf dessen Höhe die Dreieinigkeits-Kapelle schimmert, und dann die Thürme der Stadt. So hielt ich endlich vor der Thür meiner Wohnung.

Groß war die Trauer und der Schmerz, in welchem die Familie über den Hintritt der unvergeßlichen Karoline versetzt war. Graf R***g war zu einem seiner Freunde gereist, um mit ihm Karolinens

Verlust zu beweinen. Mit dieser Trauer schloß das Jahr 1792.

Es war beschlossen worden, um, wo möglich, R***g zu zerstreuen, daß er mit S. reisen und sich bei ihm einige Zeit aufhalten sollte.

R***g litt innerlich sehr, oft in tiefe Schwermuth versenkt. Jeder Grashalm, jede Wolke erinnerte ihn an die, welche er verloren hatte; Alles führte er auf sie zurück. In Hof hatten wir einige frohe Augenblicke beim Abendessen. Ein vermißtes Andenken der Verstorbenen fanden wir nach langem Suchen wieder — ich theilte herzlich seine Freude. Meine Sorgen und Geschäfte wurden in Berlin sehr durch den Entschluß meiner Mutter vermehrt, sich nicht um meine häusliche Einrichtung bekümmern zu wollen, — doch sie hatte ja so manches für mich gethan! — Ich wollte nicht undankbar seyn und dennoch war ich empfindlich gegen ihre abschlägige Antwort. Wie freuete ich mich des Tages meiner Abreise von Berlin! —

Ich durchstrich mit R***g meine Gegenden; sie schienen hie und da ihm reizend. Die veränderte Luft und Lebensart und die wenigeren Erinnerungen an seinen Verlust wirkten vortheilhaft auf seinen Geist

und Körper, und gaben ihm mehr Ruhe und mehr Kraft. Wenn es mir auch gelänge, ihn hier zu zerſtreuen, ſo wird er innerhalb Regensburgs Mauern ſo bald nicht Ruhe finden. Da weckt alles ſeinen Kummer, eine Erinnerung folgt der andern, der Boden, welchen er betritt, iſt eben der, welcher ſie getragen hat und welcher nun ihre Aſche birgt!

Wiederum ein Jahr dieſer irdiſchen Laufbahn zurückgelegt, genoſſen die Freuden, überſtanden die Leiden, welche es für mich enthielt — ſo rücke ich unaufhaltſam dem Ziele immer näher, zu welchem jeder Moment ein Uebergang iſt! Manches habe ich gethan, aber wie vieles fehlt, um die Gewißheit mir geben zu können, daß ich ganz meine Beſtimmung erfüllte. Den Genuß der Gegenwart begleitet ein dunkles Gefühl von einem neuen höheren Gute, welches ich noch erreichen ſoll. Mir iſt, als ſollte es immer beſſer werden und dennoch weiß ich nicht, wie und wo es anders ſey, als dort, wo wir einſt alle anlanden.

Ich wäre alſo nunmehr einem höheren Chore zugeſellt, und wenn auch eigentlich nicht höheren Menſchen, wenigſtens einer höheren Klaſſe politiſcher Weſen. Der Wunſch meines Schwiegervaters und

seine Bemühungen führten mich ohne mein Zuthun dahin, und wohin Andre, wenngleich wenige, auf Verdienst gestützt gelangen, da war Gnade meine Krücke. Es gehört nicht viel Eigenliebe dazu, um mich des größeren Theiles meiner Genossen für nicht unwürdig zu halten, vielleicht ist selbst in dem Herzen des gewordenen Grafen das Gefühl wahrhafter Ehre noch tiefer eingegraben, als in dem manches gebornen. Dennoch frage ich mich oft innerlich: Was habe ich gethan, um hier zu stehen? Was habe ich ferner zu thun, um hier mit Ehren mich zu halten? Wenn es zum Glücke des Lebens gehört, durch Titel und Ehre zu schimmern, so ward dieses Glück wahrlich einem Schlummernden zu Theil. Nie entwarf mein Herz hiezu den Plan, das Schicksal leitete mich, während ich dem Zuge desselben folgte. Könnte ich im Geiste die erblicken, auf welche ich Namen und Würde vererbe! Nur diese gab ihnen das Diplom, Tugenden erwarten sie durch meine väterliche Bildung. Möchtet ihr, so lange einer eures Namens lebt, des Vaterlandes Stützen seyn, Tugend, Wahrheit und Recht euren Herzen heilig bleiben, möchtet ihr Freunde eurer Freunde, und Freunde nur der Rechtschaffenen seyn, wo ihr

ſie findet, hoch erhoben oder niedrig geſtellt! Möchte eure Hand das Verdienſt erheben, die Unſchuld halten, der Armuth helfen, ſo ſeyd ihr dann noch höher geboren, als mancher Fürſt an der Spitze von Millionen! —

Auf die Eingabe des adoptirenden Vaters des Grafen S. G. wurde ich in den Grafenſtand erhoben, und führte von nun an Familien-Namen und Wappen.

In dieſem Jahre wurde Spaa beſucht. — Reichlich mit Päſſen für die damaligen revolutionairen Behörden verſehen, kam S. dort an und fand ein kleines Häuflein Badegäſte, wenngleich in den Zeitungen verbreitet war, Franzoſen, Holländer, Polen, Preußen, Teutſche lebten dort in Freude und Hoffnung. Jede dieſer Nationen hatte nur einige oder einen Repräſentanten geſtellt.

Hier befand ſich S. zuerſt auf revolutionairem Grunde, ſah dreifarbig illuminirt, was nur dieſe Farbenmiſchung ertragen konnte, die Mienen der Citoyens in angenommener Pöbel-Keckheit und kerngroßer Gleichheit. Den Wölfen behagte die Polizei der neuen Verfaſſung ſo wohl, daß ſie in geringer Entfernung von den Brunnentrinkenden an der Geron-

stere *) eine Kuh zerrissen, und bei nächtlicher Weile in Spaa's Straßen vor den Gossen Nahrung suchten. Endlich hatten sie auch die Polizei geweckt und das Spaaer Volk beschloß, den Maire an der Spitze, gegen diese Ruhestörer auszuziehen. Da versammelte sich, vom Glockenschlage geladen, das souveraine Volk, dem auch S. sich anschloß. Der Maire trug vor, daß bei diesem Feldzuge ein Theil die Rolle der Schützen, der andre die der Treiber übernehmen müßte. Gleichheit für Alle! lautete die Antwort der Souverains, und auf einige hundert Schützen kamen etwa sechs Treiber. Auch wurde eingeschärft, Niemand dürfe, um die Wölfe nicht zu verscheuchen, eher feuern, als wenn der Wolf zum Schusse wäre. Die Souverains lächelten und die Hasen oder Hühner, welche ihnen im Anmarsche aufstießen, erklärten sie als gute Beute. Ein Holländer, der Jagdkenner war, stellte glimpflich vor, auf diese Weise würden die Wölfe nicht gefunden werden. Sogleich wurde er für einen teutschen Baron erklärt (welches er nie gewesen), der seinen Adel der Gleichheit zum Trotze geltend machen wollte. Er mußte verstummen.

*) Ein Flüßchen bei Spaa.

So war der Zug an ein Dorf gekommen, welches an dem Wege nach dem Walde lag. Der Maire und die sonstigen Bewohner erschienen, und als sie vernommen hatten, daß sie sich anschließen möchten, erklärten sie einstimmig: auf ihrer Feldmark wären die Wölfe nicht erblickt worden; sie hätten also keine Verpflichtung, für Andre mit zu Felde zu ziehen. Dabei beruhigten sich beide souveraine Völkerschaften. Die nach Sieg Durstenden zogen weiter; allein schon in geraumer Entfernung von dem Walde wurden sie benachrichtigt, die Wölfe hätten in Folge der gefallenen Schüsse längst den Wald verlassen. Auch dabei beruhigten sich die Souverains und brachten aus ihren Feldflaschen der Freiheit und Gleichheit ein Lebehoch. So wenig bedeutend dieser Vorfall war, so schildert er dennoch getreulich den Sinn jener Zeit und die Verirrung, welche große Nationen und so manchen großen Kopf in selbigen ergriffen hatte.

S. trank Spaawasser, brauchte Sturzbäder und durchwanderte die Umgegend. Da stieß er auf einem Felsenabhange auf wildwachsende ausländische Bäume und Sträucher, nicht wenig verwundert, diese dort zu erblicken. Er forschte nach und erfuhr, daß ein Aristokrat dort vor der Revolution einen geschmack-

vollen Garten angelegt hatte, welchen zu verwüſten die Volks-Souverainität erſprießlich gefunden, und dieſes mit ſo regem Nationalgefühle ausgeführt hatte, daß von der früheren Kunſt auch nicht eine Spur übrig geblieben war. Nur hatte die Mutter Erde aus den ihr anvertrauten Wurzeln, ihren Söhnen verzeihend, neue Sprößlinge hervorgetrieben und nährte ſelbige ohne menſchliche Pflege.

In Spaa ſchimmerte eine Dame, reich, ſchön, durch beides gebietend, aus den Niederlanden entſproſſen. Ihren erſten Gatten ſollte ſie vergiftet haben, um den zweiten zu ehelichen. Dieſer war auf irgend einem Bette der Ehre gefallen und ihm floſſen nun ihre Zähren und liehen ihrer Toilette einen neuen Reiz der Rührung. Ein beweglicher Franzoſe trocknete ſelbige. Nach ſeiner Verſicherung war er in königl. Zeiten Page des Herzogs von Artois geweſen; Andre aber verſicherten, er ſey ein Schloſſergeſelle, und ſo mochte er freiwillig die Beſtimmung eines Schlöſſermachers mit der eines Schloßbewohners vertauſcht haben. Souverant nannte ſich der Wundervolle.

Dieſe Dame nun konnte in jener Zeit in Spaa, ſonſt das Kaffeehaus von Europa genannt, einen Planeten erſter Größe vorſtellen, ſo daß von den

wenigen dort die meisten nur um sie als Satelliten sich drehten, nicht als huldigten sie der Schönheit, sondern als Mammons-Anbeter. Späterhin spielte sie noch in Paris eine Rolle, welche aber tragisch endigte.

Dieser nun nicht, aber einer Mad. Renaud mußte S. huldigen. Selbsttäuschung war es nicht, sondern entschieden, daß diese Französin aus Orleans in ihrem Wuchse, ihrer Gesichtsbildung und ihrem Wesen oft bis zur Täuschung Louisen glich. So entspann sich in aller Form eine Leidenschaft und erlosch nicht, wenn sie gleich unglücklich war; denn ein talentvoller emigrirter Pole, Korwin von Wienkofsky, war und blieb der Begünstigte. S. in dem Grade aufgescheucht, erkannte sich selbst nicht wieder, verband sich freundschaftlich mit seinem Nebenbuhler und vergaß die Grausame, als er abgereist war Allein nur durch die entdeckte Aehnlichkeit blieb ihm der romanhafte Schwung in dieser Neigung auch späterhin erklärbar. S. reisete über Lüttich nach Aachen, besuchte auf dem Wege ein ausgeplündertes verwaistes Schloß wegen der schönen Lage desselben (Arberg), fand in den Hallen die Spuren der Volkssouveränität, auch einen Hügel von alten Urkunden aufgehäuft und auf dem Fußboden einen weinenden alten

Hüter — als Ueberreſte früherer Hoheit. — Verbannt lebten die Beſitzer.

In Aachen mußte er vor der Municipalität erſcheinen. Sie empfing ihn als Preußen mit Achtung, ließ einen Stuhl auf den Teppich für ihn hinſetzen, auf welchem ein langer Tiſch mit den Büſten von Rouſſeau und ...? ſich befand, und hinter welchen der Präfekt und ſeine Helfer nun das Examen begannen. S. beſtand in ſelbigem und hatte auf einen Augenblick ſeinen Seſſel, ohne ſich umzuſehen, verlaſſen, welchen nun der Diener von der Decke hinwegnahm. Auch ohne ſich umzuſehen wollte S. wieder Platz nehmen und ſaß plötzlich auf der Erde im Angeſichte von Rouſſeau und Conſorten.

Die alte Kaiſerſtadt wimmelte von mancherlei Franzoſen, die ſich unter ſich ſelbſt und andre neckten. Einem alten betreſſeten Italiener, der eine junge ſchöne Frau hatte, legten ſie die Frage vor, was er thun würde, wenn er jene in den Armen eines Andern fände. — Je lui passerais l'epée à travers du corps, war die Antwort. — Mit angenommener Ruhe verſetzte der Franzoſe: c'est aussi la seule chose, que vous pourriez lui passer à travers du corps.

Fünftes Capitel.

Graf H..... — Raſtadt. — Roberjot. — Bonnier. — Treilhard. — Jean de Bry. — Mord der zwei franzöſiſchen Geſandten. — Jean de Bry rettet ſich. — L..... — Heidelberg. — Mannheim. — Frankfurt. — Dobberan. — Die Flotte Nelſons bei Warnemünde. — Die Landtags-Verhandlungen in Mecklenburg. — Reichs-Deputations-Schluß in Regensburg. 1802—1803.

S., zurückgekehrt von Spaa, lebte auf ſeinen Gütern in Mecklenburg, während ſein Schwiegervater, Graf R***g, und ſo viele andere Bekannte dem Congreſſe in Raſtadt beiwohnten und Aller Augen auf dieſen hin gerichtet waren. Da erwachte der Sinn in ihm, wieder Zeuge von großen Begebenheiten zu ſeyn, entſcheidend für das Schickſal des geſammten Vaterlandes. Grade jetzt wurde S. der Vorſchlag gemacht, für den .....ſchen Hof den Congreß zu beſuchen.

Auch der .....ische Reichstags-Gesandte Graf H..... fühlte Beruf, den Congreß zu beziehen, nur schwebte er zwischen diesem und der Furcht eingebildeter Gefahren bei der Hinreise. Muthig am Morgen war er am Abende wieder verschüchtert, und würde ohne S's Zureden nie die Reise unternommen haben. So kam es dahin, daß beide selbige gemeinschaftlich antraten.

Die erste Gefahr, welche H..... aufstieß, war eine österreichische Armee-Colonne, welche zwar ruhig ihren Weg zog, wo aber H....., mehr für seine Habe, als für sich selbst besorgt, stets in Plünderungs-Besorgnissen lebte. Dieser Zustand von Beängstigung wirkte auf seinen Körper so nachtheilig, daß S. ernstlich besorgte, in ihm eine halbe Leiche nach Rastadt zu bringen. Bei Kannstadt wurde die Neckarbrücke ausgebessert, denn ein Joch derselben war unfahrbar. Groß war die Verzweiflung, nun hier in der Mitte der drohenden Gefahren verweilen zu sollen! Für einen Laubthaler wurden Bretter gelegt, man fuhr über den Neckar und war bald in Rastadt. Dieses friedliche Städtchen war seit Eugens und Villars Zeiten nun wiederum ein Mittelpunkt von Friedensunterhandlungen; allein wie verschieden

die Lage der unterhandelnden Mächte! Etwas wunderbar Heimliches zeigte die Physiognomie der Stadt, der Straßen und der Wanderer in selbigen. Man unterhielt sich nur leise, durch Blicke, durch Gesten. Am Morgen jedes Tages eine Wolke von Neuigkeiten, welche am Mittage zur Hälfte und am Abende größtentheils zertheilt sich fand. Von den französischen Unterhändlern war allein Roberjot erträglich; Bonnier düster, einsilbig, menschenfeindlich; Treilhard mehr noch ungeschliffen, als ungezogen. Im Gespräche mit den Gesandten legte er seinen Oberleib lang auf den Tisch hin, reckte nun das trotzende Haupt empor, haderte, schalt, drohete. Zu dem preuß. Jacobi Kléſt sagte er einſt, als von dem Churfürſten von Baiern die Rede war: Ce Prince il faudroit le traiter par des coups. — „Vous voulez dire par de coup de canon, il y repondroit peut-être“ — erwiederte Jacobi.

Jean de Bry schauete höhnend auf die Teutschen herab. Ihm war nur der französische Verstand der untrügliche, das französische Gepräge allein das wahre. An Allem war der Uebermuth der Teutschen Schuld, der Druck dieſer gegen Frankreich unerträglich, welches großmüthig in seiner Milde, Teutschland zu be-

glücken beſchloſſen hatte. Dieſes Beglückungsſyſtem beſtand auch darin, daß während des Ganges der Unterhandlungen die Umgegend weit umher ſyſtematiſch revolutionär bearbeitet und zu einer allemanniſchen Republik vorbereitet wurde nach der damaligen Methode, durch vorgeſpiegelte Freiheit, Frankreich den Weg zur Unterjochung zu bahnen.

Andrerſeits war es nicht zu läugnen, daß der Geiſt der Politik ſo mancher größeren Höfe unfähig war, Achtung einzuflößen. Anders war die Sprache bei öffentlichen Abſtimmungen und Erklärungen, anders bei den Privat-Conferenzen. Der alte Metternich ſprach im Namen des Reichs-Oberhaupts von reichspatriotiſchen, väterlichen Geſinnungen, indeſſen Lehrbach zu gleicher Zeit für das Haus Oeſterreich ausſchließlich unterhandelte und dem Intereſſe dieſes das übrige teutſche Vaterland hinopferte. So ließen auch andre der Größeren ſich doppelt vertreten, ohne daß dieſe Diplomatie mit zweien Angeſichtern auch nur das Sinnbild des Friedens, wie einſt des Janus Haupt, hätte vorſtellen können. Die Franzoſen benutzten die politiſche Habſucht der Größeren, um die Funken des Mißtrauens immer mehr in eine Flamme der Zwietracht zu vereinbaren; die Mächti-

geren wollten durch den Fall der Mindermächtigen entschädigt werden und die letztern allein kämpften für ihre Rettung und Rechte. Schon damals erblickte man deutlich den nahen Sturz der geistlichen Stifter, wie der kleineren Fürsten und Herrn, und schon wurde die Gruft von Feinden und Freunden gemeinschaftlich für Teutschlands Verfassung gegraben.

Auch dem preußischen Gesandten Grafen S. G. machte Frankreich Anträge, für seinen Hof das alte Erbe des obotritischen Fürstenstammes sich anzueignen. S. G., dessen Gefühl bei dieser Zumuthung sich empörte, berichtete selbige dem Könige und dem damaligen Minister v. Haugwitz in dem Tone des Stellvertreters eines Monarchen, der von dem Gerechtigkeitsgefühle sich noch nicht losgesagt hat. Der König erklärte: Er verbitte ein für allemal Zumuthungen dieser Art, am meisten dann, wenn selbige ein Regentenhaus beträfen, mit welchem er durch Bande der Verwandtschaft so nahe verbunden sey. S. G. labte sich daran, diese Entgegnung mit Derbheit dem französischen Gesandten wieder auszudrücken. Haugwitz meinte, der Botschafter hätte dergleichen ihm allein und nicht dem Könige zu berichten, worauf

S. G. erwiederte: Er sey nicht des Kabinets-Ministers, sondern des Königs Vertreter.

So zerschlugen sich endlich die Unterhandlungen. Sie hatten nur dazu gedient, den Wachsthum des gegenseitigen Mißtrauens unter den teutschen Höfen zu befördern, so wie Frankreich völlig zu überzeugen, daß es die gegen sich vereinte teutsche Kraft mehr zu fürchten habe, und den Weg zu demjenigen zu bahnen, was in der Folge ausgeführt ward. In dieser unglücksschwangern Zeit wurde übrigens auf gut diplomatisch gegessen und getrunken, auch die Liebe schlich sich ein und bemeisterte sich ganz des Herzens der jungen Gräfin ..... für den schönen ..... Beide trugen dieses Gefühl zur Schau. An eben dem Abende, an welchem die Franzosen über den Rhein setzten, spielte man bei dem Hamburger Repräsentanten Dohrmann blinde Kuh. Auch sah man Beispiele von teutscher Treue und Edelsinn. Ein vormaliger alter Diener des Leiningenschen Hauses, Lange, ohnerachtet er selbst in den Umwälzungen einen großen Theil seines Eigenthums eingebüßt hatte, erhielt nun den seiner Lande beraubten Herrn und fand darin eine seinem Gefühle willkommene Pflicht, die des Beifalls nicht bedürftig war. S. brachte mit

dieſem unterrichteten Manne manchen Tag in der paradieſiſchen Umgegend von Baden im Murgthale zu.

Ein zwiefacher Mord beſchloß das Trauerſpiel dieſes Congreſſes, indeſſen es auf einen dreifachen, den der drei franzöſiſchen Geſandten abgeſehen war. Noch zu wiederholen, was hierüber öffentlich bekannt geworden iſt, wäre überflüſſig; allein Einiges, minder gemeinkundig geworden, mag hier aufgenommen werden.

Der bei den Unterhandlungen ſo gebieteriſche Jean de Bry hatte, als die Mörder ihn für todt hielten, ſich zu retten gewußt und auf einem Baume des Waldes die Nacht hindurch ſich verborgen gehalten. Als mit Anbruche des Tages Landleute der Stadt zugingen, vertauſchte er von dieſen einige Kleidungsſtücke und erſchien ſo vor des Grafen S. G. Hausthüre, um eingelaſſen zu werden. Verkleidet, entſtellt, wie er war, wollte man ihn nicht einlaſſen, weil er nicht wieder erkannt wurde. Als er aber, endlich in S. G's Zimmer eingeführt, nun auf ſeine erſte Frage hierüber erfahren hatte, daß ſeine Familie gerettet ſey, da ſtürzte eben dieſer, gewiegt ſeither in revolutionairer Rohheit, nieder auf ſeine Kniee, faltete die Hände zum Himmel gerichtet und betete laut: „Divine providence, si j'ai meconnu tes bienfaits jusqu'ici, pardonne! —

Er hatte drei leichte Wunden; Graf N***g pflegte ihn bis zu seiner Abreise bei Tage und bei Nacht. Daß diese Mordthat von Oesterreichern, und zwar von Barbaczi's Husaren vollführt worden, dieses ist außer allem Zweifel und selbst österreichischerseits auf der Stelle anerkannt worden. Daß es dabei nicht auf Beraubung eigentlich abgesehen gewesen sey, ergiebt sich aus allen Umständen; denn wenngleich die Husaren sich einige Beute aneigneten, so hatten sie dennoch keineswegs die Wagen ausgeplündert. Sie suchten vielmehr ausdrücklich die drei Gesandten und tödteten deren zwei, so bald sie selbige gefunden hatten. Der dritte entging dem Tode, indem er sich, nur verwundet, todt stellte. Nach den vorhandenen Aussagen hatten selbst Offiziere dieses Regiments die Husaren zum Morde ermuntert und sie dazu in dem Momente selbst gezwungen. Wer war nun die Seele dieser That? Der Kaiser? — nein — der Erzherzog Karl? — nein. — Fremd ist beiden niedrige Mordsucht.

Ein Mann war es, der durch seinen Standpunkt auch in Rastadt eine bedeutende Rolle spielte. Die edlere nicht; denn wäre sie es gewesen, so wurde sie durch ihn entweihet; er mischte allein sein Gift hinzu. Ihn hatte Rachegefühl entflammt und bestimmt, sich

die geheimſten Papiere der Geſandten, es koſte was es wolle, anzueignen. Das eigentliche größere Archiv war ſchon mehrere Tage vorher nach Straßburg hin geſendet worden. In dem rohen Huſarenhaufen hatte er Werkzeuge gefunden. Die Elenden glaubten, was ein in dem Dienſte — — hochgeſtellter Mann verlange, ſey auch der Wille ihres Herrn. — Der Unverſtand wird leicht durch Bosheit mißleitet, und ſo wurden Soldaten Räuber und Mörder an Unbewaffneten, die unter dem heiligen Schutze des Völkerrechtes ſtanden. —, dieſes war der Name des Urhebers dieſer Schandthat.

Wunderbar iſt unter andern, daß in ihm, als er in der Folge bei dem ſchnellen Vorrücken der Franzoſen in Augsburg Gefahr lief, gefangen zu werden, nicht die Folter des Gewiſſens, ſondern die Furcht für ſein Leben erwachte, und er nun ängſtlich in ſeinem Wohnzimmer im Gaſthofe umher lief, laut ſein Schickſal bejammernd, wenn er in die Hände der Nation fiele, deren Geſandte er gemordet hätte. Sein Zimmer-Nachbar vernahm die Ausbrüche ſeiner Verzweiflung. S. hatte eigentlich kurze Zeit vor dieſem Mordauftritte Raſtadt bereits verlaſſen und die Rückreiſe angetreten. Heidelberg fand er von Franzoſen beſetzt,

welche ihm das Wohl seines Königs zutranken. Auch Mannheim war in den Händen derselben und Bernadotte der Herrscher daselbst. Die Pfälzer wurden methodisch von dazu angestellten Rednern bearbeitet und es war sonderbar anzusehen, wie diese Apostel, selbst auf öffentlichen Spaziergängen, Kreise von Zuhörern um sich versammelten und die neuen Lehrsätze den Gaffenden vortrugen. Ein Anschlag im Revolutionsstyle der Zeit an den Häusern, so wie unter die Bewohner vertheilt, sprach von Rudolph von Habsburg, dem würdigen Haupte des verhaßten Hauses Oesterreich, dem empörten Sklaven gegen Ottokar seinen Herrn, von der heiligen Brüderschaft der Franzosen ꝛc., und war von Bernadotte unterzeichnet.

An einem heißen Apriltage ging S. über die Rheinbrücke dem Brückenkopfe auf der linken Rheinseite zu. Sein Inneres war tief bewegt; erst kürzlich hatte er den nahen Sturz des großen Vaterlandes deutlich erblicken müssen. Der Krieg sollte nun wieder beginnen, die Laune des Sieges entscheiden. — In dieser Stimmung legte sich S. auf dem Frühlingsrasen des Brückenkopfs, vom Gange über die schattenlose Brücke erhitzt, nieder, und dachte dort über das Schicksal Teutschlands nach. Ein Gefühl von einiger Erkäl-

tung erinnerte ihn, die Ruheſtätte zu verlaſſen. Am folgenden Tage, an der Gaſttafel in Frankfurt, konnte er das Geräuſch des Tiſchgeſprächs nicht ertragen, in den Straßen gehend mußte er ſich längſt den Häuſern fortbewegen, weil er hin und her wankte; nie vorher gekannte Beängſtigungen überfielen ihn und er glaubte in jedem Momente todt niederzuſtürzen. Alle dieſe Erſcheinungen waren ihm neu und ergriffen ihn deshalb um deſto heftiger. Indeſſen reiſete er fort, ließ ſich in Jena von Hufeland Mittel verordnen, welche dem Uebel ſteuern ſollten, und langte endlich wieder auf ſeinen Gütern in Mecklenburg an. — Wo vergrub die Natur den Schatz der Gen.,ung, in dem Rieſeln der Quelle, oder in den Wellen des Meeres? Eigne Erfahrung ſollte entſcheiden und ſo wurde beſchloſſen, den Sommer in Doberan zuzubringen, und S. ließ ſich am Ufer des Meeres ſelbſt nieder, um dem Heilmittel deſto näher zu ſeyn. Seine nächſte Umgebung war eben nicht ermunternd. Einige Wahnwitzige, welche im Salze des Meeres die Wiedererhaltung des Verſtandes ſuchten, ein überkluger Stallmeiſter, deſſen Rede über die Ingredienzien der Hofluft nie verſiegte, ein philoſophiſch ſchwärmender Kammerherr, den griechiſchen Homer in der Taſche ſo wie im Kopfe, bildeten

selbige. Zu dem Salze dieses Mahls lieferte S. die Lebensmittel, badete vom Morgen an bis zum Sonnenuntergange, oft täglich viermal in der offenbaren See, und so waren abwechselnd Naßwerden und Abtrocknen die Hauptbeschäftigungen des Tages. Eine Gesellschaft hatte sich nach dem sogenannten Blocksberg hinbegeben und beantlitzte von dort die holsteinische Küste, als S. plötzlich auch Kopenhagen zu erblicken versicherte. Kaum war das Wort ausgesprochen, als bald der eine, dann der andere gleichfalls deutlich die Wundererscheinung sah, ausführlich sie schilderte, und viele, die nur Wellen am Horizonte gesehen hatten, kehrten mit der frohen Beruhigung zurück, auch die dänische Hauptstadt beschauet zu haben. So leicht ist dem Menschen der Uebergang zum blinden Glauben, wenn Wundervolles der Gegenstand desselben seyn soll.

S. lebte nach beendigter Badekur wieder in ländlicher Einsamkeit, denn seine Gattin blieb Jahre durch Krankheits halber abwesend in Regensburg, und in dieser langen Periode war der Ehestand nur ein brieflicher. Hierin waren leider S's frühere Ahnungen in Erfüllung gegangen; allein sie hatten ihn auch für dieses Lebenslos vorbereitet, und so ertrug er nun, was er nicht ändern konnte. Umgang war wenig in der

Gegend, der der Freundſchaft überall nicht, und in ſpäteren Jahren hatte Tod und Verderben die Nachbarn entfernt. Der muntre Greis B..... in E. ſtarb; eben ſo der alte Landmarſchall von H.... Er ging zu den Sternen, die auch im Leben ſein hauptſächlichſter Umgang waren. Der Sohn vergeudete ſeinen Reichthum in wahnſinniger Verſchwendung und mußte das alte Erbe der Väter räumen. Moltzahn von Grubenhagen blieb im Zweikampfe gegen ſeinen Schwager. Moltke auf Schorſow verdarb mitten in den Plänen unermeßlichen Reichthums. Der Zufall leitete zu Zeiten wunderbare Gäſte herbei, worunter der wundervollſte ein Herr v. Wedell, der, um eine Erbſchaft in Dänemark zu erheben, auf abgemagertem Pferde und ohne eine ſolche nun wieder zurückkehrte.

Außer einigen wenigen Beſuchen gab es, jedoch ſelten, einige Zerſtreuungen, ſo durch die Ankunft des Seehelden Nelſon mit ſeiner Flotte von Kopenhagen in Warnemünde. Kein Anblick von menſchlichen Unternehmungen ergriff je S. in dem Grade, als der der engliſchen Flotte (1801), beſonders aber der inneren Schöpfung in den Schiffen. Der Menſch, Bezwinger eines furchtbaren Elements, welches allein die beiden Indien mit Europa verbindet. Höchſte Kühn-

heit der erste Gedanke, tiefe Forschungsgabe im Ergründen der Naturgesetze die Ausführung. Ein Schiff ist eine Welt im Kleinen, nichts absichtslos, und tausend kleine Zwecke zuletzt wie Radien in einem Hauptzwecke zusammenlaufend, wie in dem großen Schöpfungswerke, das kleinste neben dem größten beachtet, Alles im Sinne des Plans wirkend, in Einfachheit und Ordnung eine hohe Kraft erzeugt.

So wie die Schiffe S., so entzückten die Mecklenburgerinnen die Seemänner; selbst die Matrosen huldigten ihnen mit Zartheit. S. nahm drei Schiff-Kapitains, welche keine Wohnung finden konnten, in seine Zimmer auf und groß war der Dank derselben. Man befreundete sich, ohne sich durch die Sprache verständigen zu können. S. hätte gern sie in England wiedergesehen; eines dankbaren Empfanges wäre er gewiß gewesen.

Auch fehlte es diesen Jahren nicht an Lockungen, die ländliche Einsamkeit wieder auszutauschen. Der Fürst Primas, Dalberg, hatte Pläne für S. entworfen. Seit langen Jahren war er Freund des gräfl. S. G.schen Hauses, als dieses noch in Weimar und er als Statthalter in Erfurt lebte. Auch war er, ritterlich huldigend, sein Leben hindurch Anbeter der Mut-

ter gewesen, und wurde L's. Pathe. Von dem einsti-
gen Gefühle für die Mutter mochte Einiges auf die
Tochter übergegangen seyn; er freuete sich des Ver-
standes, des Salzes in der Unterhaltung derselben,
und befragte selbst ihre Vernunft. Diese Achtung er-
starb nur mit ihm. Um einen Maaßstab von S's geisti-
gen Kräften zu haben, legte er ihm schriftlich eine
finanzielle Frage zur Beantwortung vor. Sie lautete:

P. P.

„Der Herr Graf haben mir erlaubt, zuweilen über
staats- und landwirthschaftliche Gegenstände Sie um
Rath zu fragen, und auf Ihre Einsichten, Erfahrung
und Rechtschaffenheit setze ich ein großes Vertrauen.
Der Reichsschluß ist da; das Fürstenthum Regensburg
gehört dem Chur-Staate. Brutto-Einnahme der Do-
maine macht 300,000, die Tara kaum $\frac{1}{4}$. Verbesse-
rungen sind nöthig. Ist Vererbung oder Verpachtung,
oder Regie im Allgemeinen rathsamer? 75,000 Mor-
gen Wald ertragen kaum 20,000 Fl., wie viel erträgt
in mittlerem Durchschnitte der Morgen Wald in Ihrer
Gegend? Darf ich um Mittheilung einer dasigen Forst-
ordnung bitten? In diesem sonst guten Lande ist man
in diesen Fächern sehr zurück. So manches Gute hoff-

ich auszuführen, wenn wir beisammen wären. Gott gebe, daß wir Friede erhalten, die Folgen des Krieges lassen sich nicht berechnen.

Ich bin mit großer Hochachtung des Herrn Grafen wohlaffectionirter Freund gez. Carl.

Regensburg, den 25. Mai 1803.

S. beantwortete selbige rein praktisch und ausführlich. Es hieß, daß von einer Finanzminister-Stelle die Rede gewesen wäre; allein der Landmann blieb bei seiner Hufe. Geraume Zeit nachher war die Rede davon, daß S. einen Theil der Grafschaft Rhineck, welcher zum primatischen Staate gehörte, so wie andere zerstreute Domainen bis in Tyrol in Erbzins erhalten sollte. Für S's mecklenburgische Güter wollte der Fürst einen Engländer als Käufer finden. Allein S. ging nicht ein, und hätte er dieses Letztere angenommen, in welches Meer von Verwickelungen wäre er gerathen, als in der Folge das Ganze aufgelöset und unter die Uebrbleibenden vertheilt wurde. Die Verfügungen des Primas hätten gewiß am wenigsten einen Stützpunkt gefunden. Auch Baiern suchte ihn aufzunehmen und Montgelas hatte sich verlauten lassen, man wolle ihm bei der Abtretung eines der säkularisir-

ten Klöster eine goldne Brücke bauen. Anziehender war dieses. Die herrliche Natur vieler dieser Stiftungen, das schöne Frankenland, die mannigfaltige Nachbarschaft, das Classische des Bodens, alles dieses reizte zur Untreue; allein S. hielt standhaft an seinem neuen Vaterlande. —

Ein Hauptgrund für S., Mecklenburg als sein zweites Vaterland anzuerkennen, war grade die freie Verfassung desselben gewesen. Die Stände weniger Staaten in Teutschland genossen derzeit noch dieses Vorrechts. Die früheren Verfassungen waren veraltet, von der List gebrochen und von der Uebermacht, zum Theil durch den Eigennutz derer selbst, welche die Rechte bewachen sollten, die ihnen in selbigen zugetheilt waren. Die Mecklenburgische war in demselben Jahrhunderte im Wesentlichen wenigstens von neuem gehoben und bestätigt worden, und stand unter kaiserlichem Schutze.

Der erste Landtag, welchen S. besuchte, hatte allerdings für ihn manches Befremdende. An der Spitze befanden sich Männer, welchen zwar nicht die Gabe der Rede, aber wohl die des Schreiens zu Gebote stand. Bildung jeder Art ging ihnen größtentheils ab, aber entwickelt war die Muskelkraft,

und dieſes unter Umſtänden allerdings ein Vorzug. Sie hatten den Umfang derſelben hin und wieder beweiſen müſſen in einem Lande, wo jeder Streit ſo leicht in Angriffe der Ungeſchliffenheit überging. Ein Oldenburg von Glare hatte einſt einen gut genährten Doktor beider Rechte beim Hoſenbande ergriffen und ſo aus der Geſellſchaft entfernt; v. Müller von Detneshagen hatte einen beladenen Frachtwagen mit dem Rücken aufgehoben; v. Walsleben warf mit Steinen des Witzes um ſich. Indeſſen war dieſen Männern wenigſtens der Buchſtabe der Verfaſſung und der Geſchäftsgang in derſelben geläufig, und eiferſüchtig wachten ſie über die Erhaltung des Herkömmlichen. Der Fox jener Zeit war der Baron Langermann. Schöne Kenntniſſe ſelbſt der Rechte, ein lebendiger Vortrag, geſchmückt durch Witz und Geiſtesgegenwart, ſetzten ihn oft an die Spitze der Verhandlungen. Als er geſtorben war, trat der Landrath von Flotow auf Wildkuhl in die Stelle deſſelben, ohne den Fluß und die Kraft der Rede ſeines Vorgängers, wäre er auch in Kenntniſſen ihm gleich geweſen. Er und ſein Nachfolger, der Landrath von Ferber, verloren gänzlich das Zutrauen der Ritterſchaft und eigentlich wohl nicht ohne genügenden Grund. Indeſſen hatte

ſich ein junger Mann emporgearbeitet, der durch ſeine zahlreiche Verwandtſchaft einen großen Anhang, durch Uebung nicht gewöhnliche Kenntniſſe von dem Geſchäftsgange erworben hatte, und der, eigentlich ohne glänzende Gaben des Geiſtes, oft mit jenen einen richtigen Geſchäftsblick verband, und weil wenige die Rolle der Protocoll-Leitung zu übernehmen vermochten, keinen Nebenbuhler fand, oder ſelbige zu entfernen wußte. Die kleine Politik, um ſeine Anhänger zu vermehren, um unvermerkt ſeine Meinung durchzuſetzen, hatte er inne und beurtheilte richtig den Kampfplatz derſelben. Dergleichen Volksführer können bei den Wahlen zu Kloſterſtellen und dergleichen ihnen Begünſtigten nützlich werden, und ſchon deshalb verſchließt mancher ſeinen Widerſpruch in ſich und huldigt der Augenbraue, welche ihm zuwinkt. Die Meinung, welche übrigens dieſer Volksvertreter von ſich hegte, überſtieg noch das, was er wirklich war, und er drückte ſie auf eine recht beleidigende Weiſe deutlich durch einen ſpöttiſchen Blick des geiſtigen Uebergewichts aus. Sein Sinn war übrigens grade und er wollte das Gute, jedoch nur auf ſeine Weiſe und nach ſeinem untrüglichen Maaßſtabe. Dieſen machte er unter andern dadurch gel-

tend, daß er bei ſtürmiſchen Verhandlungen die Stürmenden bis zur Ermatttung austoben ließ und nun den Ohnmächtigen ein Polſter der Ruhe unterlegte; oder er ſuchte und fand auch die Momente ſo, am Schluſſe eines Landtags, wo wenige Stimmende mehr vorhanden waren. Widerſpenſtigen wurden geübte Ueberſchreier zur Seite geſtellt oder Komitialen gewählt, welche die Meinung derſelben nicht aufkommen ließen, oder Inſinuationen von eigennützigen Abſichten im Hintergrunde verbreitet. Der Geiſt eines Mecklenburgiſchen Landtags iſt übrigens bei der Mehrheit keineswegs ein löblicher. Das Intereſſe der Einzelnen rührt eigentlich bei jenen nur die, welche im gleichen Falle ſich ſchon befinden, oder beſorgen, ſich einſt befinden zu können. Viele ſind für Alles gleichgültig und werden ohne eigne Selbſtſtändigkeit von denen, welche leiten, geſchoben. Andre erſcheinen nie und überlaſſen den Kampf den Uebrigen. Die ſtädtiſchen Landſtände, gröſtentheils Glieder der Advocatenzunft, bringen in die Verſammlungen ihre Advocaten-Feinheiten mit, und da die Anzahl derſelben geringer iſt, mithin ein Einverſtändniß dadurch möglicher wird, ſo iſt ihr Kampf in mehr geſchloſſenen Gliedern, und im Ganzen haben ſie ſich in

eben dem Grade, als die Ritterſchaft von ihrer frühern Höhe herabſank, gehoben. Der Geiſt dieſer iſt in dem Grade geſunken, daß wenige es fühlen, niedriger als ſonſt zu ſtehen.

Eine gewiße vertrauliche, zudringliche Gleichſtellung des zweiten Standes raubt der Ritterſchaft manchen Vorzug der erſten Stelle bei der Landſchaft. Selbſt viele der letzteren ſind von Advokaten durch Prozeſſe oder Geld-Mäkelei abhängig und fürchten den üblen Willen ihrer Sachwalter oder Geldnegocianten. Der Hof findet in der Mitte der Landtags-Verſammlung dienſtfertige Hinterbringer, eine Rolle, welche vorzugsweiſe manche Bürgermeiſter übernehmen, und wäre es auch nur, um jenen für die Parthei der Städte zu gewinnen, oder um eines Rechtstitels willen. S. beſuchte die Verſammlungen der Stände, wenn er im Lande anweſend war, regelmäßig. Durch ſeine Lage unabhängig, ohne andres Begehren als das, zu nützen, ſelbſt ohne den Ehrgeiz, auf Landtagen durch Künſte der Rede zu ſchimmern, trug er ſeine Meinung nach ſeiner beſten Ueberzeugung vor, unbekümmert, ob ſelbige anſtößig, oder gefällig erſchien. Er nahm die Geißel der Satyre mit zu Hülfe, wenn

er ſie angemeſſen fand und oft ſah er die Mehrheit für ſeinen Vortrag gewonnen.

Allein grade dieſe Unabhängigkeit vermehrte noch den Neid, welchen er eingeflößt hatte. Die Geißel beſſert nicht und der urſprüngliche Ausländer mit vielen Andern nicht in die Zahl der Gediegenen aufgenommen, ſollte nicht die letzteren durchſchauen und überſehen. S. rügte ohne Rückhalt die Mißgriffe bei den Verhandlungen mit der Regierung nach dem Wiener Congreſſe, namentlich bei der Aufhebung der Unterthänigkeit. Er rieth, die Bahn der Väter nicht zu verlaſſen, die für Bewilligungen Gegenbewilligungen ausbedungen, rieth, nicht einzelnes zuzugeſtehen, bis das Ganze geordnet ſey, bewies, daß jede Blindheit, zeige ſie ſich bei der Beurtheilung des Neuen oder des Alten, nachtheilig ſey. Ein blinder Widerſpruchsgeiſt hatte ſich jenes Führers bemeiſtert; er ſtimmte ſeinen Anhang, ſetzte die Uebereilungen durch und nur, als die Erfahrung für S. Vorherſagungen ſchnell entſchieden hatten, ward dieſem das Lob, er habe richtig geurtheilt und man hätte ſeiner Stimme folgen ſollen. Dieſen Beifall nahm er, da es ihn um die Sache ſelbſt zu thun geweſen war, gleichgültig auf. Wäre es S. darum zu thun geweſen, eine

Gegenparthei zu bilden, ſo hätte es ihm gelingen können und er vermöchte noch jetzt, ihr das Daſeyn zu geben. Allein die Jahre erzeugen den Wunſch nach Ruhe und ein reines Bewußtſeyn erhebt dann über das Streben nach dem Beifalle der Menge.

Hier noch einige Worte über die Reichs-Deputation in Regensburg 1802—1803.

Wenn es ein Glück wäre, Zeiten erlebt zu haben, die Begebenheiten herbei führten, wie die Annalen der Geſchichte keine enthalten, ſo ward jenes Glück auch S. zu Theile. In der Geſammtperiode der Auflöſung des teutſchen Reichs und der Verfaſſung deſſelben nimmt die Reichsdeputation zu Regensburg eine bedeutende Stelle ein, wenn gleich, was nun ſanctionirt wurde, in der Hauptſache früher verabredet worden war.

Paris war die Küche, wo das Trauermahl des Rechts bereitet wurde, wo Preußen, Baiern und Oranien für ſich unterhandelt und Rußland den Entſchädigungsplan gebilligt hatte, wo es Oeſterreich damals nicht gelang, allein ſein Intereſſe befördert zu ſehen, vielmehr Andre, namentlich Baiern, verſtärkt werden ſollten, um als künftige Alliirte Frankreichs wirkſam gegen Oeſterreich auftreten zu können. Spä-

terhin war Sachsen eine gleiche Bestimmung gegen Preußen zugedacht worden. Eben der Matthieu, welcher unter Talleyrand die Bolzen in Paris geschmiedet hatte, trat nun auch in Regensburg auf und mit ihm Laforest. In dem letzteren wohnte auch Ehrgefühl, dem der erstere entsagt hatte, dessen Wesen seiner Gesichtsbildung und diese, wie viele fanden, der eines erzürnten Katers glich.

Regensburg, lange der Bewahrungs-Ort teutschen Rechts und Herkommens, glich nun einer Messe, wo Länder und Seelen feil geboten wurden, wo auf den Gebeinen der früheren Reichstags-Repräsentanten selbst die Handelsbuden sich aufgeschlagen befanden. Da die Größeren im Voraus ihre Beute in Sicherheit gebracht hatten, so blieb nur noch übrig, über das Schicksal der Kleineren zu bestimmen. Für diese allein war die strenge Prüfung ihres Verlusts, für die Mächtigen der Zuschnitt im Großen gleichsam auf ferneren Wachsthum eingerichtet. Matthieu empfing von allen Seiten, fand aber dennoch Raum in seinem Herzen für die Stimme der Dankbarkeit oder vielmehr der Eitelkeit gegen ....., in deren Diensten er einen Theil seiner früheren Lebensjahre zugebracht hatte. Daher die unverhältnißmäßige Ent-

ſchädigung dieſer und der mit ihnen verwandten Häuſer.

Die Reichsgrafen, die Glieder der Reichsritterſchaft irreten troſtlos von Thüre zu Thüre, trugen ſich mit Verſicherungen des Wohlwollens und der Vertretung des Kaiſerhofes und gaben Schadenrechnungen ab, die genau berechnet und ermäßigt wurden; allein der übrig gebliebene Entſchädigungsſtoff war nicht ausreichend, und mit hauswirthlichem Abdingen und Sparſamkeit erhielt nun jeder ſeinen Zehrpfennig, wofür er der Väter altes Erbe hingab. So mancher mußte auch den Beſitz von Lieblings-Anlagen aufgeben und dieſe freilich, (z. B. ein Graf Quadt) hatten noch bevorzügte Anſprüche an S.s Theilnahme. Der 24. März 1803 ſchloß die Geſammt-Rechnung ab. Damals noch blieben Augsburg und Nürnberg, die Wiegen des teutſchen Handels, verſchont, indeſſen 46 ihrer Schweſtern fielen. — Für lange Zeit entzweiet mit dem diplomatiſchen Treiben und den Gaſtmählern in dem ſonſtigen bunten herzloſen und freudeleeren Gefolge deſſelben verließ S. gern die Mauern, in welchen er einſt glücklichere Tage verlebt hatte.

Sechstes Kapitel.

Kriegs-Periode von 1806. — S. Reise nach Berlin. — Einzug Napoleons in Berlin. — S. schwierige Rückkehr nach Mecklenburg. — Raub und Plünderung der Franzosen in Mecklenburg. — Einige charakteristische Züge von Preußen und Franzosen.

Der Krieg zwischen Preußen und Frankreich war begonnen und die Flamme desselben sollte nun auch die vaterländischen Fluren ergreifen. S. und mit ihm die Mehrheit war des Sieges der Preußen gewiß und erfochten wäre er auch worden ohne die unglückliche Leitung der Kraft von Seiten der Heerführer.

So sahen S. und die Seinigen in K. der frohen Siegesbotschaft entgegen, als ein Wäglein daher gefahren kam, auf selbigem Z... der ihnen schon in sprudelnder Ungeduld entgegen rief: „Alles ist verloren alles!“ — Man erfuhr von ihm die trau-

rige Auerstädter Kunde und viele der düsteren Folgen derselben.

Wurde gleich die Furcht des Ueberbringers dieser Nachricht in Rechnung gestellt und einiges von selbiger gebührend abgerechnet, so war die Hauptsache doch nur zu sehr begründet. Ein Kriegsrath mußte gebildet und in selbigem beschlossen werden, daß S. der Mutter in Berlin zu Hülfe eilen und die Gattin nach Regensburg reisen solle. Sie trat muthig zuerst, ohne andere männliche Begleitung als die eines Bedienten, mit dem Kinde und ihren Frauen die Reise an und drängte sich glücklich durch beide Armeen. Nicht ohne Gefahr jedoch von Unfällen verschont, war sie angelangt. — Der Unglücksbote entfernte sich. — S. gestützt auf Mecklenburgs Neutralitäts-Pfähle, an den Gränzen errichtet, suchte nun eiligst Berlin zu erreichen, ohne irgend eine Vorkehr für seine ländliche Habe getroffen zu haben und reisete am 23. Octbr. ab. Alle Pferde waren ein Raub des Feindes und auch des S. Pferde und Wagen würden verloren gegangen seyn, wären sie nicht zurückgeblieben vor der abgebrochenen Hasel-Brücke bei Sachsenhausen. Ein bescheidnes Postfuhrwerk in Oranienburg ersetzte die Stelle der Equipage.

Sorglos schwärmten hier zersprengte preußische Reiter umher, während die Franzosen schon bis in die Nähe der Stadtthore kamen. Unter einen Haufen von Husaren gerathen, sollte S. ihnen sagen, wo Hohenlohe, wo Blücher, wo Weimar hingerathen wären. Aber er wußte von allen dem nichts. Endlich stieß er auf die Reiter von Murat und Soult, von welchen er im Vorbeifahren bald sorgfältig beaugenscheinigt, bald verspottet wurde. So kam er vor die Thore des stolzen Berlins. In den Straßen ruheten die Feinde, denen ihre Wohnungen noch nicht angewiesen worden waren, auf Lorbeeren und Steinpflaster und im mütterlichen Hause walteten Sorge und Verzweiflung. Die vieljährige Ruhe im Hause sollte nun unterbrochen, die Ordnung und Sauberkeit gestört werden und eine ungewohnte unbehagliche Veränderung eintreten. S. sollte das Haus von jeder Einquartirung frei erhalten, eine unerreichbare Aufgabe, und dennoch war man glücklich, mit vier Chasseurs von der Garde davon zu kommen. Sie waren nicht schlimm, aber dennoch zu viel zu Hause und wollten, zwar in aller Höflichkeit, mit der Kammerjungfer sich unterhalten, mehr, als es deren Dienst erlaubte. Diese fallsüchtige Tugend sollte S. mit

dem Hauſe beſchützen und nach Kräften beſchirmte er wenigſtens das Letztere mehrere Tage. Das Gewühl in der Reſidenz ward immer größer und eines Morgens ſah S. die Offiziere des preußiſchen Gensdarmenregiments, in ihre weißen Mäntel gehüllt, als Gefangene nach Spandau führen, denen bald das entwaffnete Regiment zu Fuße folgte. Ein peinigender Anblick! Dieſe früher glänzenden Sieger auf dem Schlachtfelde und bei vielen Damen bewegten ſich jetzt in beſchämtem Unmuthe als Beſiegte fort unter eben den Linden, unter denen ſie ſonſt ſo ſtolz einherſchritten. Vernichtend war der Anblick, als Napoleon ſelbſt in die Stadt einrückte, den ſchon lange die am brandenburger Thore verſammelten Miniſter erwarteten. Kurz war die Bewillkommnung und Tauſende von Geharniſchten voran ritt der Eroberer dem königlichen Schloſſe zu. Damals erblickte ihn S. zum erſten Male und es war ihm möglich, in mäßiger Entfernung den Reitenden ſtets mit den Augen zu verfolgen. Nur ſparſam ertönte das Lebehoch und zwar, wie es hieß, durch von der Polizei dazu hingeſtellte Gaſſenbuben. Ein unbeſonnener Jüngling, der Sohn der Wirthin in der Sonne, wie S. von derſelben ſpäter erfuhr, hatte ſich mit einer

Büchse bewaffnet, um aus einem Keller des Gasthofs nach den Linden zu Napoleon beim Vorüberreiten zu erschießen. Geschah dieß, so war ein Schutthaufen an der Stelle, wo Berlin noch jetzt prangt.

Am Mittage fand S. bei dem baierschen Gesandten de Bray mehre höhere feindliche Offiziere, welche unaufgefordert und einstimmig bekannten, daß bei den Hauptschlachten die preußischen Offiziere sich ritterlich brav geschlagen hätten. Nur der erste Führer des Heerhaufens hätte gefehlt. Zuletzt las du Moustier den Entwurf seines Schlachten-Bulletins vor. Außer andern Irrthümern, die bemerkt wurden, sollte auch der Herzog von Braunschweig geblieben seyn. Den Verlust der französischen Armee gab er auf 9000 Mann an, am folgenden Tage schon viel weniger und der gedruckte Schlachtenbericht zählte nur 1200 französische Gebliebene. Doch versicherte nach einem Jahre der Todtengräber zu Auerstädt dem S., für Einen Preußen gewiß vier Franzosen begraben zu haben.

Immer lauter sprach man indessen in Berlin, daß bei Blüchers Verfolgung, ungeachtet der Neutralität Mekkenburgs, von den Franzosen daselbst geraubt und geplündert würde. Niemand verstand die

Sprache der Eroberer und S. mußte an den Schuz und die Rettung ſeiner Habe denken, die er dem Schooße des Friedens anvertraut hatte. Alle Bemühungen S.s und ſelbſt das Fürwort des baierſchen Geſandten, für ihn einen Paß zu erhalten, blieben ohne Wirkung bei dem vormaligen Baſtillenſtürmer und jezigen Commandanten von Berlin Hulin. In dieſer verzweiflungsvollen Lage war S. bemüht, an einer Tafel im goldnen Adler mehren Franzoſen es deutlich zu machen, wie hart es ſey, den Wirth des Hauſes zu verhindern, ſeine Gäſte gehörig zu empfangen. Einer derſelben, Dollfus aus Mühlhauſen und Directeur bei der Fourage, erbot ſich, S. jenſeits der Berliner Mauern zu bringen. Dankbar nahm er dieß an und erſchien am folgenden Abende zur beſtimmten Stunde und am feſtgeſezten Orte in der goldenen Sonne. Sir Dollfus, lang hingeſtreckt auf ſein Bette, rieb ſich die Augen und — „Sie iſt — ſchön, ſprach er, ſchon heute mich von ihr zu trennen, iſt unmöglich. Gegenüber wohnt ſie, die reizende Frau von Golz.“ — Die Reiſe unterblieb. Am folgenden Abende dieſelbe Ruheſtätte, dieſelben Klagelieder, derſelbe Aufſchub der Reiſe und am dritten ſchien Sir Dollfuß durch die nächtliche Schlaf-

losigkeit völlig erschöpft. Während er ruhte, kam ein Knabe mit der Botschaft: „Gar schönstens ließe die Dame den französischen Offizier bitten, sie sogleich zu besuchen.“ S. ertheilte nun die allen Theilen nützliche Antwort, der Herr Offizier welle überall von der Dame nichts mehr wissen. Mit vermehrter Rührung ward die Einladung bald wiederholt, aber dieselbe Antwort und als der Knabe zum dritten Male anklopfte und auftragsmäßig flehete, da ward ihm bedeutet, daß er die Treppe hinabrollen müße, wenn er es wage, wieder zu erscheinen. So verhinderte S. den Sir Dollfuß gegen sich selbst zu sündigen und den Dienst seines großen Kaisers zu verabsäumen, ob er auch nicht ein Band treuer Liebe gelöst haben würde, denn die sogenannte Frau von Goltz war die Maitresse eines preußischen Offiziers dieses Namens, welche ihr keusches Lager jetzt mit dem Sieger theilte.

Mit einbrechender Nacht ward nun die Reise auf einer Art von Leiterwagen, mit Sitzbänken und Säcken versehen, in Begleitung des Sir Dollfuß, eines Offiziers, eines Wundarztes und zweier Grenadiere mit aufgepflanzten Bajonets (weil der Wagen auch einige Geldfässer enthielt) angetreten. In Folge

der franzöſiſchen Wachtfeuer ſchien Oranienburg und beſonders das Schloß in Flammen zu ſtehen; bei Anbruch des Tages ward Zehdenik erreicht und ungewiß, ob Marſchall Soult nach Pommern oder Mecklenburg gegangen ſey, fuhr man auf Anrathen S.s, welcher das Letztere glaubte, nach Fürſtenberg, wo man das Nähere zu erfahren hoffte. Hier ward der Bürgermeiſter des Orts, ein ſo tief gebeugter Mann, daß ſein Scheitel in der Nähe der Knie ſich befand und der von S., den er erkannte, in der Stille wohl weislich errieth, daß dieſer zu den Franzoſen übergegangen ſey, gefragt: Wohin der Marſchall Soult ſich gewendet hätte? Konſul erwiederte: „Er ſtehe außer aller Relation mit Sr. Excellenz, dem Marſchalle,“ was unbedenklich zu glauben war. Jetzt rieth S. nach Strelitz zu reiſen, um in ſeinem Hauſe bei einigen Flaſchen Wein die glückliche Ankunft zu feiern und ſeine Reiſegefährten waren nicht abgeneigt.

Kaum war S. hier angekommen, ſo ward ihm ein franzöſiſcher Obriſt Reinders als Einquartirung angemeldet und da dieſer am folgenden Tage mit ſeinen Soldaten nach Wahren wollte, ſo nahm er den S., dem es an einem Fuhrwerk gebrach, mit dahin. Hier war auf dem Marktplatze viel Volk verſammelt

um einige Streitende, einerseits Armeeschlächter, welche hatten plündern wollen, andererseits Kratzeburger, welche jenen überreichliche Schläge ausgetheilt hatten, denn sie bluteten sehr. Der Obrist sollte entscheiden und S. mußte Dollmetscher seyn. Dieser bediente sich einiger Freiheiten bei seinen Translationen zu Gunsten seiner Landsleute und die Armeeschlächter zur Ruhe verwiesen, zogen französisch fluchend ab. — Ein Fuhrwerk brachte S. von hier nach K.

Mit beklemmten Herzen näherte er sich seiner Grenze und seinem Hofe und lebte wieder auf, als er das Aeußere wenigstens unversehrt fand, denn noch ahnete er nicht, was indessen vorgefallen war.

Nach dem Gefechte bei Wahren am 1. Novbr. zwischen den Franzosen und Preußen unter Blücher, wobei Letztere der Uebermacht weichen mußten, ging es über das neutrale Meklenburg her und hätte man auch Lieferungen von Lebensmitteln für eine Folge der Nothwendigkeit gehalten, so konnten doch gewiß die Plünderungen dieses Landes, das keinen Antheil am Kriege, sondern nur das Unglück hatte, daß ein preußisches Corps in dasselbe sich vor dem Feinde zurückziehen mußte, nur von Räubern erwartet werden. Täglich erhielt man Besuch der feindlichen Gäste,

welche Thüren und Schränke zerschlugen, nach Geld suchten und raubten, die Bewohner mißhandelten, wenn sie ihrem ungerechtesten Verlangen nicht entsprechen konnten und Gewaltthätigkeiten jeder Art sich erlaubten. Besonders mißbrauchten sie einen von Murat ausgegangenen Befehl, welcher meklenburgische Gestüttpferde nach Frankreich zu versetzen gedachte, denn die Franzosen raubten nicht nur diese; sondern auch jedes andere Pferd, das ihnen zu Gesichte kam, mußte eine Beute der Plünderer werden. Ein französischer Offizier Latour Maubourg, mit dem S. in Wahren zusammentraf, warnte unaufgefordert und empört über diesen Pferderaub Murats, den S. für sich und seine Bekannten. Doch mußten auch seine Güter die Greuel des Krieges alle erfahren. Wegen solcher Zerstörungen, Räubereien und Mißhandlungen von Seiten der Franzosen waren viele Bewohner Meklenburgs gegen sie mit bitterer Rache erfüllt und nicht selten gab es heftige, ja sogar einmal in H. D. einen blutigen Auftritt, wobei zwei französische Chasseurs von den erbitterten Bewohnern ermordet wurden und S. mußte alle Klugheit anwenden und die größte Strenge, um solche traurige Ereignisse zu hintertreiben.

Hier noch einige charakteristische Züge aus jener Zeit.

Als einige preußische Ausreißer, die durch H. D. gingen und von den daſigen Franzoſen gefragt wurden, wohin ſie wollten, dieſen antworteten, daß ſie es ſelbſt nicht wüßten, ſo ſchenkten ihnen die Franzoſen ein übriges Pferd, das ſie verkaufen ſollten, um ſich durch den Erlös zu erquicken. — Auf dem Wege zwiſchen D. und T. begegneten ſich einige Franzoſen und Preußen, von denen einer der Letztern Tabak rauchte. Auf Verlangen gab derſelbe die Pfeife einem Franzoſen ohne Widerſtand. Als dieſer aber bemerkte, daß ſie werthlos ſey, ſo gab er ſie zurück und ſchenkte ihm noch eine Bouteille Wein, die er mit ſeinen Cameraden auf die Geſundheit der Franzoſen austrinken ſollte. — Nach der Affaire bei Wahren ritt ein verſprengter preußiſcher Huſar vor eine Schmiede, um ſein Pferd beſchlagen zu laſſen. Bald kamen fünf franzöſiſche Chaſſeurs daher, ritten vorüber und nachdem der Schmidt fertig iſt mit dem Beſchlage, ſetzt ſich der Huſar auf ſein Pferd, um zu entkommen. Kaum 1000 Schritt von der Schmiede entfernt, werden ihn die Franzoſen gewahr, ſprengen von allen Seiten auf ihn ein und da er die Aufforderung, ſich zu ergeben, verwirft, ſo beginnt ein Gefecht, in welchem der

Huſar in kurzer Zeit 3 Chaſſeurs herunter haut und die übrigen noch eine Strecke verfolgt, als ſie die Flucht ergriffen. Für den Hufbeſchlag führt er dem Schmiede ein Pferd der Chaſſeurs zu und reitet dann ruhig ſeines Weges fort. — Der alte von L., S.s guter Nachbar, lebte einige Tage in einem Bruche verſteckt. — Um der Leibesgewalt der Sieger zu entgehen, ertränkte ſich in V. eine Erzieherin. — Als in Doblein die Franzoſen den Beſchäler, welcher jeden Reiter hinabwarf, und die übrigen Geſtütpferde raubten, da ſchwang ſich eine Marketenderin auf erſtern und ruhig folgte er ihrem Zügel. Die Dobleiner eilten ihnen nach, entdeckten die Entführer, von denen ſie 10 Soldaten mit der Marketenderin tödteten und zogen nun triumphirend zurück. — In der Mühle zu Fabel hatten die Franzoſen viele Bleſſirte verſammelt. Wollten ſie ſich nicht mit der Pflege derſelben befaſſen oder ſollte man ihren Verluſt nicht gehörig beurtheilen, kurz, ſie zündeten ſelbſt das Gebäude an und hinderten durch Säbelhiebe, die aus der Flamme herauszukriechen verſuchten. Ein Augenzeuge verglich die Töne der Verbrennenden, welche nach und nach in leiſer werdendes Gewinſel ſich verloren und endlich verſtummten, mit den ei-

nes immer mehr hinab gestimmten Kirchengesanges, in dem Maaße, wie die Singenden sich nach und nach aus der Kirche entfernen. —

Wenige Zuhörer und vielleicht nur hie und da einen Sprudelkopf, der sich in der Menge verlor, hatte die frohe Botschaft der Franzosen von Freiheit und Gleichheit auf dem platten Lande in Meklenburg gefunden. Ein gewisser Lelthold in hiesigen Gütern hatte sie zu Herzen genommen, ein würdiger Anhänger der Lehre von der Zügellosigkeit, berüchtigt wegen Trunkenheit, Zänkereien und Diebereien und selbst im Verdachte einer beabsichtigten Brandstiftung in K. Freiheit! Freiheit! rief er, als eines Tages Franzosen die Landstraße vorüberzogen; aber der Freie wurde sogleich festgenommen, zu Peitschenhieben verurtheilt und so ward die Materie von der Freiheit und Gleichheit den wenigen hiesigen Liebhabern derselben unangenehm. —

Mit dem Jahre 1806 endigte ungefähr in diesen Gegenden der Gebrauch der eigentlichen Waffengewalt und es trat nun dagegen das mehr methodische Aussaugungssystem ein. Fortwährende Lieferungen und Einquartierungen folgten rasch auf einander, und Franzosen, Holländer und Rheinbündler er-

ſchienen als hungrige Gäſte. Später, als ſich das Kriegsglück wendete und die Franzoſen nach der großen Niederlage in Rußland auch Mecklenburg verließen, kamen andere wenn auch nicht immer erwünſchte Gäſte, zu denen faſt ohne Ausnahme die irregulären Koſaken gehörten. Die guten Nachbarn einer kleinen Stadt bei K. riethen einem kommandirenden Offiziere, in K. mit ſeinen Reitern Platz zu nehmen, wo der Empfang vortrefflich ſein würde und ſchrieben zugleich eine bedeutende Lieferung nach ihrer Stadt hin aus. Schon jubelten die Bürger über den herrlich gelungenen Plan, aber S. fertigte auf Anrathen des Generals ein Schreiben an den Magiſtrat zu F. aus, wies dieſen derb ab und verſchrieb ihm die ganze Bürde, welche er den Bewohnern von K. hatte auflegen wollen.

Uebrigens war S. in dieſer Periode häufig in Paris, Erfurt ꝛc. und kehrte zurück, als der mecklenburgiſche Landſturm wirkſam werden ſollte, ein gut gefühlter, aber nicht gut durchdachter Gedanke, da dieſe Stürmer in wenigen Fällen etwas mehr gethan hatten, als das Land ſelbſt und die Bier- und Brantweinfäſſer deſſelben erſtürmt. Ein martialiſcher Paſtor tobte damals in dieſer Gegend zu T., um ſich bei

dem Erbprinzen beliebt zu machen und den Weg zu einer beſſern Pfarre zu bahnen. In einem uraliſchen oder podoliſchen Kriegskleide zog der geiſtliche Mann umher und fluchte vor und nach der Predigt, um in derſelben wieder andächtig zu beten. Sein Gehülfe war ein Krämer, deſſen Beine mit dem ungewohnten Säbel in ſteter Zwietracht ſich durchkreuzten. So luſtig dieſes Spiel war, ſo glücklich war es andererſeits, daß es nicht zum Ernſte überging.

Siebentes Kapitel.

S. geht als Gesandter nach Paris. — Der Erbprinz von ...z — Ankunft in Paris. — Der ..... von *. — Die Kaiserin Josephine. — Napoleon. — Ueber den Charakter der Franzosen. — Die Katakomben. — Trianon. — Die Schauspielerin d'Aubigné. — Pauline. — Murat. — Madame mère.

S. ergab sich leidenschaftlich dem Landleben. Nur dieser Beruf hatte für ihn ein Interesse und entzog ihn fast jeder anderen Beschäftigung. Der frühere Diplomatiker verabsäumte selbst lange, auch nur die Zeitungen zu lesen. Entfernt von der großen Welt war diese ihm fremd geworden und die Schüchternheit seiner früheren Jahre hatte wiederum in ihm die Oberhand erhalten. Selbst die Sprache der höheren Zirkel glaubte er verlernt zu haben.

In dieser seiner Einsamkeit erhielt S. eine

Aufforderung vom Herzog von .....ʒ, ſich als Geſandter nach Paris zu begeben, um über den Beitritt zum Rheinbunde daſelbſt perſönlich zu unterhandeln. In den erſten Momenten war dieſer Antrag für S. ein Donnerſchlag. Er ſtörte die Pläne des Wirkens in der gewählten Sphäre und wies S. eine neue an, welche ihm bereits fremd geworden war. Der Haß gegen Frankreich und deſſen Beherrſcher ſprach mächtig gegen einen Aufenthalt ſogar in dem Mittelpunkte jenes Reichs. Andererſeits hatte S. früherhin die Verbindlichkeit übernommen zwar ohne Gehalt, allein gegen Wiedererſtattung der Auslagen, ſich in diplomatiſchen Geſchäften bei außerordentlichen Gelegenheiten gebrauchen zu laſſen. Von dieſer Art war die vorhandene und S. ſah ein, daß ſeinem gegebenen Verſprechen zu Folge er nicht gut nein ſagen könne. Der Vorſatz verlieh den Muth dazu, der Muth die Kraft. War zuerſt der Plan geweſen S. allein nach Paris zu ſenden, ſo wurde ſpäterhin dieſer dahin abgeändert, daß der Erbprinz gleichfalls die Reiſe nach Paris antreten ſollte. S. kannte ihn derzeit wenig und es hatte ihm geſchienen, als wären eigentlich zwiſchen ihnen beiden keine Berührungs-Punkte und ſtatt der anziehenden,

eher entfernende Kräfte. Schon reuete ihn ſein gefaßter Entſchluß, doch blieb er ihm getreu und bald war es dem Erbprinzen gelungen, jede Furcht zu verſcheuchen und Anhänglichkeit an der Stelle jener entſtehen zu laſſen. Milde, durch einen jedoch edeln Stolz begränzt, das Zartgefühl einer Frau verbunden mit derjenigen Feinheit des Verſtandes, welche die Gebildeten des andern Geſchlechts auszeichnet, waren Hauptzüge in der Individualität des Prinzen und in dieſer Hinſicht hätte man auch von ihm ſagen können: Daß die Natur, als ſie ihn als Meiſterſtück ſchuf, ſich allein im Tone vergriff, indem ſie denſelben zu fein nahm. Der erſte Sturm der Schwärmerei hatte ſich bei ihm gelegt und ſo ausſchließlich, als früher, urtheilte er nicht mehr allein durch das Gefühl. Da S. ſein Zutrauen erworben hatte, ſo folgte er auch dann ſeinem Rathe, wenn es Aufopferungen von Neigungen und eingewurzelten Gewohnheiten betraf. Der Vater, beſorgt, daß eine frühere in Italien entſtandene Neigung für die reizende Pauline Borgheſe, Napoleons Schweſter, wieder aufwachen möchte, hatte S. inſtruirt, dieſem entgegen zu wirken. Allein es bedurfte dieſes Beſtrebens nicht. Ueber Hannover, Caſſel, Frankfurt reiſe-

ten beide in möglichſter Eile nach Paris. Eigentlich ſah S. bei dieſer Gelegenheit Frankreich zum erſten Mal. Von allen Seiten eilten teutſche Prinzen und Unterhändler derzeit nach dem Mittelpunkt jenes Kaiſerreichs hin, um Verbindungen zu befeſtigen oder anzuknüpfen.

In mehreren der franzöſiſchen Städte wurde der Erbprinz von Deputationen bewillkommt, denn ſchon jetzt waren die früher eingebildeten Republikaner nicht zu ſtolz, für Glückwünſche von Fürſten-Kindern Geſchenke anzunehmen. Als endlich der Gaben dieſer Art zu viele wurden und ſich in einer der Städte die Zünfte meldeten, um auf des Prinzen Geſundheit zu trinken, ſo erſuchte ſie S. es lieber nicht zu thun, indem er ſich ſo wohl befände, daß ein Zuſatz an Geſundheit le seroit crever de santé!! Die Zünfte entfernten ſich höflich und lachend.

Endlich erblickte S. Paris, welches man ſich beſſer in der Entfernung denkt, als in derſelben es erblickt. Eben ſo wenig gewinnt dieſe kleine Welt durch ihre äußere Phyſiognomie, wenn ſie nun in der Nähe in das Auge gefaßt wird. Noch von den Blut-Nachrichten aus der Revolutionszeit erſchüttert, glaubte S. das Pflaſter der Stadt mit Blute bedeckt

finden zu müſſen, bis die Reiſewagen vor der Pforte des Hotels de la Concorde anhielten. In der Nähe dieſer Wohnung, auf dem Platze der Eintracht, war noch die Stelle, wo Ludwig der XVI. als Opfer der wüthenden Weisheit der Zeit geblutet hatte, vielleicht durch einen zufällig dort geblieben Erdaufwurf ſichtbar. Nach dieſer Stätte wallfahrte S. noch am Tage ſeiner Ankunft und betrat ſelbige in tiefer Bewegung. Allein der Zeitpunkt, dieſen Empfindungen nach zu hängen, war noch nicht gekommen. Napoleon hielt ſich in Fontainebleau der Jagd wegen auf und S. reiſete dort allein hin und leitete die Vorſtellung ein. Sie fand ſtatt, und anfänglich ließ es Napoleon den Prinzen empfinden, daß er einem hohen Fürſten nahe verwandt war, welchen N. am mehrſten haßte, indem er den Unvermählten nach ſeiner Gemahlin und Kindern befragte. Als Symptom einer vorhandnen Abneigung wurde es dort anerkannt, wenn Fragen Statt fanden, die Napoleon ſich ſelbſt beantwortet hatte. Auch wollte er dadurch eine Geringſchätzung andeuten. Verſchiedenen von des Kaiſers Umgebung mußte S. ſelbſt das Daſeyn eines Herzogs und Herzogthums erſt begreiflich machen und dabei doch mancher Erörterung aus-

welchen, welche die Verspottung desjenigen nach sich gezogen haben würde, den er dort zu vertreten hatte. Der Aufenthalt in Fontainebleau gewährte in mancher Rücksicht mehr Stoff zum beobachten, als selbst der in Paris. Die an dem derzeitigen französischen Hofe eingeführte Etiquette erlaubte es, daß dort die Fremden den Versammlungen bei der kaiserlichen Familie beiwohnten — letztere selbst zeigte sich zwangloser; leichter wurde es, Napoleon in das Auge zu fassen und öfter im Gesichtskreise zu behalten. Allein Behutsamkeit im Gespräche war um desto nothwendiger, da der Fremde dort bemerkbarer, als im Gewirre der großen Hauptstadt war. Man bemühete sich ihn auszuforschen und so übernahm es einst auch ein General Ordener, bekannt durch seinen Antheil an Enghiens Ermordung, S. zu entziffern, indem er zuerst gegen ihn über die derzeitigen Verhältnisse in Frankreich mißbilligend sich ausdrückte. Eine andere zu vermeidende übrigens verborgene Klippe war der — von ..... Eitel, ehrgeizig, verstellt verbarg er hinter einem mehr als allein freundschaftlichen selbst zärtlichen Benehmen dennoch den Plan, eine Linie allein im Vordergrunde, die andere als eine ihr untergeordnete erblicken zu lassen. Auch lag es

nicht ganz außer seinem Plane, Z... zu Gunsten ..... mediatisirt zu sehen, und dieser Linie allein Vergrößerungen an benachbarten Ländern zuzuwenden. Er hatte der Kaiserin Josephine frühzeitig eine Neigung eingeflößt, welche bald zu einer heftigen Leidenschaft hinanwuchs. Da dieses Verhältniß dem Erbprinzen von Z. nicht verborgen bleiben konnte, so wurde er bald in selbigem Vertrauter des — — zuletzt Josephinens selbst, und als späterhin Napoleon, abwesend in Italien, durch seine Beobachter genaue Kunde über den häufigen Zutritt bei der Kaiserin erhielt, so erschien ein Befehl von ihm, der selbigen erschweren sollte, welchen indessen Josephine zu umgehen wußte. Unterrichtet von Napoleons Scheidungs-Plane hatte sie den entworfen, sich durch das Königreich Portugal abfinden zu lassen. Die Erfüllung desselben fand nicht statt, es blieb bei Geschenken, so auch bei einem Schuhe, welcher den zierlichen Fuß der Kaiserin bedeckt hatte.

Uebrigens war ihre anerkannte Milde mit Sinnlichkeit verschwistert und es fehlte nicht an andern Beispielen, wo die eheliche Treue derselben gewichen war. Von Seiten des ******ischen Gesandten von ....., eines ungelenkigen, pedantischen Podagristen,

hatte S. wenig zu beſorgen. Um den Nutzen der Vergrößerung ſeines Hofes für Frankreich gegen England zu beweiſen, hatte er ſich ſo weit verſtiegen, darzuthun, ...n könne als Seemacht bedeutend werden.

Hier ſollte nun eigentlich der Gang der Unterhandlung ſelbſt folgen, allein es mag hier nur einiges über die Grundzüge des Geſchäfts berühret werden.

Napoleon, welchem es darum zu thun war, den Norden von Teutſchland dem Rheinbunde einzuverleiben, wollte dennoch ſich den Schein geben, als ſey die Zulaſſung der Fürſten deſſelben ein Beweis ſeiner Huld. Daher ſollte jetzt nicht mehr von einem Beitritte, (accession) ſondern von einer Zulaſſung (admission) die Rede ſeyn. Um das Zutrauen der Nordteutſchen zu gewinnen, wurde den kleineren Fürſten in ſelbigem ihr politiſches Daſeyn gefriſtet und der vorzüglich geachtete Fürſt von Deſſau erhielt äußere Beweiſe napoleoniſcher Geneigtheit, wie früher aus gleichem Grunde der Fürſt Primas, jedoch gleichfalls nur des Scheines wegen, von Napoleon vorgezogen worden war. S. hatte in ſeiner Unterhandlung gegen ſich den Kaiſer ſelbſt. Er hatte

gegen ſich, wenn gleich nur als verſteckten Gegner, wie bereits vorhin bemerkt, den — von .....n; ferner, die in der Hauptſache willkürlichen Leiſtungen, welche Napoleon von den zugelaſſenen Fürſten verlangte. Alles wurde in Bewegung geſetzt, um dieſe Schwierigkeiten zu beſiegen. — Joſephine, Murat, Napoleons jüngere Schweſtern, der Großherzog von Frankfurt, Talleyrand, Champagni, la Besnardiere, Metternich, Tolſtoy, Cetto, alle wurden theils von dem Prinzen, theils von S. bearbeitet, und ſo war es endlich dahin gekommen, daß nicht allein die politiſche Exiſtenz durch die Zulaſſung zum Rheinbunde gerettet werden, ſondern S. auftragsmäßig ſelbſt mit Vorträgen über Entſchädigungen oder Vergrößerungen hervortreten konnte. Den Stoff dazu gaben die ..... Anſprüche auf das Lauenburgiſche. Es fehlte nicht an gut gemeinten, auch nicht an täuſchenden Verheißungen. Als S. das Blendwerk derſelben eingeſehen, es dem Erbprinzen erklärt und mit Frankreich abgeſchloſſen hatte, war ..... mit dem bitterſten Unmuthe gegen S. erfüllt und konnte ihm nie dieſen Schritt verzeihen.

In Paris, dem Mittelpunkte leidſcher Fröhlichkeit, der Politik allein Leben zu wollen, wäre ein

Vorſatz ſonder gleichen geweſen. Auch hatte S. ihn nicht gefaßt, ſonſt würde er in ſelbigem, wie ſo viele andre teutſche ſelbſt ernſtere Männer, geſcheitert ſeyn. Von den Sammlungen der Kunſt ſprach vor allen ihn die der Alterthümer in den Auguſtiner Hallen, jedoch mehr in geſchichtlicher, als eigentlich in Rückſicht der Kunſt an. Die großen Erinnerungen einer langen Reihe von Jahrhunderten, Größe durch Tugend wie durch Laſter, das Erhabenſte mit dem Niedrigſten ſah er da vergegenwärtigt. Neben dem Jupiter und der Venus der heidniſchen Pariſer, die Jungfrau mit dem Jeſus Kinde der Bekehrten; neben Fredégonde, Maria; Anna Coſſé — neben dem treuen Sarrede ..... Die Fülle der Gemälde-Sammlung im Louvre erſchöpfte die raſchen Uebergänge in den Gegenſtänden, welche die Gemälde darſtellten und empörte ihn nicht ſelten, denn wer vermag es, ſich in ſtetem und plötzlichem Wechſel der Bewunderung und dem Abſcheue, der Liebe und dem Ekel hin zu geben, um die Heldenzüge eines ruhmgekrönten Mannes, dann die Natur in der Stellung eines Haaſen zu bewundern? Mag die Eintheilung nach Schulen für die Geſchichte der Malerei, für das Kunſtſtudium ſelbſt die vorzüglichſte ſeyn, der fühlende Menſch

würde eine Ausſtellung nach den Empfindungen, welche die Gegenſtände wecken, vorziehen.

Für das teutſche Luſtſpiel wurde S. durch das franzöſiſche verdorben. Wie die Franzoſen auf der Bühne ſcherzen, lieben, ſo ſcherzt und liebt kein Teutſcher. Das teutſche Trauerſpiel dagegen, wie unendlich viel näher ſteht es der edleren Natur, dem frei Genialen, ſo wohl in der Dichtung, als in der Vorſtellung. Faſt für jede Stimmung der Seele hatte Paris ein Theater, von dem höchſten Fluge des Erhabenen an bis zum niedrigſten Komiſchen hinab. So wie in dieſer Hinſicht für die mannigfaltigen Stimmungen des Gemüths dort geſorgt iſt, eben ſo tritt dieſer Fall auch überall für die ſonſtigen ſo verſchiedenartigen Anſprüche der Seele und des Körpers ein, von dem feinſten Sinne an bis zur gröbſten Sinnlichkeit hinab. Den Uebergang zu letzteren boten die Schauſpiele und vor allen das Vaudeville, und die Varietés dar. Mögen die teutſchen Landsmänninnen, wenigſtens großentheils, in moraliſcher und wiſſenſchaftlicher Bildung vor ihren Nachbarinnen jenſeits des Rheins die Palme verdienen, ihnen fehlt großentheils die anmuthsvolle Lebendigkeit, der Reiz erregende Witz, die Grazie in Form und Be-

wegung, und ein gewiſſes, ſelbſt durch eine romantiſche Zumiſchung gehobenes Zartgefühl, das ſich in feinerer Theilnahme, in kleineren Attentionen ausſpricht und nicht ſelten auch größere Opfer darzubringen vermag.

In dem Charakter der Franzoſen war derzeit durch ältere Sittenloſigkeit, Revolutions-Sturm und Krieg der Zug der feineren Galanterie gegen die ſchwächere Menſchenhälfte großentheils verwiſcht und umgewandelt in rohe Sinnlichkeit. Der Fremde, welcher mit Achtung huldigte und, geweckt durch das Leben in der Unterhaltung, auch die ſeinige zu würzen verſtand, hatte einen Vorſprung vor den Inländern, und ſo begegnete es S. verſchiedene Male, daß Franzöſinnen ſich gegen ihn in dieſem Sinne äußerten, er müſſe ein Ausländer ſeyn.

Einen ſprechenden Beweis des hohen Grades der Corruption jener Hauptſtadt enthält folgendes Einladungsſchreiben, welches dem N.... Geſandten zugeſtellt wurde.

„Sie ſind in Paris angekommen und alles überzeugt mich von Ihrem gebildeten Geſchmacke. Beſuchen ſie daher den Tempel deſſelben bei mir. Sie finden in ſelbigem, von dem Colorite der Lilie an

bis zu dem der Negerin — galante Mädchen, aber auch rechtliche Frauen — Auch liebenswürdige Knaben würden Sie auf Verlangen bedienen.“ —

Der Empfänger mochte 60 Jahr alt seyn und lag seit Monaten auf seinem Ruhebette am Podagra leidend, als ihm jener Zuruf wurde.

Von dieser Schilderung der mannigfaltigen Pariser Freuden gehen wir über zu den Katakomben unter einem großen Theile der Hauptstadt. Aus dem Schooße derselben wurde das Material zu den Gebäuden entlehnt, welche nun über diesen unterirdischen Hallen prunken. Nicht allein die Straßen, sondern selbst die Häuser des überirdischen Paris waren in diesem unterirdischen wieder zu finden und mit denselben Nummern die Stellen in dieser Unterwelt bezeichnet, welche die Häuser in der Oberwelt einnahmen, eine weise Verfügung der Regierung, um, wenn Gebäude sich senkten, sofort zu wissen, wo unter der Erde Stützpunkte anzubringen wären. Oft war die Decke dieser Gewölbe so schwach, daß man in diesen düstern Hallen das Gerassel der rollenden Wagen und das Getöse der Lebendigen in den Straßen vernahm, indessen man um sich her auf den von dem Bezirke der Stadt entfernten Kirchhö-

sen gesammelte Gebeine der Väter jener, in Fächern nach Jahrgängen geordnet, erblickte, und nur der Schein einer Laterne die grinzenden Schädel beleuchtete. Auch diese hatten einst sich gefreuet und verstummet war jetzt der Mund, der sonst vom Witze sprudelte. In einem thurmartigen Gebäude ruheten hier auch die Gebeine der Septembrisirten, schichtenweis mit Kalk überschüttet, und in der Nähe der Ueberreste dieser Schlachtopfer sendete eine Lampe auf einem Altare ihr sparsames Licht nach dem Mordthurme hin. Wen der stete Jubel der Hauptstadt berauscht, der wandre hieher und erblicke, wie unmittelbar der Tod an das Leben grenzt und der schallende Ton der Freude im Grabe verstummt! Wen das Streben nach Hoheit entflammt, der wandre nach St. Denis und betrete die Stätte, wo in zwei tiefen Löchern die Gebeine der fränkischen Königsstämme, dem Marmor der Königsgruft entrissen und auf einander geworfen, mit Erde und dem Fluche der entarteten Nation bedeckt wurden. Als S. sich dort befand, war unmittelbar an einer dieser Tiefen ein Fundament gegraben und eines der vergrabenen Gebeine sichtbar geworden. S. sprang hinab und nahm es als Reliquie mit. Ihm war

der anbetende Sinn für Reliquien im katholiſchen Cultus immer verſtändlich, die Ueberbleibſel nicht grade von kanoniſirten, als vielmehr von in der Geſchichte genannten Menſchen hatten für ihn ein beſonderes Intereſſe, und er ſammelte dergleichen zu Zeiten nicht ohne Kühnheit auf ſeinen Reiſen. So gelang es ihm an einem Cour-Tage Napoleons von deſſen Throne in den Tuilerien einige Gold-Bienen abzulöſen. Als er im Pantheon nach Rouſſeau's Grabſtätte hin wallfahrtete und den Sarg mit Allegorien von Gyps und unter andern mit kleinen Genien, eine Fackel in der Hand, ausgeſchmückt fand, ſo eignete er ſich eine ſolche zu. Allein nicht ohne Entſetzen erblickte er gleich nachher eine Hand in natürlicher Größe, welche mit der Fackel aus dem Sarge hervorlangte. Kaum trauete er ſeinen Augen, ſo deutlich ſie auch die Erſcheinung erblickten, als er erfuhr, daß man, um die Aufklärung, welche der Genfer Weiſe auch nach ſeinem Tode verbreite, allegoriſch zu ſchildern, auf den Einfall gekommen war, eine Hand mit der Fackel, beide in natürlicher Größe, aus dem Sarkophage hervorleuchten zu laſſen. — Bei der Beſichtigung von Trianon, lange der Lieblingsſitz Antoinettens, fragte S. den Schweizer, der ihn umher führte, welches die

Lieblings-Anlage der Königin in diesem Garten gewesen sey? Der treue Schweizer glaubte die Frage zu hören, welches der Liebling der Königin gewesen sey, und erwiederte zornig in seinem Schweizer-Deutsch: „Ich habe schon manchen hinausgeschmissen!“ S. hatte Mühe, indem er ihm die Frage verständigte, ihn zu besänftigen. Als dieses endlich gelungen war, so führte letzterer ihn nach einer Vinca hin und sprach: Ich sah es, wie die gute Königin selbst diese pflanzte, und gab S. einen Zweig derselben, der dankbar ihn annahm. Dieses Dankes freuete sich der biedere Schweizer noch, als nach Jahren S. ihn wieder in Trianon besuchte. Waren Trianon, die Bagatelle, früherhin der Sitz der feinsten, so wie der gröbern Wollust gewesen und die Lockstimme beider nun in selbigen verhallet, so standen der Altäre derselben gewiß nicht weniger am Kaiserhofe, als in der verdorbensten königlichen Zeit. Wie in der letzteren, so verbreitete sich auch jetzt das Laster von oben hinab, dem die niedrigste Willfährigkeit von unten hinauf entgegenkam, noch vermehrt durch die Rohheit des kriegerischen Sinnes der Nation. Verband der französische Ritter mit dem Muthe die Galanterie, so kannte der revolutionirte Franzose nur den erstern und

die Wollust, und so blieben die Frauen verlassen, die nicht das Gelübde der Keuschheit brechen wollten. Auf den Bällen bei dem geachteten Banquier Rougemont, welcher bemühet war, nur sittliche Feste zu geben, vermochte man dennoch nur wenige auszuzeichnen, welche makellos gewesen wären. Das dort mehr gelöfete Band der Ehe erklärt sich theilweise schon daraus, daß viele Franzosen nur dann es knüpfen, wenn sie frühzeitig, durch Uebermaaß geschwächt, zu Reizmitteln ihre Zuflucht nehmen müssen, um erstorbene Kräfte zu wecken. So bildet der Gatte selbst die Gattin zur Buhlerin um, und wenn er die Begierden geweckt hat, die er nicht befriedigen kann, dann sucht die Gereizte jenseits der Ehe anderweitige Genüsse.

Napoleon selbst konnte für Sinnlichkeit erglühen, doch durfte sie nie seiner unbedingt Meister werden, noch höhere Pläne durchkreuzen. Eine der reizendsten Frauen von Paris hatte seine Ruhestätte theilen sollen. Sie erscheint, entkleidet sich vor den Augen ihres Siegers, damit dieser überzeugt werde, daß sie nicht bewaffnet sey, und wagt, einige Worte zu Gunsten eines Dritten vorzutragen. Sofort wird sie aus dem Schlafzimmer gestoßen, und muß nackt

wie sie war den Rückweg durch die kaiserlichen Garden antreten. Uebrigens war Napoleon in diesem Kampfe nicht Held, wie unter andern eine Französin, die sich ihm Preis gegeben hatte, S. versicherte. Als er sich späterhin mit der Kaiserstochter vermählen wollte, da entschloß er sich, vorher seine Kraft an einer Jungfrau zu versuchen, und die Schauspielerin d'Aubigné, die Tochter, wurde dem Versuche Preis gegeben. Ob dieser gelungen, blieb ungewiß; denn Murat war ihm zuvorgekommen. Die Glorie der Oper Cendrillon, in welcher d'Aubigné die Hauptrolle spielte, entstand hauptsächlich mit aus der Neugierde des Publikums, diejenige zu sehen, welche als Experimental-Schönheit dem Kaiser gedient hatte. Auch seine Schwester Pauline lebte ihm zu Willen und mußte im Liebeskampfe mit andern Frauenzimmern des Bruders Sinn erfreuen. Von allen aus der kaiserlichen Verwandtschaft war unstreitig diese die zügelloseste. Dem sinnlichen Genusse Preis gegeben, zog sie sich einen Mutterkrebs zu, und nicht selten sah S. bei selbiger, noch äußerlich reizend wie das Reizendste im Schimmer des Juwelen-Schmuckes, wie die Grazie der Miene sich im Ausdrucke des Schmerzes plötzlich verwandelte, wenn bei einer Be-

wegung der innere Schmerz die Gefallſucht beſiegte. Karoline von Neapel vereinigte in ihrem Blicke vieles höchſt Verführeriſche. Aus ihrem Auge winkte einladend die ſchelmiſche Fröhlichkeit. Murat hielt Alles, wenn es auf Befriedigung ſeiner Triebe ankam, für erlaubt, und ſündigte dann, wie gegen die Geſetze des Staats, ſo auch ſelbſt gegen die der Ehre. So manches Opfer bereuete zu ſpät, ſich ſeinen Täuſchungen hingegeben zu haben. Eingenommen von ſeiner äußeren Bildung, erſchien er, oft der Einzige, am Hofe in dem Koſtüm des Mittelalters. Mit ſeinem perſönlichen Muthe und manchem planmäßigen Wirken war etwas Marktſchreiendes verbunden. Die Mutter Napoleons ſammelte in der Stille für ihre Kinder. Von der Dauer der Thronen derſelben hatte ſie ſich nie völlig überzeugen können und blieb in dieſem Sinne, auch als ſie Madame mère geworden war, die geborne Rangiolini.

Achtes Kapitel.

Napoleon. — Joſephine. — Einige Aeußerungen derſelben in Bezug auf Napoleon und Andere. — Madame mère. — Eliſe. — Pauline. — Caroline. — Jerome Napoleon. — Der Kardinal Feſch. — Ueber Schauſpiele in Paris. — Der Marquis de la Salle. — Sitten-Verderbniß. — Kergorlay. — Gall. — Die Recamir der Seine-Fiſcher. — Caffé de l'univers. —

Es iſt ſo Vieles über Napoleon geſchrieben, er ſo viel beleuchtet, gedeutet und entziffert worden, daß es ſchwer ſeyn mag, über ihn etwas Neues vorzutragen. — Allein die mehrſten Urtheile verkündigen entweder den Haß, oder die Bewunderung derer, welche ſelbige fällten. Hier Einiges, größtentheils aus eignem Anſchauen und Urtheile.

In dem Aeußeren Napoleons konnte S., wie doch ſo viele Andere, den Tiger nicht erkennen. Die

Zahl derer, welche mehr oder minder, von der Büſte des Caligula an, ihm äußerlich gleichen, iſt übrigens nicht ſo gering, und Europa wäre verloren, wenn dieſe Züge das Wahrzeichen des obſiegenden Tiger-Sinnes unter Menſchen ſeyn ſollten. Freilich war ſein Zornblick furchtbar, dagegen ſein Lächeln einnehmend für ihn. Als bei einer Hof-Verſammlung in den Tuilerien S. ihn länger mit Fouché ſprechen und letzteren immer mehr erblaſſen ſah, und Napoleon plötzlich, während Aller Augen dorthin gewendet waren, ein „Sortez“ gleichſam hervorbrüllte und Fouché ſich ſofort entfernte, — da war ein Augenblick vorhanden, Augenzeuge der Auflodrungen des großen Mannes zu ſeyn.

Man erfuhr nachher, daß von Emigranten die Rede geweſen ſey, welchen der Miniſter die Rückkehr verſtattet hatte. Viele Franzoſen waren mit dieſen Ausbrüchen vertraut. So trug in geringer Entfernung von S. ein Franzoſe dem Kaiſer ein Geſuch über die Vergrößerung eines wiſſenſchaftlichen Lokals vor. Napoleon hörte den Sprechenden ruhig an und entgegnete ihm Einiges; als dieſer aber ſeine Bitte erneuerte, ſo ſchloß er unmuthig das Geſpräch mit den Worten: Vous êtes un impertinent! Tief

verneigte ſich der Abgewieſene mit der freundlichſt dankbarſten Miene, die für Alle, welche die Unterhaltung nicht gehört hatten, nur dahin zu deuten war, als wäre ihm mehr noch als ſein Geſuch gewährt worden.

Es war übrigens bekannt, daß ſein Zorn auch gegen Brüder, Vertraute und Bekannte in Thätlichkeiten übergehen konnte, und ſo hatte er ihn unter andern den Hieronymus v. Weſtphalen, den Caulincourt und den Senator Perregaux empfinden laſſen. Zu behaupten, daß deshalb ſein Herz überall verhärtet geweſen ſey für Empfindungen des Wohlwollens und der Dankbarkeit, wäre ſchon im Allgemeinen gefehlt; denn die Schöpfung des Menſchen iſt geſtellt zwiſchen dem hohen Vollkommnen und dem niedrigſt Unvollkommnen, ohne wohl je einen oder den andern dieſer Endpunkte zu erreichen. Andrerſeits fehlt es auch nicht an Beiſpielen, welche das Daſeyn obiger Gefühle beurkundeten. Ihn hatte die Abſtraktion von dem Gewöhnlichen und die Kraft, eben ſo rieſenmäßig als der Erfolg der Anwendung derſelben, aus dem alltäglichen Geleiſe entrückt. Er fühlte ſich durch ſich ſelbſt gehoben, mehr noch aber durch die Schwäche, nicht ſelten auch durch die Verwor-

fenheit mancher seiner Gegner. „In Europa fand ich keine Gegner!“ so rief er einst aus.

Ihn müssen in Bezug auf manche Anklage seiner Zeitgenossen grade diese vertreten. Selten nur hatte er wahrhafte Kraft, öfter nur die List der Schwächeren gegen sich gewaffnet erblickt. Die Blutenden küßten das Schwert, welches sie verwundete, und so mußte die Empfindung der Verachtung seiner Zeitgenossen in ihm entstehen und aus dieser sich die Idee entwickeln, daß er ein bevorzugtes Werkzeug des Schicksals sey. Er war das Riesenkind einer Epoche, in welcher viele Menschen dem Menschlichen entsagt hatten, die heiligsten Gefühle dem Egoismus des kältesten Raisonnements hingeopfert, und dieser Abgrund als höchster Gipfel menschlichen Strebens gepriesen wurde. Ohne moralischen Anhalt, vertrieben aus den Tempeln der Gottheit, gerissen von der Stufe des Thrones angestammter Könige, gelöset das eheliche Band und mit diesem zugleich das zwischen Eltern und Kindern, entheiligt Alles, was bisher ihnen heilig war, standen Frankreichs Bewohner da, allein auf die Freiheits-Lanze gestützt.

Wollte Napoleon den Revolutionsgeist bezwingen, so mußte er die Herrscher-Stelle einnehmen. Wollte

er sich in derselben erhalten, so mußte er auch das Aeußere dieser Rolle sich aneignen und der für Gründe tauben demagogischen Wuth mit Eisen begegnen. Den verwilderten Krieger mußte er beschäftigen und der Eitelkeit der Nation durch Eroberungen schmeicheln. Wie wäre es geworden, wenn es ihm nicht gelang, die Hydra der Revolution zu bändigen, wenn Frankreich fortdauernd in seinen Eingeweiden gewüthet, und die übrigen Staaten in sein Streben verwickelt hätte?

Freilich vergaß Napoleon bei diesem allen auch nicht seine Größe und seinen Regenten-Vortheil. Allein die Geschichte mag wenige Beispiele enthalten, wo der Herrscher seine Kraft nur zum Flore der Gesammtheit der Staaten angewendet hätte, wenn er sie zur Vergrößerung des seinigen gebrauchen konnte. Zermalmend wirkte sie freilich auch auf Teutschland. Das getheilte Interesse desselben erlag unter der concentrirten Kraft so lange, bis es sich vereint befand. Allein der unpartheiische Geschichtschreiber hat kein Vaterland.

Man hat Napoleon definirt: „Eine Feuerseele in einem eisernen Körper", und allerdings schildert ihn jenes Element und dieses Metall. Ihm war sein

Gedächtniß ſein Archiv und in dem Zuſammentreffen ſo vieler Intereſſen in einem Mittelpunkt überſah er keinen der Fäden. Der Elephant wie die Ameiſe in ſeiner Monarchie waren ihm gegenwärtig; er ſelbſt ein Vulkan, der nicht allein die Paläſte, ſondern auch das Moos zerſtörte, das auf den Dächern derſelben ſich kümmerlich nährte. Berechnet war das Gute, was er ſtiftete, unzuberechnen die angewendeten zerſtörenden Mittel. So herrſchte er mit der Kraft, nicht mit der Liebe eines Gottes; größer durch überwundene Schwierigkeiten, als durch den vernichtenden Zweck. Zu ſeinem Gebrauche ſollte ausſchließlich Alles gemodelt ſeyn, von ihm allein Gunſt und Ehre ausgehen, der Nachruhm der Vorzeit vernichtet ſeyn, der ſeiner Zeitgenoſſen nur einzeln ſtrahlen und ausgehen von der Glorie ſeines Ruhms.

Die Politik ſtand bei ihm der Kriegskunſt zur Seite, oder ſie bahnte vielmehr dem Kriege den Weg. Um die Menſchen in geſpannter Erwartung zu erhalten und den Blick derſelben von der Gegenwart abzuleiten, vollendete er oft abſichtlich nicht; ſeine Hauptſtädter beſchäftigte er dadurch, daß er bald dieſen, bald jenen Spielball ihnen hinwarf. Als ſolcher mußte auch das Galliſche Syſtem dienen, welches er des-

halb gegen Cuvier in Schutz nahm. Noch gab ihm Spanien volle Beschäftigung, als er bereits an Africa dachte, und Talleyrand den Auftrag erhielt, die erforderlichen Nachrichten einzuziehen. Dem Feldzuge von Rußland sollte deutlich der gegen England in Ostindien sich anschließen. Allein diese Feuerseele, dieser hochstrebende Geist, auch dieser hatte Momente des Sinkens. Wahr ist es, bestätigt durch zwei S. sehr wohlbekannte achtbare Zeugen, daß Napoleon im Laufe des Gespräches, man darf selbst sagen des Geschwätzes, sich verlieren und Sätze vortragen konnte, die namentlich in seinem Munde unerklärbar erschienen. Der verewigte Erzkanzler Dalberg hatte in dieser Art ihn gehört, auch der damalige Erbprinz von M., mit welchem er sich in Paris öfters stundenlang unterhielt. Vielleicht war dieses eine Folge desjenigen Uebels, welches er in Italien oder Aegypten sich zuzog, ein zurückgetretener krätzartiger Stoff, der, wenn er sich des Kopfes bemeisterte, epileptische Zufälle hervorbrachte, was auch Antimarchi und Andre dagegen einwenden mögen. Als er durch denselben an der Brust litt, sah ihn S. im Kaiserornate, unterrichtet, daß die Brust unter demselben mit Pflastern belegt war.

Merkwürdig war vor allen die Periode und die Sitzung, welcher der Adel von Frankreich sein Wiederaufleben verdankte. Napoleon hatte die Evidenz des so häufig angefochtenen Grundsatzes eingesehen, daß in der Wirklichkeit eine Monarchie ohne Adel nicht gedenkbar sey, noch weniger dann, wenn in derselben früherhin ein Unterschied der Stände grundgesetzlich gewesen war. Er gründete ihn auf Majorate, vermischte seine Pairs mit denen der älteren Regierung und bezwang ohne Anstrengung den Haß, der in der Nation gegen dieses Institut geweckt worden war. Am Tage, da selbiger proklamirt werden sollte, erblickte man in den Empfangzimmern der Tuilerien mehrere Vorbereitungen, wie sie bei größeren Audienzen gewöhnlich waren. Man forschte, allein wenige besser Unterrichtete wußten, wovon die Rede wäre. Die Senatoren wurden in den Audienzsaal eingelassen und kehrten als Grafen aus selbigem, Sieyes, den bittern Adelsfeind, nicht ausgenommen, zurück. Ein Titel, der früherhin einen Entscheidungsgrund für den Tod enthielt, war nun wieder gesetzlich geworden, ohne daß eine Unruhe darüber im Staate bemerkt ward. Die Pariser tächten sich, indem sie die neuen Grafen les Comtes

bleur nannten. — So hatte also Mirabeau Recht, wenn er bei der revolutionairen Abschaffung der Wappen die auf seiner Kutsche befindlichen nur mit einem Gewölke übermalen ließ. Hart war die Lage der Staatsbeamten unter Napoleon, allein die härteste die derjenigen, welche zunächst unter ihm arbeiteten. Sie erlagen unter der ihnen aufgelegten Last und durften mit Niemand umgehen. Als er in den Gesichtszügen eines seiner Secretairs tiefen Kummer erblickte, so hieß er ihn sich zu verheirathen, und als die Furchen von der Stirne desselben noch nicht verschwanden, so fragte er: „Haben Sie Schulden?“ und beschenkte ihn. Er war überall der Ueberzeugung, nicht mit guten Worten, sondern mit dem Gelde allein lasse Alles sich ausgleichen. Dennoch zog er es vor, nie auf einmal die bestimmten Geschenke auszutheilen, und so erhielt er auch durch dieses Mittel die Staatsdiener zwischen steter Furcht und Hoffnung schwebend. Zog er gleich einige Wenige vor, so war er dennoch ohne Günstling, und selbst seine höhere Polizei wurde wiederum von einer höchsten bewacht. Herrscher in Napoleons Sinne müssen, so viel es erreichbar ist, allwissend seyn, vor allen aber allwissend scheinen. Zu den Fäden, welche

in dieſer Abſicht angeſponnen wurden, ſoll auch einer mit der Genlis gehört haben. Er benutzte ſelbſt die, gegen welche er innerlich Abneigung empfand, ſo unter Andern Talleyrand, welcher zu Zeiten Einfluß hatte, da ihm ſein Urtheil nicht gleichgiltig war. So vermochte dieſer auch St. Foix und Durand zu halten, denen Napoleon perſönlich entgegen war. Die Liebe zu dem andern Geſchlecht war ihm allein ſinnlicher Genuß, und auch bei dieſer erſchien er gebietend. Unverhüllt mußte die Schönheit ihm unter die Augen treten, vielleicht nicht ſo wohl, um zugleich den Eindruck aller Reize derſelben zu genießen, als um zu wiſſen, ob ſie nicht einen Dolch verborgen hielt. Eine Vorleſerin Joſephinens, die reizende Gazzani, wurde aus dem Leſezirkel ab- und zu Napoleon hingerufen. Sie war die letzte Bevorzugte vor der zweiten Vermählung. Als ſie den Plan derſelben erfahren und Napoleon ihr begegnete und ſie anredete: „Mad. G., toujours si belle!“ erwiederte ſie ſchnell: „Mais plus la plus belle!“ — Schien gleich ſeine Anhänglichkeit für Marie Louiſe entſchieden, ſo war es wenigſtens die Treue nicht immer geweſen; denn als er von Paris nach Elba reiſ'te, bemerkte man an ihm eine leichte Anſteckung.

S. kannte ein Frauenzimmer, dem er sinnlich gehuldigt hatte, und dieses klagte, „qu'il payoit par de mauvais arrerages.“

Als nach so vielen erfochtenen Siegen der innere Ausbau des Staatsgebäudes beginnen sollte, da wurden schnell hinter einander die Justiz, die Wissenschaften in den Akademien, so wie in den Erziehungs-Instituten, die Juden, der Adel, endlich die Buchdrucker in Betrachtung gezogen. Die Zahl der letzteren sollte auf etwa 40 Auserwählte abgemindert und auf diese Weise mit mehrerer Sicherheit die Preßfreiheit gezügelt werden. Auch würden bei dieser Einrichtung die Staatseinkünfte einen bedeutenden Zuwachs erhalten haben, denn jedes gedruckte Exemplar sollte einen Stempel von 4 Sols erhalten, und die Erlaubniß, ein Werk zu drucken, mit 20 Frcs. gelöset werden. Die Finanzen betreffend, so wurden derzeit (1810) folgende Summen angegeben: Napoleon habe seit 5 Jahren eine Milliarde aus Europa bezogen. Ein großer Theil dieser Summe befand sich in dem Schatze, in den Banken, auch bei Privaten aufgehäuft, weshalb der Geldumlauf stockte. Ein Kaufmann in Bordeaux hatte eine sehr bedeutende Weinlieferung übernommen und die Ge-

fäße für selbige bestellt. Das Unternehmen mißlang durch den Krieg und in der Verlegenheit, die Gefäße nun annehmen und bezahlen zu müssen, bot der Unternehmer dem Gefäß-Lieferanten an, statt der Baarzahlung selbige mit Wein gefüllt zurückzugeben. Bestimmt war jener Schatz auch zu dem Baue einer Flotte von 300 Schiffen; denn wie sehr bedauerte der Löwe, welcher den Wallfisch bekriegen wollte, daß die Brücke fehle, welche zu ihm hinführe. Napoleons Civil-Liste (25 Millionen Livres, welche höchstens die Summe von 28 Millionen erreichte) war wesentlich der englischen von einer Million Pf. Sterl. gleich. Der Feldzug gegen Preußen sollte 350 Millionen Livres gekostet, dagegen die eroberte Beute 250 Millionen Livres betragen haben. Theuer bezahlten mehrere Rheinprovinzen die Freiheit und Gleichheit. Ein französischer Senator, Sauer aus Coblenz, versicherte S., daß wenn er als Teutscher jährlich überall etwa 50 Rthlr. dem Landesherrn gezahlt habe, er nunmehr dem Kaiserstaate allein 500 Rthlr. Grundsteuer, ohne Fenster-, Meubles- und andere Taxen, entrichte. Die Abgaben von Paris wurden jährlich zu 600 Millionen Franken angegeben. Dieses wird erklärlich, wenn man weiß,

daß die Pacht, welche die Besitzer der Stühle in dem Tuilerien-Garten nicht dem Staate, sondern einem der Hofbeamten abgaben, gegen 30—40 Millionen Livres betrug. Diese Summe bildete sich aus einzelnen Sols. Die 20,000 Garden, à 3 Frcs. täglich, kosteten dem Staate so viel, als 50,000 andere Soldaten. Von allen Feinden Napoleons war Preußen der von ihm am mehrsten gehaßte. Was Preußens Politik noch nicht bei ihm verdorben hatte, verdarb gänzlich des trefflichen Königs Persönlichkeit.

Viele Papiere Friedrichs des Großen, die der Gräfin Lichtenau, das Testament Friedrich Wilhelm II. befanden sich in den Händen von Talleyrand und Maret. Ob auch diese zurückgegeben worden sind, ist S. unbekannt. So ebenfalls, ob die Sage begründet sey, daß vor dem Ausbruche des unglücklichen preußischen Krieges 6 französische Generale, unter welchen Bernadotte und Moncey, in den preußischen Dienst hätten hinüber treten wollen.

Es mußte in Napoleons Plane liegen, durch Verbindungen seiner Verwandten mit Gegenständen aus berühmten Geschlechtern den Seinigen einen höheren Glanz zu verleihen. So wurden selbst die Entfernteren herbei geholet, um gleichsam körperlich

und geistig enthäutet zu werden und die Außenseite geborner Prinzessinnen anzunehmen. Manchen fehlte der Sinn für diese schlüpfrige Höhe und sie sehnten sich nach ihrer früheren Unbemerktheit zurück. So die nachmalige Herzogin von Ahremberg. Eine solche war so eben in Paris angelangt und hielt sich, noch unbekannt, in einem Hotel auf, was auch einer der Freunde von S. bewohnte. Diesen wollte er besuchen, hatte aber die Thüre verfehlt, tritt rasch in eine andere hinein und stürzt ein junges Frauenzimmer um. Darüber untröstlich seyn, sie aufheben, sich in Entschuldigungen verlieren, dieses Alles verstand sich von selbst. Als er aber seinem Freunde den Vorfall berichtet, erschrickt dieser. „Wissen Sie, was Sie gethan?“ fragte er bestürzt, „Sie haben eine werdende Prinzessin von Geblüte umgeworfen.“ Die eigentliche Pflanzschule von dergleichen war vorzüglich Murat's Schenkwirthschafts-Geschlecht.

Nach dem Tode Josephinens gab die Mad. le Normand Memoiren derselben heraus und S. hält sie, in so weit Zusätze der Herausgeberin nicht in selbige aufgenommen sind, für ächt. Diese Zusätze aber sind so kenntlich, daß, wenn die le Normand sich auch nicht zu selbigen bekennete, sie doch die

Weise der Verfasserin hinlänglich auszeichnet. — Hier Einiges, das in den Memoiren nicht berühret wurde, weil es nicht berührt werden konnte, so wie einige vertrauliche Aeußerungen Josephinens.

Es wurde behauptet, der guillotinirte Beauharnois sey ein Bruder Josephinens gewesen, indem der Vater desselben in einem Einverständnisse mit der Mutter der Kaiserin auf den Inseln gelebt habe. — Eben so sollte Hortense eine Tochter des unglücklichen Enghien seyn, und als die Kaiserin sich des Letzteren so lebhaft annahm, ließ Napoleon die Worte fallen: „Je vois bien, pourquoi vous le defendez, puisque vous avez couché avec lui.“ Unerhört wäre dieses nicht, am wenigsten in Frankreich. Verlangt der Geschichtschreiber Zeugen, sie fehlen bei Fällen dieser Art gewöhnlich. Eben so sollte der Gatte der Mutter die Tochter Hortense verführt haben. Väterlich liebte Napoleon den angeblichen ältesten Sohn seines Bruders mit Hortense, und ihm war auch die Thronfolge in Frankreich bestimmt. Der Tod desselben aber vernichtete diese Pläne. Das skorbutische Blut der Beauharnois war übrigens bei diesem ein steter Krankheitsstoff. Bei S's Aufenthalte in Fontainebleau erinnerten sich manche Be-

wohner deſſelben Joſephinens, welche in der Zeit der Unruhen gemeinſchaftlich mit einer Prinzeſſin de Bergun einen Eſel hielt, auf welchen ſie ſelbſt Lebensmittel aufluden und ihn leiteten. Späterhin hatte Barras erklärt, ſie ſey von ihm ſchwanger; fände ſich aber jemand, der ſich mit ihr verbinden wolle, ſo würde er dagegen zum General ernannt. Napoleon wurde Gatte und General. Derzeit machte dieſe Verbindung bei Vielen einen ſo entgegengeſetzten Eindruck, daß Allgre Joſephinen darüber den Zutritt in ſeinem Hauſe verſagte. Von dieſer Strenge ließ er in der Folge nach, als er Kammerherr wurde, und leiſtete als ſolcher kniend den Eid. Dieſem ſey nun, wie ihm wolle, an Liebenswürdigkeit war Joſephine unübertrefflich, weil bei ihr die Grazie der Formen die Grundlage in ihrem Herzen fand. Im Geſpräche mit dem Erbprinzen dachte ſie laut. Hier einige Aeußerungen derſelben. Von Napoleon ſprechend, ſagte ſie: „Qu'étoit il, lorsque je l'ai épouse? J'étois moi dame d'honneur, j'étois riche.“ — Ein andermal: „Il faut modifier ce charactère, et j'y réussis quelques sois. De tems à autre il me demande: Etes vous contente de ce que j'ai fait depuis? — Alors je ne lui passé

rien, et je lui dis franchement mon opinion.“ — Als von Murat die Rede war, ſprach ſie: „Cela n'a pas d'éducation, et que peut on attendre de ce fils de cabaretier? Ils (le Murat) me sont autent de mal qu'ils le peurent, je ne me suis jamais vengé.“

Die Fehde zwiſchen den Beauharnois, Napoleons Anverwandten und Murat's gehörte zu den endloſen, und Letzterer war der Sohn eines Gaſtwirths aus Turenne, der mehrere Rollen, die eines Poſtillons eines Kellners ꝛc., geſpielt hatte. Als von der ungewiſſen Thronfolge in Frankreich die Rede war, ſagte ſie: „Les enfants d'Hollande sont de bons enfants, promettant beaucoup. Le fils d'un cabaretier sauroit occuper le throne de France.“ — Hier verzichtete alſo die Mutter ſelbſt für ihren Sohn Eugen auf ſelbigen.

Als von der beabſichtigten Scheidung die Rede war, äußerte ſie: „Nos destinées nous ont uni, et si c'est la volonté de N. de voir ce lien dissous, j'attends de lui même la proposition, et ce n'est qu'à lui même que je repondrai.“

Der Urſprung dieſer Ueberzeugung von einer Beſtimmung des Schickſals wird, beſonders in Betreff

Josephinens, durch die Memoiren derselben viel mehr erklärt. Napoleon selbst war von einer durch das Schicksal ihm angewiesenen höheren Bestimmung überzeugt und übrigens nicht frei von einigem Aberglaubischen. Von Wagram zurückkehrend, sagte er der Kaiserin: „Je vous ai conquis des provinces, vous me gagne des coeurs.“

Von der Madame Mère, von den Schwestern Napoleons ist, wie auch bereits angeführt, wenig Rühmliches zu melden. Die Erstere vergaß nie die Rolle der sorgsamen Hausmutter und sammelte Schätze für die ungewisse Zukunft. Selbst niedriger Eigennutz, befriedigt auf Kosten Andrer, war ihr nicht fremd. Elise lieh von dem reichen Lieferanten Lemercier Juvelen und gab selbige nicht vollständig zurück, angeblich, weil sie nicht die seinigen gewesen wären. Der Lieferant beschwerte sich, man suchte nun Anklagepunkte gegen ihn aus der Periode seiner Lieferungen, und er wurde eingekerkert.

Von allen war Pauline die reizendste, aber auch die ausgelassenste, und Zeugen davon sind die Kolonien und die Armen. Als sie in den ersteren lebte, ward auf sie die doppelte beißende Calambourg gemacht: „Qu'elle avoit été mise au regime des

vinaigres (vits negres). Die Begierden derselben wurden wahrscheinlich durch den Mutterkrebs, an welchem sie litt, noch vermehrt. So war der reizendste der Aepfel, der in des Paris Hand die an Reizen übertreffen hätte, welcher er als der schönsten ihn geben sollte — wurmstichig. Viele zog sie in ihre Schlingen und überließ sie ihrem Schicksale, wenn sie befriedigt war.

Allen überlegen war Karoline in der Intrigue, eine boshafte reizende Zauberin. Nicht ohne Sinnlichkeit, aber diese untergeordnet Zwecken des Eigennutzes und des Ehrgeizes. Der kaiserliche Bruder ließ die Schwestern walten, als er aber erfuhr, daß Karoline mit dem damaligen Botschafter — im engsten Vertrauen lebe, da wollte er doch die Diplomatie nicht in die Schlafkammer der Schwestern eingeführt wissen. Als Karoline einst mit großen Ansprüchen hervortrat, sagte er: „Sollte man nicht glauben, sie sprächen von dem Throne ihres weiland königlichen Vaters?“ — Ein gegenseitiges Einverständniß unter den Gliedern der Familie Napoleons war in Rücksicht der Individualität derselben schon undenkbar, weil selbige gleichsam zusammen gelesen waren. Der einzige Punkt, worin sie übereinkamen,

daß jeder ſo viel möglich ſich aneignete, mußte grade auch der Zankapfel werden, und es war nicht der kleinſte Sieg Napoleons, wenn er ſich in der Stellung des Haupts der Familie erhielt. Jerome war unangemeldet in Fontainebleau in Napoleons Arbeitszimmer eingetreten. Da ergriff ihn der Letztere bei dem Kragen. — Der Kardinal Feſch befand ſich in einer Geſellſchaft des Hofes und bediente ſich eines Seſſels. Da rief ihn Napoleon, und als er gekommen, ließ er ihn ſtehen. Der Kardinal bediente ſich wiederum eines Stuhles, und Napoleon rief ihm zu: Sie ſitzen nicht in meinem Zimmer. Manche Handgreiflichkeit, deren er beſchuldigt worden, erklärt ſeine Gewohnheit, bei näher mit ihm Bekannten einen Rockknopf derſelben zu erfaſſen, oder auch ſie zu kneifen.

Lange nachher noch ſegnete S. den damals gefaßten Entſchluß, den Pflug mit der Geſchäftsreiſe nach Paris vertauſcht zu haben, denn was er auch über die Verhältniſſe dieſes derzeitigen Mittelpunkts von Europa gehört und geleſen hat, ſo hatte er doch erſt an Ort und Stelle die richtigeren Begriffe aufgefaßt, und einzig in ihrer Art war und bleibt es auch hoffentlich in der Geſchichte, die damalige poli-

tische Gruppirung. Hier mögen noch einige einzelne Nachträge folgen.

Die Schauspiele sind dem Pariser nothwendig, wie das tägliche Brod und das panis et circenses an der Saine eben so wahr, als an dem Tiber. Rivarol sagt von dem großen Haufen sehr wahr: „Das Volk ist ein Souverain, welcher nur zu speisen verlangt und seine Majestät sind ruhig, wenn sie nur verdauen.“ — Zu letzterem gehört bei den Franzosen das Schauspiel. Deshalb ist in keiner Residenz so reichlich als in der gallischen für Schauspiele gesorgt. Für jede Stimmung von dem unumwölktesten Frohmuthe in Uebergängen bis zum thränenvollen Schmerze hin, giebt es täglich fast eine Auswahl von Theatern, welche zum Theil ausschließlich, sich der einen oder der andren Stimmung widmen. Außer den eigentlichen Theatern gab es deren noch solche, wo nur Gespensterercheinungen, Kunstreiter, gelehrte Hunde mit Affen im Wetteifer (die ersten wurden als chiens savants angekündigt) auftraten, die Panoramas, die merkwürdigen Wilden aus dem Norden und andre Wunderdinge ungerechnet. Ja es ging so weit, daß, was das sechste Gebot verbietet, ein Gegenstand von Vorstellungen für Geld geworden

war, ohne daß die Schauſpieler ſelbſt dieſes wußten. Abgenutzte Wollüſtlinge zahlten gern das bedeutende Eintrittsgeld. Die Benennung Sinnlichkeit entſprang unbedenklich von der der gröberen Sinne, aber die Sache ſelbſt endigt zuletzt mit einem Nachſinnen über neuen Genuß und die etwanige Möglichkeit, das Unmögliche wieder zu realiſiren. Sehr empfindlich nahm es der Abbe Morellet auf, als S. gegen ihn die franzöſiſche Tragödie angriff. Auch hierin iſt die Stimmung der Nation die vieler Einzelnen, welche grade ſich in dem am ſtärkſten wähnen, worin ſie das wenigſte leiſten. In der Tragödie verſchleiern die Decorationen, beſonders aber der Tanz die übrigen Künſte. Der Tragiker intonirt, nicht wie ein beginnender, ſondern wie ein ausgewachſener Lowe, muß nun Momente der Erholung ſuchen und findet ſelbige in raſchen Uebergängen in ein pianissimo, welches oft durch nichts als durch die Erſchöpfung motivirt iſt. In derſelben Periode, von einem und demſelben ausgeſprochen, glaubt man einen Wechſelgeſang zwiſchen einem ergrimmten Raubvogel und das ſchnellſte Gezwitſcher einer Grasmücke zu hören; der möglichſten Beweglichkeit im Tone folgt Monotonie. Alles wird zu Hülfe genommen,

ſelbſt das R. und ſo ließ die Mancore in einem Momente des höchſten Pathos das vorkommende Wort Rage mit einem langgedehnten R. verknarren. Die Sprache der Helden der Vorzeit iſt noch immer zu ſehr die der Galanterie unter Ludwig XIV.; ſtatt erhabener Stämme erblicken wir in Blumengewinden hochgezogene Ranken. Reichlich iſt dagegen für das Auge geſorgt und unvergleichlich angeordnet ſind die Gruppirungen in den Ballets. So unter andern in der damaligen Haupt-Oper: Die Rückkehr Trajans. Daß R. in ſelbiger durch den Trajan gemeint war, verſtand ſich von ſelbſt; allein daß die hauptſächlich durch den hinzu gedichteten Schmuck bemerkungswerthe Begebenheit des R. mit der Fürſtin Hatzfeldt den Streff zu einer Großthat leihen mußte, bewies wenigſtens, daß der Wahrheit der eigentliche Steff gefehlt hatte.

In dem Luſtſpiele, dem eigentlichen Triumphe der franzöſiſchen Thalia, zeichnete die Mars ſich vorzüglich aus. Zwar eine Veſtalin mit einigen Kindern, aber dabei die jugendlichſte Naivität, die reinſte Mädchenhaftigkeit und das Organ, das eines Engels. Thränen des Wohlgefallens konnte ihr Spiel auspreſſen.

In mancher Rückſicht waren derzeit die Gelehrten in die Rolle der vormaligen Geiſtlichkeit getreten und wurden wie Uhren aufgezogen und geſtellt. Auf die'se wirkte N. durch Auszeichnungen, durch Penſionen, und gab die Lieder ihres Glockenſpieles an. Dieſe ließen ſie nun dem Volke erklingen und daſſelbe ſang dann jauchzend mit. Mercier hatte gegen das Lotto geſchrieben. Als es wieder eingeführt ward, wurde er Lotto-Director, eine Stelle, die er jedoch wieder verlor. Es würde zu weit ableiten, die vielen Apoſtaſien dieſer Art anzuführen, wenigſtens beweiſen ſie, daß auch beſtimmte Säze des Glaubens im Religiöſen immer einen feſteren Stüzpunkt abgeben, als wandelbar ſchwankende Theorien. Wir machen den Uebergang von den Gelehrten zu dem berüchtigten Marquis de la Salle. Dieſer kann kaum dadurch gerechtfertigt werden, daß auch er Schriftſteller und zwar Verfaſſer der Juſtine war. S. würde dieſe Erſcheinung übergehen, zählte er ſie nicht zu den Zeichen der Zeit; denn nur in einer Periode, welche die Verdorbenheit Aller in ſich aufnahm, ſelbige pflegte und miſchte, konnte ein Buch wie jenes geſchrieben und geleſen werden. Berühren ſich die Extreme, war ſinnliche Liebe das Eine, Grau-

samkeit das Entgegengesetzte in denselben, so befand nunmehr die erstere mit der letzteren sich vereinigt, und was das schlimmste ist, so war dieses nicht etwa eine Raserei des Dichters, sondern vieles hatte er selbst geübt und zählte manche Anhänger. — Jener Elende hatte frühzeitig seinen Bosheitssinn thätig entwickelt. Bei einem Tanzfeste der ersten Frauen in Aix streute er Cantharidenpulver aus, welches selbst die Gesundheit vieler angegriffen hatte. Das Parlament erkannte gegen ihn das Rad. Diesem entging er und so wurde von seinen nachfolgenden Thaten auch die kund, daß er einem Mädchen im Gefühle der ihm eignen Wollust, die des Anblicks des Bluts und der Qualen bedarf, eine Ader öffnete und sie dann wieder versiegelte. Zur Ehre der Menschheit muß diese Verirrung durch Raserei erklärt werden. So nahm es Napoleon und schickte ihn nach Charenton. Anders benahm sich ein Preuße, ein Graf St....., der, kaum in Paris angekommen, vor allen nach de la Salle fragte und vor allem ihm zusprach. Ist einmal von dem Sittenverderbniß die Rede, so mag auch folgender Zug selbiges schildern.

Mehrere junge Leute sahen einen männlichen

Affen und bemerkten den bei dieſen Thieren ſo häufig auch äußerlich ſich zeigenden Geſchlechtstrieb. Der Wunſch, dieſen befriedigt zu ſehen, war wohl weniger, als Neugierde der Sinnlichkeit der Beweggrund ihres Vorſchlages an den Affenführer, dem Affen ein Mädchen zuzuführen. Der Handel wurde von allen Intereſſenten abgeſchloſſen, das Mädchen erſchien und gab ſich dem Affen, nachdem er mit einem Maulkorbe verſehen war, preis. Die zahlen ſollten, zahlten, die Einſtreichenden ſtrichen ein, und ſo ſchien alles abgemacht. — Da meldete ſich ſpäterhin der Affenführer, ſein zärtliches Thier iſt angeſteckt, und ihn nähret doch das Vorzeigen deſſelben. Die Partheien gerathen an einander und vergleichen ſich, damit der Handel nicht ruchbar werde; nur das Mädchen wird von ihren Gefährtinnen im Palais royal ausgeſtoßen.

„pour avoir derogé à sa vocation.“

Hier bewieſen die Töchter der Freude allein richtiges Gefühl. Sie hatten übrigens mit manchen Nichtprivilegirten vieles, auch die Anſteckung gemein.

Eine Holländerin von Stande, Sch....., ſchön und reich, lebte der Freude, theilte ſie mit mehreren und nach dieſer Gemeinſchaft wurden viele,

wie Joseph Napoleon und Andre krank. Sie beschwerten sich bei dem Arzte der Dame, der damit sie tröstete, daß es bei selbiger nur eine zurückgebliebene Schwäche sey, welche der Genuß mit gesunden Männern heile. Die Angesteckten nahm er in die Kur.

War bei dem Umgange mit dem andern Geschlechte Vorsicht nöthig, so war sie es nicht minder bei dem mit den Männern. Wenigstens schlichen unter mancherlei Gestalten, die vornehmste Haltung keinesweges ausgenommen, Polizei-Spione herbei. Ein solcher fand sich auch regelmäßig, gelockt von dem Dufte der Trüffeln, bei den Gabelfrühstücken des Erbprinzen ein. Er blieb unerrathen, bis man gewarnt wurde. Josephine hatte einst dem Erbprinzen gesagt: Loben sie Napoleon nicht in das Gesicht, aber gegen Andre, denn er höret alles.

In dieser großen Hauptstadt fand S. eigentlich doch nur einen Freund, dessen Bekanntschaft er in Regensburg in der Emigrationszeit gemacht hatte. Ein Bretagner von Geburt, ächt und tief empfindend wie ein Teutscher, zartfühlend wie ein Franzose, war in Florian Kergorlay's Charakter das Schöne in beiden National-Charakteren mit einander verschmolzen. Er verehrte, er liebte die Teutschen, auch die Sprache

und die Dichter derſelben entzückten ihn und er begann das Studium beider mit der Meſſiade, welches ihm gelang. In der Folge erwarb er ſich als Mitglied der Deputirten-Kammer einen Namen, allein was die Meinung ihm auch zulege, ſein innerer Gehalt wird es ſtets übertreffen. S. geſteht, daß Kergorlay, ein Franzoſe — einer der vorzüglichſten Menſchen war, welche er gekannt hat. Des Braven kenntnißreicher Caſteyerien mußte hier erwähnt werden, denen S. manche frohe Stunde verdankte. Oft wunderte man ſich in den Zügen, in dem Benehmen ſo mancher vor der Revolution Geſeyerten das vermeintliche Schreckliche dieſer Schreckensmänner nicht zu entdecken. Manche hatten die Fieberphantaſie überſtanden, Andre meinten es mit der Wahrheit gut und verdammten den Sturmſchritt in der Anwendung derſelben, ſo Gregoire. Einen ſeltenen Eindruck machte Gall auf S. Er befand ſich mit bei einem kleinen Mahle, welches um 3 Uhr begann, um 11 Uhr Abends endigte und bei dem in der Hauptſache nur Gall genoſſen wurde. Nie war S. eine ähnliche Fülle des Reichthums von eigenthümlichen Anſichten vorgekommen. Sie waren nicht Geburten des Moments, ſondern Theile von Syſtemen,

auf merkwürdige Erfahrungen gestützt. Craniologie hatte an diesem Gespräche den geringsten Antheil, vielmehr betraf es die physische und geistige Natur des Menschen, die Schöpfung und Ausbildung desselben, die bis in die geheimsten Schlupfwinkel verfolgt ward. Tagen dieses Inhalts folgten andre, den großen Zirkeln gewidmet, wo man im Anschauen, im Bewundern sich verlor und glücklich genug, wenn es dabei sein bewenden behielt. Zu den kleinen davongetragenen Wunden gehörte die einer Emilie de Marguerit, welche S. auf einem Balle bei Champagny kennen lernte. Er wurde auch mit ihrem Gatten bekannt, dessen Vater unter dem Messer der Guillotine gefallen war. Der Sohn hatte späterhin Napoleon in Syrien und Egypten begleitet und nun speculirte er, ob die Revolution, die ihm alles geraubt, nicht auch einiges ihm wieder zuwenden möchte. Allein er stand in Ungnaden und blieb sich selbst überlassen. S. interessirte sich für ihn, sah ihn oft und wurde ihm nützlich. Marguerit kam in der Folge nach Berlin und dort ließ ihn Davoust, als verdächtig, festnehmen. Ein anderes Fest, das ein Graf Palfy gab, verschaffte den Anblick jenes einst in allen Zeitungen gepriesenen Bettes der schönen Recamier. Der

Reichthum des Mannes war verloren gegangen, selbst die Wohnung, den Mittelpunkt des Luxus, hatte die Frau verlassen müssen und jetzt bewohnte sie jener Ungar, indessen die Schöpferin, der erste Schmuck derselben, die in England und Frankreich wegen ihrer Reize hochberühmte Recamier, in einige Seitenzimmer sich einsam zurückgezogen hatte. Für S. war dieses zu rührend, um allein an die Schönheit zu denken und er trauerte in sich selbst bei dem Feste über den Wechsel, welchen das Schicksal über die schöne Frau verhängt hatte. Von ihrem Gatten hatte sie nie Kinder gehabt, die öffentliche Meinung sagte nicht das mindeste Nachtheilige über ihre Tugend und eine Unbescholtenheit dieser Art wird in Paris für eine Chimäre gehalten und durch unnatürliche Neigungen gedeutet. Allein auch dieses war Verleumdung. Bei ihrer Geburt hatte vielmehr eine wohlthuende Fee sie mit namenlosen Reizen begabt und eine boshafte sie in den Stand gesetzt, nie genossen werden zu können. An diesen Eigensinn des Schicksals reihe sich noch ein andrer von anderer Art und übrigens ein trefflicher Stoff für einen Fabel-Dichter. Ein Saine Fischhändler hatte mühsam so lange sein Netz in dem Strome auf und ab gezogen,

bis er ein mässiges Vermögen zusammen gebracht. Die Fischerwohnung sollte nun als Villa in die Augen schimmern. Deshalb besucht er einen Architekten und bittet ihn um einen Riß. Als dieser ihm vorgelegt wird, verlangt er Säulen an selbigen und als auch diese gezeichnet sind, beginnt er den Bau mit dem Baue der Säulen. Nachdem diese vollendet waren, war das Vermögen verbauet und die Säulen erwarten seit Jahren, was sie tragen sollten. Mancher befindet sich in demselben Falle, aber dieser hatte zu der Thorheit auch das Bild geschaffen. Heroischer benahm sich der Besitzer eines Kaffeehauses in einer der Vorstädte. Es mochte dasselbe einige 20 Fuß lang seyn und eben so lang war die Tafel mit der Inschrift in goldnen Buchstaben: Caffé de l'univers.

Neuntes Kapitel.

Congreß zu Erfurt. — Weimar. — Zweite Reiſe nach Paris. — Diplomatiſche Verhandlungen. — Zweite Vermählung Napoleons mit Marie Louiſe von Oeſterreich. — Der Feſttag wird für den dabei verſammelten Diplomaten ein Faſttag.

Zurückgekehrt von Paris, erhielt S. ſchon eine neue Beſtimmung, nämlich mit dem franzöſiſchen Miniſterium in Unterhandlung zu treten, für diesmal wegen eines Schuld-Verhältniſſes zu Churheſſen. Daru in Berlin eröffnete die Unterhandlung und hatte von Napoleon hiezu den Auftrag erhalten. Die Einziehung der Churheſſiſchen Kapitalien war allgemeine Maaßregel in dem eroberten Teutſchlande und ward als ſolche öffentlich bekannt gemacht. Der Werth, welchen Daru auf das Gelingen derſelben legte, vermochte ihn unter andern bei ſeinen ſonſti-

gen vielfachen Geſchäften in dieſer Angelegenheit eigenhändig Briefe von vier Folioſeiten an S. zu ſchreiben, um die Einwendungen des letzteren zu beantworten. Gradehin beharrlich zu widerſprechen, wäre Thorheit geweſen, um deſto unverzeihlicher, da bereits die mehreſten Fürſten Teutſchlands ſich in die Maaßregel nicht allein gefügt, ſondern einige, wie Baden, in der Folge Würtemberg und Baiern, ſelbſt den Grundſatz der Eroberung der Churheſſiſchen Kapitalien und zwar für eigne Rechnung in Ausführung gebracht hatten. Sollten daher jene Kapitalien dem urſprünglichen Darleiher gerettet werden, ſo war der einzige Weg dazu, durch ſtets erneuerte Schwierigkeiten die Zahlung hin zu halten und dieſen Weg hatte S. auch vorzugsweiſe eingeſchlagen. Daru dagegen wollte den Knoten durchhauen und als ihm dieſes nicht gelang, ſo ſchien ihm dieſe Wendung in einer Unterhandlung mit ihm ſo ungedenkbar, daß er dem Miniſter Champagny fälſchlich berichtet hatte, er ſey mit S. über die Grundlagen einverſtanden.

Im Herbſte deſſelben Jahres verſammelte ſich der berühmte Congreß zu Erfurt. Da Kaiſer und Könige dort zuſammen trafen, ſo durften auch die kleineren Fürſten nicht ausbleiben und deshalb er-

ſchienen dabei beide Erbprinzen von ..... und von. ...., von S. begleitet, denn S. blieb ſeiner Rolle getreu, war unerſchöpflich in Schwierigkeiten und ſo wurde weder in Erfurt, noch in Weimar irgend etwas weſentliches abgeſchloſſen.

Für S. war übrigens dieſer Aufenthalt in beiden Städten von hohem Intereſſe geweſen. In dem Herzen von Teutſchland ſah man hier den Kaiſer Alexander, die Könige von Baiern, Sachſen, Würtemberg, den edlen Dalberg, die Regenten von Weimar, Gotha, Coburg und eine lange Reihe Anderer, um den damaligen Alleinherrſcher verſammelt. Ein Hauptzweck waren, wie verbreitet worden, nähere Beſprechungen zwiſchen den Kaiſern Frankreichs und Rußlands. Allein wenn auch täglich in der Abendſtunde Napoleon abſichtlich ganze Stöße von Landcharten zu Alexander öffentlich hintragen ließ, ſo beſchwerte ſich Letzterer dennoch, daß es nie zu ernſten Verhandlungen käme. Napoleon ſuchte indeſſen der Eitelkeit Alexanders zu ſchmeicheln und bewunderte unter andern die Chauſſure deſſelben. Dieſe Verſammlung blieb in der Hauptſache eines von den Theater-Koups Napoleons, ein Vorſpiel zu der Beſteigung des Thrones Karls des Großen. Die Herren

unter den franzöſiſchen Tragikern belebten die Abendſtunden durch ihren Pathos und Kaiſer und Könige ſahen dieſem, im Halbzirkel der Etiquette, zu, in welchem äußerlich die Corpulenz Friedrichs des II. von Würtemberg, andrerſeits die ernſte, würdevolle Haltung des Königs Auguſt von Sachſen ſich auszeichneten. Hätte in dieſer Periode ein Moritz von Sachſen gelebt, ſo war der Moment gekommen, ſich in Erfurt des Alleinherrſchers zu bemächtigen. Dieſes hatte er von der Entſchloſſenheit der Teutſchen wohl eigentlich nicht befürchtet, denn ſeine Bedeckung war nicht von Bedeutung, wohl aber hatte die Furcht vor Verrath ihn bewogen, verſchiedne Fenſter in benachbarten Häuſern ſeines Palaſtes zumauern zu laſſen. Wenn dieſer Erbfeind der Teutſchen nach geendigtem Schauſpiele und dieſes verlaſſend durch die Reihen der Zuſchauer einher ſchritt, da dachte S. oft, jetzt wäre der Moment vorhanden, das Vaterland auf immer von ihm zu befreien!“— Mit Napoleons Tode wäre Frankreichs Kraft gebrochen geweſen, nicht allein, weil der ſtürmende Geiſt des Erſteren gefehlt, ſondern auch, weil unter den Generälen ſich Partheien gebildet hätten. Noch viele wären gefallen, aber nie die Summe derer, welche

die folgenden Kriege bis zu dem Tage von Waterloo gemordet haben.

Während die Kronenträger sich beantlitzten und zu erforschen suchten, lebten die in dem Gefolge derselben sich befanden der Geselligkeit. Der preussische Präsident v. der Recke hatte sich und die Seinigen in einige kleine Kammern seiner Wohnung zurückgezogen und in den übrigen eben so kleinen Zimmern versammleten sich nun jene. Im bunten Gemische dem Vaterlande, der Parthei, dem Alter, dem Berufe nach, erblickte man dort Politiker, Gelehrte, Krieger, Dichter, Maret, Bassano und Göthen. Frau v. d. Recke, schön und gut (belle et bonne) wie es eine Evens Tochter nur seyn kann, war der Magnet, welcher die Zuströmenden anzog. Schnell hatten die Franzosen den freundlichen Empfang derselben gedeutet und eben so schnell mußten sie empfinden, daß mit dem Beifalle sie auch Achtung einzuflößen fähig sey. Mehrere derselben wußten nicht, was sie mehr bewundern sollten, die Wirkung selbst, oder die schonende Weise. Als Napoleon sie zuerst erblickte, äußerte er sich in seinem Sinne, um dadurch sie zu ehren, daß er nie die Teutsche in ihr erkannt hätte.

Es folgte die Weimarsche Jagd, theilweise auf

dem Schlachtfelde, wo die Preußen, deren Führer Weimar auch gewesen, beſiegt worden waren. Hier verleugnete Carl August ſich ſelbſt; dann folgten der Feſte manche, wo unter andern Wieland dem Napoleon als Gegenſtande ſeiner Weiſſagungen und Stephani von Baden dem Kaiſer Alexander huldigte, wo ein ruſſiſcher General, als er Göthe mit dem groſſen Annenorden geſchmückt erblickte, gegen S. ſich äußerte, nun werde dieſes Ehrenzeichen bald — die Bedienten — ſchmücken. Die geſellſchaftsfreien Stunden brachte S. mit der Jagemann zu, wo der Herzog dem Erbprinzen und ihm Wohnung angewieſen hatte. Die naive Lebhaftigkeit und ihr Talent würzten dieſelbe. Endlich zog jeder heim und erzählte in ſeinem Vaterlande: Es ſey eine Maus geboren worden!

Noch in dem hierauf folgenden Winter begannen die Unterhandlungen mit dem Nachfolger von Daru in Berlin, dem Grafen Villemanzy. Ohnerachtet derſelbe ungleich zugänglicher und milder als ſein Vorgänger war, ſo zerſchlugen ſich auch dieſe Negoziationen, weil ſie ſich zerſchlagen ſollten, bis endlich der Graf St. Marſan, franzöſiſcher Geſandter am preußiſchen Hofe, auftrat. Seinen beſtimmten Er-

klärungen wurden Zusicherungen beigefügt, welche die Härte milderten. Jedoch wurde auch er aufgehalten, weil, wie es hieß, in Paris selbst unterhandelt werden müße. Dieses gab die Veranlassung zu der zweiten Reise dorthin. Der Entschluß, dorthin zu gehen, mußte gefaßt werden und S. langte so zum zweiten Male in Frankreichs Hauptstadt an. Alles wurde hier in Bewegung gesetzt, um ein günstiges Resultat herbei zu führen, nicht aber so schnell als man gehofft hatte. Uebrigens trug zu dem Aufenthalte auch der Umstand bei, daß Napoleon mehrere Monate lang nach seiner Vermählung, gänzlich gegen seine frühere Gewohnheit, sich den Geschäften häufig entzog und den Armen der Liebe vor diesen den Vorzug gab. In Paris wurde S. wie ein Ball behandelt, den einer dem andren zusendet. Bei Champagny und Bernardiere hatte er sich gemeldet, ersterer verwies ihn an den Baron la Bouillerie, dieser an Defermont, welcher indessen als Minister des Domäne extraordinäre ernannt worden war, so wie Maret dem auswärtigen Departement vorgesetzt wurde. Zwischen diesen nun und andren Helfern kreuzte S. rastlos. Bei dieser Gelegenheit werde folgendes in Beziehung auf sein Verhältniß mit Daru gesagt:

Entrüſtet und ermüdet durch S.s Gegenbehauptungen hatte dieſer ſchon früherhin dem Miniſter Champagny zu berichten gewagt, er ſey endlich gänzlich mit S. einverſtanden und daraus entwickelte ſich eine Correſpondenz mit dem Erſteren, die manches Unangenehme in ſich ſelbſt enthielt. In Paris wich Daru S. aus, ſo auch einſt in den Tuilerien, wo letzterer ihn durch alle Zimmer in der Entfernung begleitete, um einmal ihm ein Geſpräch abgewinnen zu können. So waren beide bis an die letzte Thüre gekommen, wo ein Dritter Daru befragte: Wann er die Verſammlung verlaſſen werde? — Daru erwiederte: „Sehen ſie nicht, daß hier ein Senator Papirius einen Zirkel um mich zieht?“ S. trat nun näher und entgegnete, er könne eben ſo wenig in der Perſon von Daru den König Pyrrhus, als in der ſeinigen den Senator Roms erkennen.

Man hatte S. vorbereitet, daß Defermont unter den franzöſiſchen Geſchäftsmännern eigentlich das Tiger-Thier ſey. Es mußte alſo beſänftigt werden und dieſes gelang. Mit dem Miniſter lebten zwei ältliche Frauen und eine kleine Nichte, die von ihnen erzogen wurde. Dieſe ſuchte S. für ſich zu gewinnen, ſchwatzte viel mit den Alten, ſpielte mit dem Kinde,

merkte frühzeitig, daß auch Defermont ein leidenschaftlicher Pflanzer sey, und ließ nun von Zeit zu Zeit Klagen einfließen, daß er von seinem Kinde und von seinen Pflanzungen nun schon so lange und so oft entfernt lebe. Dieses alles erweichte nach und nach den Tiger-Sinn, so daß Defermont zuletzt selbst die kaiserliche Genehmigung der Garantien und des Quittungs-Formulars beförderte. Zugleich ward St. Marsan zu dem Definitiv-Abschlusse bevollmächtigt. Während dieses alles sich noch in bunten Kreisen drehete und aus S.s Arbeitszimmer täglich sich eine Art Hagelwetter von Billets, Briefen und Noten an die Behörden verbreitete, lief die Nachricht des Hintritts von S.s Mutter ein. Da seine Gegenwart in Berlin nothwendig wurde, so konnte die Unruhe desselben nur vermehrt werden und mit Frohlocken durfte er endlich Paris verlassen. Auf der schnellen Rückreise besuchte er auch nicht einmal eine Dame, welche in der Nähe von Ligny eine Besitzung und ihn dringend eingeladen hatte, bei ihr nicht vorüber zu gehen. Die Bekanntschaft mit selbiger entspann sich bei der Rückkehr von einer Kour auf den Treppen der Tuilerien. S. sah die ihm Unbekannte in Verlegenheit darüber, daß ihre Kutsche fehle, bot

den Gebrauch der seinigen, so wie seine Begleitung an, welches angenommen wurde, und merkte nun bald, daß die Dame nicht blühend an Reizen, aber übrigens Schriftstellerin und schwärmerisch gestimmt war, und so auch für S. schwärmte. Dabei blieb S., ohnerachtet jede Morgenstunde ein Billet brachte.

Für S. begann nun eine neue Ordnung der Dinge, indem der Verlust seiner Mutter ihn in den Besitz seines Erbantheils setzte. Zuerst empfand er, daß eine gewisse Mannigfaltigkeit der Habe, zum Theil seit drei Generationen aufgesammelt, drückend wäre. Längst war er übrigens überzeugt, daß es eben so schwierig sey, ein vorhandenes Vermögen zu erhalten, als ein nicht vorhandenes zu erwerben. Er bewohnte nun mit seiner Familie das verwaisete mütterliche Haus, reich an Vorräthen aller Art, besonders an Alterthümern in selbigen. Das eigentliche Vermögen bestand in Dokumenten, deren Werth in der damaligen Periode ungewiß war. Dazu gehörten auch einige vierzig tausend Thaler Zinsen-Rückstand der Westpr. Ritterschaft. Die freie Disposition über diese Papiere begünstigte die durch die Vereinbarung mit Frankreich nöthig gewordene Tilgung des hessischen Schuldkapitals. Bei dieser Gelegenheit

half er einem Grafen V. aus der Noth, indem er ihm einige Tausend Thaler Pfandbriefe vorstreckte, die diesem kurz vor der Zahlungsfrist fehlten. Er gab sie nach dem nominellen Werthe derselben, so wie er sie selbst in der Erbschaft gegen Baarzahlung annehmen mußte und wie auch Frankreich, der Remission ohnerachtet, selbige annahm. Der Dank für diese Gefälligkeit, für den dem Schuldner und Konsorten verschafften Gewinn war ein mehrjähriger Prozeß, den S. mit den Kosten gewann und der ihn in dem nun unwandelbaren Grundsatze bestätigte, nie ein mehreres auszuleihen, als er ohne wesentlichen Nachtheil überall verlieren konnte. Das Publikum der Hauptstadt berechnete indessen die Erbschaft. In den ersten 8 Tagen wurde dieselbe nur verdoppelt, nach 14 Tagen aber zehnfach und nach 3 Wochen zwanzigfach erhöhet. Nun mußte im Hause, da es vermiethet werden sollte, aufgeräumt werden. So manchen hundertjährigen Glanz hatte das Alter getrübt, Würmer und Motten wütheten in manchem Innern und es mußte freilich so manches Familien-Andenken unter die Lanze gestellt werden. Ueber die vorhandnen zahlreichen Gemälde getraute S. sich nicht zu entscheiden und um sicher zu gehen,

erſuchte er den Direktor der Maler-Academie Weitſch dann einen andern berühmten Maler und endlich einen Gemäldehändler, jeden für ſich, darüber zu entſcheiden, welches die beſſeren wären, um dieſe aufzubewahren und zugleich den Meiſter beſtimmt angeben zu können. Dieſe drei Kenner entſchieden, aber jeder anders. Dadurch wurde für S. der eigentliche Standpunkt der Kritik in der Kunſt noch deutlicher. Er hatte ſtets geglaubt, daß vor allem in dieſem Wiſſen viel Stückwerk und Liebhaberei in der Regel vorwalte. Das Haus ſelbſt weckte die mehrſten Sorgen. Das Berliner Bürgerthum hatte nie für S. ein Intereſſe gehabt; dennoch ſollte nun allerhand aus ſelbigem entſpringenden Verpflichtungen genügt werden. Einquartierungen, Schildwachtpoſten, bedeutende Zahlungen wurden gefordert und ein Haarkräusler machte ſich als eine Stadt-Behörde ſo wichtig, daß er einſt S., der überall ihn nicht kannte, auf der Straße anredete mit der Frage: „Wie ſteht es mit uns?“ —

S. erwiederte: „Wie es mit Ihnen ſteht, kümmert mich, wie es mit mir ſtehet, kümmert Sie nicht“ — und überließ den Kräusler ſeiner Verwunderung.

In der Periode des zweiten Aufenthalts von S. in Paris fiel Napoleons Vermählungsfeier mit Marie Louise von Oeſterreich. Zwar war dieſe weder eine blutige Rieſenſchlacht, noch ein Congreß, wo die Vertreter der geſammten Nationen Europens mit Oelzweigen auftraten; allein es war dennoch Napoleons Culminationspunkt und bewies, daß er alles, zuletzt ſelbſt den bei dem öſterreichiſchen Kaiſerſtamme ſo gerechtfertigten Haß gegen Frankreich, beſiegt hatte.

Er, das endliche Reſultat einer Revolution, welche eine Kaiſer-Schweſter auf das Blutgerüſt geführt und den Kaiſerthron ſelbſt bis in ſeine Grundlagen erſchüttert hatte, wurde nun der Gemahl der Erſtgebornen des Kaiſers, der erſten Prinzeſſin Europa's. So war der glänzendſte Sieg der Politik über jedes andere Gefühl geſtaltet. Freilich hatte manches dahin den Weg gebahnt, vor allem auch die Bereitwilligkeit anderer Regentenhäuſer, ſich mit dem in ihre Reihe eingedrungenen Sohne der Freiheit und Gleichheit zu verſchwägern; allein deſto größer war des Letztern Triumph, wählen zu dürfen.

In einem in Paris verſammelten Familienrathe war über dieſe Materie förmlich verhandelt und die Stimmen geſammelt worden, ob eine öſterreichiſche,

oder eine ruſſiſche, oder eine ſächſiſche Prinzeſſin den neuen Thron mit Napoleon theilen würde. Er ſelbſt hatte für die erſtere entſchieden; die zweite betreffend, fehlte es an der Einwilligung der Kaiſerin Mutter, und als Talleyrand für die dritte geſtimmt hatte, ſo entgegnete Napoleon: Er erkenne hierin den ehemaligen Biſchof, der ſchon im Geiſte der —»katholiſchen Kirche Kathedralen errichte. Die Rolle des Eugen Beauharnois bei dieſer Verhandlung gehörte zu den edleren der Selbſtaufopferung. Wie im Geiſte eines Kindes und mit den Zeichen der Freude eines ſolchen blickte Napoleon der Ankunft der ihm Verlobten entgegen. Seine Umgebungen erkannten ihn in der freudevollen Unruhe nicht wieder, mit welcher er die Zimmer und das Zimmergeräthe muſterte und ordnete, welches für die Kaiſerin beſtimmt war, und als nun der Tag der Ankunft derſelben anbrach, da fuhr er unerkannt mit Murat in einem Zweiſpänner ſeldiger entgegen, ſetzte ſich zu ihr, welche ſich mit der Schweſter von Neapel in einer Kutſche befand, und hielt nun plötzlich vor den Pforten des Schloſſes von Compiegne. Der Hof war daſelbſt zu dem Empfange verſammelt, und da man die Nähe des Kaiſers noch nicht vermuthet, an die Flügel ſei-

ner ungeduldigen Liebe nicht gedacht und indeſſen mit kleinen Spielen ſich beſchäftigt hatte, ſo blieb kaum noch ſo viel Zeit übrig, den Toiletten wieder nachzuhelfen, um zu der Bewillkommnung bereit zu ſeyn. Dieſe kürzte Napoleon, ſo viel er es vermochte, ab, ſtellte einige Augenblicke hindurch die Kaiſerin vor und entfernte ſich ſofort mit derſelben. Nach kurzer Zeit erſchien die bisherige Reiſegefährtin, die Königin von Neapel, und der Hof wurde entlaſſen, denn es hieß, beide Verlobte würden für heute Niemand mehr ſehen. Am Tage der Trauung hatte der Fürſt Schwarzenberg die geſammte Diplomatie zu einem Frühſtücke eingeladen, weil er im Voraus erblickte, daß für dieſe der Feſttag ein Faſttag ſeyn würde. Nachher verſammelte ſie ſich in dem ſogenannten Salon der Botſchafter und auch dieſer trug die Spur der Verwirrung bei feſtlichen Zubereitungen in einem Privathauſe an ſich; denn bei dem Hereintreten wurde ein Nachtgeſchirr, hingeſtellt auf den Haupttiſch, mit Verwunderung bemerkt. Vielleicht war dieſes auch eine Probe franzöſiſcher Skurrilität. Nach längerem Aufenthalte verfügte man ſich durch die Gallerie des Louvre nach der Kapelle am Ende derſelben, wo die erſten Behörden des Reichs im großen Koſtume ver-

sammelt waren. Der Glanz der Ehre sättigt nicht den Hunger und so sah man die Festlichen sich Semmeln zulangen, die sie von einer gefundenen Verläuferin gekauft hatten. Dem Fürsten Kurakin, russischem Botschafter, wurde unwohl und er mußte aus dem ersten Range sich entfernen. Raum für drei andere einnehmend, benutzte der ..... Gesandte diesen günstigen Umstand, um in ein Drittheil des leer gewordenen Raumes einzurücken, und befand sich nun in der nächsten Nähe der Dinge, die da kommen sollten. Nach langem Harren erschien der große Moment, das Kaiserpaar trat ein, die Schleppe der Kaiserin von den derzeitigen sogenannten Prinzessinnen von Geblüte getragen, unter welchen die Königin von Westphalen, Wuth im Herzen und sie im feuerrothem Antlitze ausspühend, und die Gemahlin Eugens, in ruhig edler Hingebung, sich befanden. Als der Segen gesprochen war, verfügte sich die Diplomatie wiederum nach ihrem Salon, fand ihn unfruchtbar, wie er auch mancher Bitten und Beschwörungen ohnerachtet blieb, und bei einigen fing der Hunger an, mächtig zu wirken. Zurückzukehren nach Hause war nicht gut ausführbar; denn wie hätte man in dem Gedränge den Wagen finden, oder bei dem

Wiederkommen zum Feste die Pforte der Tullerien erreichen können? Es blieb daher nur übrig, auszuharren. Bei vielen sanken die Kräfte immer mehr. So sah unter andern der dänische Gesandte v. Dreyer seiner nahen Auflösung entgegen. Eigentlich mehr aus Scherz als aus Bedürfniß hatte S. in seinen Wagen einen gebratenen Kapaun und eine Bouteille Burgunder aufgenommen, und verhieß selbige demjenigen als rechtmäßige Beute, welcher durch das Gedränge hindurch den Wagen entdecken und die Lebensmittel an sich nehmen würde. Zwei Ritter fanden sich bereit dazu, von welchen der eine der General W....., der andere, wenn S. nicht irret, Cz..... war. Triumphirend kehrten sie zurück und der kleine Vorrath war in kurzem verschlungen, ohne die mindeste Theilnahme von Seiten S's, der sich mit der gewiß seltnen, vielleicht bis dahin unerhörten Ehre begnügte, in Frankreichs erstem Palaste den Gesandten der europäischen Mächte bei der größten Feierlichkeit des Reichs Kapaunen und Burgunder vorgesetzt zu haben. Indessen hatte die Stunde des Mittagsmahles Abends um 7 Uhr geschlagen; aber die Töne derselben luden allein die Neuvermählten und die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte

zum Genusse ein. Alle Uebrigen, selbst der österreichische Botschafter, die Frauen und die Fürstin Taxis nicht ausgenommen, befanden sich in unfruchtbaren Logen, um vom Dampfe zu leben, durch die Götterkost verbreitet. Ein Feuerwerk sollte den festlichen Fasttag beschließen und gegen dieses hatte der Himmel sich erklärt. Es wurde nur der Nase, nicht den Augen abgebrannt. So war es 11 Uhr Nachts geworden. S. fand den hannöverschen Ompteda (nachmaligen Gesandten in Rom) und verschwor sich mit ihm, nach gerochener Mahlzeit und Feuerwerk bei einem Restaurateur materiell zu speisen. Um Einiges von der Beleuchtung zu sehen, wurde beliebt, zu Fusse zu wandern, und dieses war lohnend, wenn auch nicht durch den Lampen-Anblick. Die in den Straßen zirkulirende Menge beobachtete die Weise der Gebildeten in einer großen Versammlung. Man sprach nur leise, kein Jauchzen ertönte, und wer zufällig den Andern im Vorbeigehn berührte, bat dringend um Entschuldigung. Die Polizei hatte bei dieser Gelegenheit ein Meisterstück vollführt, indem sie die in jedem Viertel als vorzugsweise muntern Geister Bekannten im Namen des Kaisers zu für sie angestellten Mahlen hatte einladen lassen. Die aus-

erwählten Frohsinnigen, gerührt durch diese Auszeichnung, hatten sich eingefunden und in Freude das Mahl zu sich genommen, als sie nun aber den eigentlichen Ausbruch derselben der Straßen-Freiheit gönnen wollten, da wurde ihnen höflichst bedeutet: Kaiserliche Majestät würden es mißfällig vernehmen, wenn sie so früh sich entfernten, und so mußten die Freudigen fortfahren, sich nur mit einander zu freuen.

Napoleon hatte frühzeitig es der Kaiserin vorgeschrieben, keineswegs Josephinen in der Vertraulichkeit ihres Umganges mit ihrer Umgebung nachzuahmen. Der Zauber der letzteren und die Art desselben fehlten ohnedies der Nachfolgerin. So bildeten früh sich Klagen über österreichischen Stolz und Härte, und wie Marie Louise in der übernommenen Rolle vielleicht das Maaß verfehlt hatte, so ging das Publicum von der Erzählung vom Stolze auch zu der von kleinen Grausamkeiten über. Dagegen verband die zärtlichste Liebe die Neuvermählten; denn die Kaiserin war gleichfalls überglücklich und selbst eifersüchtig, wenn Geschäfte den Kaiser ihrem Umgange entzogen. Sie weinte dann und dieses gab Napoleon späterhin die Veranlassung, zu sagen: „Les Princesses d'Allemagne, elles sont toutes larmoyantes.“

Zehntes Kapitel

S. Reise nach Paris. — Ueber den hinterlassenen Schatz Napoleons. — Rückreise. — Reise nach Wien. — Weimar. — Göthe. — Auszüge der verhandelten Noten in Wien. — Feindselige Stimmung der Congreß-Mitglieder gegen einander. — Pläne und Besorgnisse, welche daraus hervorgehen. — Die endliche friedliche Vereinigung Aller.

Gebrochen war endlich die lange Kette der Siege Napoleons durch den Verlust, welchen er in Rußland erlitten hatte, und hingewiesen nach einer Felsen-Insel im Mittelländischen Meere derjenige, welcher bis dahin der mächtigste Monarch der Erde gewesen war. Auch über Teutschlands künftige Stellung sollte nun entschieden werden, nicht allein über äußere politische, sondern auch über innere staatsrechtliche Verhältnisse. Je mehr der Pläne vorhanden waren und täglich sich noch vermehrten, welche alle des Gesammt-Vaterlandes Wohl fest begründen sollten, um so wichtiger

schien es S., daß Mecklenburg über dergleichen nicht eine Verfassung einbüßete, welche bei manchen Mängeln dennoch im Wesentlichen die Weisheit so vieler Bestimmungen in derselben bereits beurkundet hatte. Er besprach sich hierüber mit einigen Gliedern des engeren Ausschusses; die sogenannten Confidentioren wurden gewählt und es kam zuletzt dahin, daß S. den Auftrag übernahm, an Ort und Stelle zu beobachten, besonders immer im Bezuge auf Mecklenburg, was in dieser Hinsicht beliebt werden möchte. Vorbehalten blieb, erforderlichenfalls handelnd aufzutreten, wozu es indessen nicht kam. S. durfte diesen Beruf annehmen, da, wie aus dem Folgenden sich ergiebt, er für diesmal keine landesherrlichen Aufträge hatte. Für Reisekosten wurde ihm das, was in solchen Fällen üblich ist, ausgesetzt. In einer Periode wie diese, wo nur zu lange getragene Ketten abgeschüttelt waren und der Lorbeerkranz die bis dahin immer Besiegten nun als Sieger schmückte, wo von neuern Bestimmungen über die inneren Verhältnisse Teutschlands die Rede war, hätte S. unmöglich nur der Hüter seiner Felder und Heerden bleiben können. Nachdem S's häusliche Verhältnisse für seine längere Abwesenheit eingerichtet waren, reisete

er nach Paris. Er glaubte nun, dem Mittelpunkte der Geschäfte sich nähern zu müssen und begab sich über Hannover nach Frankfurt a. M. Am ersteren Orte wollte der Minister v. d. Decken in ihm einen Hauptkünstler bei der Reorganisation erblicken und beschwor ihn, mit Thränen im Auge, das Wohl des Ganzen nie aus den Augen zu verlieren. Anders war es in Frankfurt a. M., von wo der Staatskanzler bereits nach Paris abgereiset und der schwere Minister von Stein allein daselbst lastete. Berüchtigt war er dort bereits durch seinen eisernen Scepter, welchen er über Alle ausdehnte, drückend durch Materie und Form. Als ein Alleinherrscher stand der Reichsfreiherr da, in der Rolle eines Raabweisers, gegen welche wohl Viele ansprengten.

In Paris drehete sich die Geschäfte wie in einem Wirbel, und der Leitung der Last des in Bewegung gesetzten Stoffes war keine menschliche Kraft mehr gewachsen. Der benutzte Zufall und die List hatten eigentlich eben so vielen Antheil an der Schöpfung der endlichen Resultate, als die menschliche Klugheit. Die Pläne der Verbundenen durchkreuzten sich nicht allein oft, sondern es gab sogar Extreme in selbigen, wie Schonung Frankreichs und

möglichste Schwächung desselben. Die Teutonen auf den Katheedern und in den Wein- und Bierzimmern empfanden es sehr übel, daß Frankreich nicht in engere Gränzen noch beschränkt wurde, als es endlich geschah. Allein diese berauscht-rauschende Weisheits-Helden kannten die Lage der Dinge nicht. Von den mehreren Partheien in Frankreich für Ludwig XVIII., für einen der Orleans, für Napoleon, für dessen Sohn, selbst für Eugen Beauharnois, war grade die erstere die schwächste und dennoch konnten die Verbündeten nur mit Ludwig XVIII. die Legitimität, die Ruhe in Frankreich und Europa wieder herstellen. Für ihn allein sprach entscheidend das Recht, für die Uebrigen nur die Gunst der Meinungen, einseitiges Interesse, oder der Nachhall der revolutionairen Stimmung. Sollte er aber wieder hergestellt werden, so durfte es auch nicht den Schein gewinnen, als habe er diese Rückkehr auf den Thron der Väter durch die Vernichtung Frankreichs erkauft. Andererseits würde die Theilung einer größeren Beute noch größeren Schwierigkeiten unterworfen gewesen seyn, und so hätten Friedensunterhandlungen bürgerliche Kriege in Frankreich geweckt und die Verbundenen selbst zuletzt entzweiet. Groß genug war die Wunderthat, daß

trotz so mancher Veranlassungen zum Gegentheile sie bis dahin verbunden geblieben waren, und diese ging eigentlich von der Persönlichkeit der Regenten aus. Die Milde und ein gewisses Ritterartiges kam diesmal hauptsächlich aus Rußlands Norden her. Der König von Preußen war von seinem kaiserlichen Freunde gewissermaaßen freundschaftlich unterjocht; Oesterreich schwankte und hätte, nachdem es selbst sich entschädigt, die Kaiser-Tochter und deren Sohn wohl eben so gern als einen Bourbon auf Frankreichs Thron erblickt; England hätte zwar gern Frankreich geschwächt, aber ungern die größeren Kontinental-Mächte noch mehr auf dessen Kosten verstärkt. Die französische Diplomatie, Talleyrand an ihrer Spitze, fand in diesem Gewirre mehr als einen Faden zu der Verstärkung ihres künstlichen Gewebes.

Merkwürdig war in dieser Periode die Physiognomie von Paris selbst, verglichen mit der zu Napoleons Zeiten. Statt des frohen Gewühls im Streben nach Vergnügungen die buntfarbigen Sieger in den Straßen, an öffentlichen Orten stolz umher ziehend, der Berliner breite und der Süddeutschen vollbackiger Dialekt verlautend an den Ufern der Seine und an den Trinktischen des Palais royal; die lau-

ten Siegeserzählungen der Verbündeten und der oft ausbrechende Ingrimm der Besiegten; der Degen und auch die Faust im Kampfe. Man behauptete, daß 15,000 Offiziere von der damals größtentheils aufgelösten französischen Armee in Paris anwesend wären. Die Pariserinnen, in deren Vorzimmern die Kosaken hauseten, und die, wenn sie ihre elegenten Wohnsitze verlassen wollten, die zarten Füße über ruhende Barbaren hinwegheben mußten. Die zahlreiche Klasse der Oeffentlichen, die, entzückt über die neue Freuden- und Erwerbs-Quelle, sich manche auf dem Schlachtfelde gemachte Beute wieder zurückeroberte. Ungleich stärker pochte der Ingrimm in den Herzen der Franzosen, als der Uebermuth in dem der Verbundenen. Letztere duldeten selbst manchen Druck und speiseten aus mehr denn spärlichen Küchen, obgleich den Franzosen in Teutschland auch ein gedehnter Küchenzettel nicht genügt hatte. Ein großer Ball wurde in St. Cloud gegeben, von den Verbündeten veranstaltet, in eben den Zimmern, wo früher S. Napoleon in der Fülle der Kraft und von Herrlichkeit umstrahlt, erblickt hatte. Nun war dort auch nicht einmal seine wahrscheinlich letzte Geliebte außer der Reihe, die reizende Gazzani, sein Eigen-

thum geblieben, denn ihr huldigte auf den Trümmern des Gestürzten der jedem schönen Augenpaare huldigende —. Auch Josephine sank, als ihr Schützling gefallen, von Vielen betrauert, weil sie oft mit den Weinenden geweint hatte. Alexander ließ diese Gelegenheit nicht vorübergehen, die Welt von seiner Ritterlichkeit gegen das schwächere Geschlecht sprechen zu hören und dem Leichenzuge folgte in der Erinnerung froher Stunden der damalige Erbprinz von ....n. Dem Manne, welcher allein den kolossalen Kaiser-Palast gebauet und gehalten hatte, dem stürzte, als er fiel, nun dieser nach und begrub in seinen Trümmern das Große wie das Kleine, was er enthielt. Was da war, lebt nun allein noch in den Annalen der Geschichte. Daß indessen so viel Ströme von Menschenblut vergeblich geflossen seyen, läßt sich keineswegs behaupten. Nicht allein alte Formen wurden zerstört, nein, ein neuer Geistesflug hatte sich gebildet. Anfänglich im Sturme getrieben in die nicht zu berechnenden Höhen des Unermeßlichen, hatte er zuletzt der Region der Wahrheit sich wieder genähert. Vermag er es, in dieser sich schwebend zu erhalten und entfernt zu bleiben vom Alltagsstande, dann war die Revolution ein Mittel, dann war Na-

poleon ein Werkzeug der Vorſehung, um dem Menſchengeſchlechte neue Kräfte, neues Glück und eine höhere Beſtimmung zu bereiten. Hatte damals Napoleon gegen ſeinen früheren Beſitz nur Felsſtücke gerettet, ſo war das Loos der Seinigen ein beſſeres. Man ſprach zwar viel von dem plötzlichen Bankerotte eines James, welcher mit großen Schätzen ſich in Breſt eingeſchifft hätte, von 13 Millionen Franken, die Marie Louiſe mitgenommen und von welchen die Madame Mère, Joſeph und Louis Napoleon jeder eine Million erhalten ſollte. Allein Ludwig XVIII. fand dennoch im Schatze der Domaine extraordinaire 400 Millionen in Dokumenten und 17 Millionen baar, nach Abzuge obiger 13 Millionen.

S. ſchied diesmal mit mehrerem Behagen als ſonſt aus Paris, durchreiſete die Gegenden, welche noch die Spuren des früheren blutigen Kampfes an ſich trugen, und kehrte für kurze Zeit auf ſeine Güter zurück. Für das von S. übernommene Geſchäft hatte in Frankfurt und Paris wenig geſchehen können, was freilich Niemand vorherzuſehen vermochte. Erſt ſpäterhin ward die Verhandlung über Teutſchlands künftige Geſtaltung nach Wien hin verwieſen. Nach neu erhaltener Inſtruktion reiſte S. ſeiner neuen

Bestimmung entgegen. Sein Weg führte über Berlin und Weimar. Dort fand er den nachmaligen Gesandten in Madrid, den Baron Friesen und den Göttinger Professor Sartorius. Letzterer sollte den Herzog nach Wien begleiten und erblickte im Geiste seinen akademischen Katheder in die Mitte der lauschenden Kongreß-Versammlung hingestellt. Die künftige Verfassungs-Urkunde hatte er vollendet bei sich. Sie wurde gelesen, geprüft, schicklich gepriesen, kam aber in Wien nicht zum Vorscheine. Der Verfasser selbst irrete dort trostlos umher unter Klagen, daß er nicht erfahren könne, was eigentlich vorginge, und als er der Klagen überdrüßig geworden war, kaufte er der Gattin einen türkischen Shawl und kehrte, sich selbst im Stillen und laut belobend, zum Katheder an der Leine zurück.

In Weimar war Alles in der Erwartung des Kaisers Alexander. Die Sehnsucht nach ihm nahm zu mit jeder Stunde über die des Mittagessens hinaus, zu welchem er erwartet wurde, und als endlich die eilfte des Abends geschlagen hatte, da schlichen mehrere in die Hofküche hinab und unterhandelten mit dem fühlenden Koche. Dieser harrenden Versammlung wohnte auch Göthe bei und S. benutzte

die Gelegenheit, um ihm ein Gespräch abzugewinnen. Für Göthe war es ein Tag der sprechenden Laune, und so fiel auch das Gespräch auf S's Sinn für Geschichtsreliquien, auf das wurmstichige Gesims aus dem Schlosse Habsburg, auf den Westenschoos des Grafen Adam Schwarzenberg u. dergl. Göthen war dieser Sinn erklärt, ja er empfand ihn mit, und zum Beweise erbot er sich, S. seine Sammlung von Autographa zu zeigen. Nach zwei hiebei am folgenden Tage verflossenen Stunden war man bis zu dem Buchstaben C gekommen. Der Geist des Sammlens wohnt übrigens Göthen bei. In der Folge verehrte er S. auf dessen Gesuch ausführliche Handschriften von sich selbst und von Schiller, von dem letzteren zum Theil ungedruckte Xenien, wogegen der Empfänger eine Handschrift Friedrichs des Großen an Göthe abtrat.

Ueber das Eulmer und Colliner Schlachtfeld, die einstigen Zeugen preußischen Muthes, Unglücks und Glücks, über Prag, in seiner reizenden Umgebung und zierlich erhaltenen Alterthümlichkeit, reisete S. nach Wien. Schön war das Ziel; denn in demselben befanden sich der Anblick der großen Zeitbegebenheiten und durch R....'s Aufenthalt dort, als ..... Gesandter, der Genuß der Freundschaft mit einander verbunden.

R....g befand sich dort mit seiner Familie, die einen Kreis von Liebenswürdigkeit bildete, in welchem auch S. willkommen eintrat.

Unterhandlungen und Festlichkeiten bildeten nun ein Gewinde bald von Blumen, bald von Dornen. Alles entwarf Pläne; denn das Entwerfen von Verfassungen ist ein Kinderspiel geworden, seitdem man begriffen hat, daß es dabei mehr auf Zerstören des Vorhandenen, als auf Schöpfung eines Besseren ankomme.

Bei allem schien S. eine der Hauptschwierigkeiten immer die zu seyn, wie Kolossen mit Myrmidonen in einem und demselben Bunde neben einander stehen könnten, ohne daß letztere von den ersteren getreten würden. Da glaubte er folgenden Ausweg gefunden zu haben.

Eigentliche Bundesglieder werden allein sämmtliche Fürsten von mittler oder geringerer politischer Kraft, mithin sind mit Ausnahme von Oesterreich und Preußen sämmtliche Uebrige des Bundes Eidgenossen.

Die größeren, als Oesterreich und Preußen, sind nur die Bundesgenossen jener Eidgenossen, von jenen ersteren die letzteren unabhängig gehalten, auch durch eigne Kraft, mehr aber noch durch die gegenseitige Ei-

ſerſucht ſowohl der Bundesgenoſſen ſelbſt, als der übrigen europäiſchen Mächte, ohne welche nie ein teutſcher Bund, von allen Fürſten geſchloſſen, beſtehen kann, noch beſtehen wird. Das Syſtem jener Eidgenoſſen wäre das einer bewaffneten Neutralität geweſen. Sie würden Alliirte des Feindes deſſen werden, welcher ſie angriff, und nähmen keinen Antheil an dem Kriege der Bundesgenoſſen, welchen dieſe als Kontinental-Mächte führten. Leichter würde auf dieſem Wege auch eine zweckmäßige innere Organiſation erreicht worden ſeyn und Central-Punkte, welchen alle Eidgenoſſen unterworfen, wären nicht blos gedenkbar, ſondern auch ausführbar geweſen. Freie Repräſentationen könnten begründet, die beſtehenden aufrecht erhalten werden. Das Erlöſchen der früheren Kaiſerwürde, von Vielen in mancher Rückſicht großmüthig bedauert, könnte Gelegenheit geben, eine neuere zu begründen. Ohnedies ſtimmten darin Viele für Baiern. Es iſt hier nicht der Ort, jenen Gedanken ausführlich zu entwickeln; allein es ſchien, als könnte auf ihn als eine weſentliche Grundlage Sicherſtellung und Ordnung begründet werden.

Gewiſſermaaßen unmöglich iſt es, hier die mancherlei Ideen vorzutragen, welche von den zu Vor-

schlägen Berufenen, so wie von solchen, welche sich zu dergleichen selbst berufen hatten, anempfohlen waren.

Am thätigsten hatte sich hierin der Minister — gezeigt. Diesem Manne, so reich an einzelnen originellen, auch kühnen Ansichten, an Kenntnissen, an Witz, gebricht es aber an Grundsätzen, an Grundempfindungen, und sein Charakter war eigentlich der, keinen Charakter zu haben. Er leuchtete, ohne zu erwärmen, und hatte das Mißtrauen aller Parteien, selbst das des Königs gegen sich. Besonders die Mindermächtigen hingen dem Wunsche der Wiedererweckung der Kaiserwürde an. Die Mehrzahl bestimmte selbige dem Hause Oesterreich, Andere dem preußischen, noch Andere dem baierschen Throne. Allein bei diesen Auserwählten wurde keine Neigung bemerkt, sich den kostbaren Glanz anzueignen, auch stand die einmal übernommene väterliche Verpflichtung wohl manchen Plänen entgegen, welche der Nachbar leichter gegen den Nachbar, als der Vormund gegen Pflegbefohlne ausführen konnte. Auch kam eine Tetrarchie in Vorschlag, gebildet von 4 Protectoren des Bundes, Oesterreich, Preußen, Baiern und Hannover. Hier wollte aber Baiern nicht schützen und

Würtemberg nicht beschützt seyn. Gänzlich mißfiel der Humboldische Vorschlag einer Ernennung von Kreis-Vorstehern, wenngleich diese der Aufsicht des ersten Rathes untergeordnet seyn sollten. Der Souverainitäts-Schwindel hatte vorzugsweise die in den letzteren Zeiten mehr empor gekommenen Reichsfürsten und auch manche der kleineren ergriffen, welche den Nachen ihres Staats im Schiffbruche gerettet sahen. Vor allem war das Bundesgericht ein vieleckiger Stein des Anstoßes; so auch, wenngleich im mindern Grade, die künftige Stellung des mediatisirten Oesterreich, Rußland, Frankreich, England, Preußen, welche bei diesen Verhandlungen nicht allein die 5 größeren Mächte waren, sondern sich auch so nannten. Ein neuer Anstoß für die Uebrigen, so besonders für Baiern. Letzteres wurde bei dem Congresse durch den Fürsten Wrede vertreten, dessen Ideen und Formen mehr die eines obersten Feldmarschalls am Tage der Schlacht, als die eines Unterhändlers waren. Baiern trifft der Vorwurf, dem Gelingen manches Guten entgegen gestanden zu haben, und man nannte es das junge Preußen im Süden. Der König von Würtemberg schilderte sich selbst in einer Aeußerung gegen den von Baiern, wenn er sagte: „Executons nous, et don-

nas plus-tôt une constitution, qui de la recevoir de Stein." Den Kleineren und Mindermächtigen blieb der Gang der Unterhandlungen der Größeren sehr lange fremd. Dann bildeten sie einen besondern Kreis, um sich gegenseitig zu berathen. Allein lange waren die Verhandlungen über die Entschädigungen und Vergrößerungen der Mächtigen Hauptgegenstand der Geschäftsführung, bis endlich Preußen durch eine Note vom 4. Febr. 1815 die Gesammt-Berathung wieder bewirkte; jedoch in der Art, daß die Mindermächtigen durch eine selbst gewählte Deputation sich vertreten ließen. Den eigentlichen Zankapfel hatte Rußland hingeworfen durch die vorzüglich früherhin zu Kalisch den 25. Mai 1813 für sich ausbedungenen Vergrößerungen in Polen. Zu selbigen sollte besonders Preußen die Opfer bringen. Metternich konnten die Folgen unmöglich verborgen geblieben seyn und er war sogar auf selbige auch aufmerksam gemacht worden. Allein seine Besorgnisse, die Coalition damals zu trennen, hatten ihn bestimmt, sich über die sonstige Zukunft hinwegzusetzen. Der größere Theil der über diesen Gegenstand in Wien damals gewechselten Noten befindet sich in S's Händen. Aus selbigen ergiebt sich Folgendes,

indeſſen hauptſächlich, jedoch nicht ausſchließlich in Bezug auf Polen und Sachſen:

1) In einem vertraulichen Schreiben von Caſtlereagh an Hardenberg vom 11. October 1814 erklärt ſich dieſer unter andern dahin:

„Was Sachſen anbelangt, ſo erkläre ich Ihnen, daß ich, wenn die Einverleibung der Geſammtheit dieſes Landes der preußiſchen Monarchie nothwendig iſt, um Europa die Wohlthat der Selbſtſtändigkeit ꝛc. dieſer Monarchie zu ſichern, keine moraliſche oder politiſche Abneigung gegen dieſe Maaßregel in mir ſelbſt finde, ſo betrübend es auch für mich iſt, dieſen alten Regentenſtamm ſo tief gekränkt zu erblicken. —“

Der übrige Theil dieſes Briefes enthielt ausführliche Beweisgründe, weshalb der König von Sachſen völkerrechtlich den Verluſt des Königreichs verwirkt habe.

2) Dieſelben Grundſätze ſind mit Lebhaftigkeit in einer ſogenannten Note verbale ausgedrückt, ohne Datum, von demſelben Verfaſſer.

3) In einem vertraulichen Briefe Metternichs an Hardenberg vom 22. Octbr. 1814 wird vorgetragen,

„daß, wenn die Einverleibung des geſammten Sach-

ſen unvermeidlich wäre, dieſe wenigſtens mit den übrigen Territorial-Vertheilungen in Teutſchland verbunden werden und Verſtändigungen vorbehalter bleiben ſollten als:

Ueber Gränzpunkte, über den Vertheidigungs-Zuſtand einiger Städte, über den Handel und die freie Eldſchifffahrt. — Eventual hatte alſo Oeſterreich die Beſitzergreifung des geſammten Sachſens zugeſtanden.

4) Vom Novbr. 1814 und gerichtet an die Fürſten Metternich und Hardenberg, von den ſogenannten Minder-Mächtigen.

In dieſem beſchweren ſich die Letzteren, daß ſie noch nicht zu den Berathungen über die künftigen Verhältniſſe Teutſchlands zugezogen worden ſeyen, und verlangen dieſe Zuziehung. Die Nützlichkeit eines gemeinſamen Oberhaupts wird dargeſtellt und die Bereitwilligkeit zur Einführung landſtändiſcher Verfaſſungen erklärt, wo ſelbige noch nicht beſtänden.

5) Der ruſſiſche Botſchafter erklärt in einer vertraulichen, an Preußen und Oeſterreich gerichteten Note vom 11. Novbr. 1814, Rußlands Beifall in Beziehung auf den Plan des Bundes, welchen die Höfe von Wien, Berlin und Hannover entworfen hatten. Er verheißt Rußlands Dazwiſchenkunft, wenn

solche erforderlich würde, damit jener Plan allgemein angenommen werde.

6) Note des Hannöverschen Cabinets-Ministers Grafen von Münster an die Gesandten der Minder-Mächtigen, welche ihm zur Vorlegung an den damaligen Prinz-Regenten eine Abschrift von Nr. 4. mitgetheilt hatten. Aus derselben ergiebt sich, daß England früherhin die Niederlegung der Kaiserkrone als erzwungen angesehen und nicht anerkannt hatte. Aller angewandten Mühe ohnerachtet hatte es M. nicht gelingen wollen, Oesterreich zu bewegen, die Kaiserkrone wieder anzunehmen, so daß endlich im Pariser Frieden, welchem Großbrittanien und Hannover beitraten, festgesetzt worden war: Die unabhängigen Staaten Teutschlands sollten durch ein Föderationsband vereinigt werden. Zuletzt macht M. darauf aufmerksam, daß der neuen Kaiserwürde nicht allein Rechte, sondern auch Mittel ertheilt werden müßten, um mit Nachdrucke handeln zu können.

Allerdings war dieses der schwierigste Punkt und eigentlich der, welcher den nach Souveränität Strebenden am meisten entgegen stand.

7) Hardenberg und Humboldt an Metternich den 4. Febr. 1815. Die Minder-Mächtigen hatten

am 2. Febr. 1815 eine Note eingegeben, in welcher sie darauf antrugen, daß der Teutsche Congreß nunmehr baldigst möge eröffnet und von den Bevollmächtigten der Teutschen Fürsten und Stände die Gegenstände der künftigen teutschen Verfassung mittelst seiner Berathung und Beschlußnahme verhandelt werden. Die Preußischen Bevollmächtigten sind bereit, ihre Vorarbeiten über jenen Gegenstand mitzutheilen und glauben, daß nunmehr das Zusammenwirken aller teutschen Fürsten und Stände nur wohlthätig für den Erfolg seyn könne. Sie tragen vor, daß die Fürsten und Stände, welche bisher keinen Antheil an den Verhandlungen genommen hätten, nunmehro, jedoch durch eine von ihnen selbst gewählte Deputation zum Beitritte zugezogen würden.

8) Der französische Botschafter Talleyrand an Metternich vom 19. Decbr. 1814. Diese Note ist in der Hauptsache gegen Preußens Vergrößerung in Sachsen gerichtet und gegen die andern mit rednerischer Emphase geschrieben. Sie bezieht sich auf eine mitgetheilte Note vom 10. Decbr. 1814 des Metternich an Hardenberg.

Das Oesterreichische System, welches früherhin Sachsen aufgegeben hatte, zeigte sich nun im entge-

gengesetzten Sinne und diesem pflichtete T..... bei, will Polen und Sachsen erhalten wissen und versichert, der König von Frankreich werde auch nicht durch sein Stillschweigen die Ausführung der gegen Sachsen gerichteten Entwürfe sanctioniren, vielmehr Oesterreich in dieser Sache nie verlassen. Es war bekannt, daß Castlereagh noch vor seiner Erscheinung auf dem Congresse im Widerspruche mit den übrigen Englischen Ministern entschieden gegen Sachsen gestimmt sey und so hatte dieses bei den Verhandlungen über sein endliches Loos nunmehr Oesterreich, Rußland, Preußen und England gegen sich. Talleyrand wandte sein möglichstes Bestreben an, um die Opposition in England in Bewegung zu setzen und dieses gelang ihm in dem Grade, daß Wellington nunmehr bei dem Congresse und zwar mit einer von der früheren sehr verschiedenen Stimmung auftrat.

9) Hardenbergs Note, von ihm selbst dem Kaiser Alexander übergeben und von diesem dem Kaiser Franz am 20. Decbr und an demselben Tage durch Lord Castlereagh dem Prinzen Metternich mitgetheilt.

Hardenberg beschwert sich, daß in einer Note Metternichs, in so weit selbige Sachsen betrifft, der Inhalt derselben durchaus dem aller mündlichen und

schriftlichen früheren Erklärungen zwischen Preußen und Oesterreich über diesen Gegenstand, namentlich aber dem von Nr. 3 entgegen sey; daß M. früherhin dem Könige von Sachsen nur einen Noyau lassen wollen, der aber jetzt $\frac{4}{5}$ von Sachsen begreifen solle, — daß Preußen eine Minderzahl von mehr als 1200,000 Seelen angewiesen werde. Hardenberg widerspricht einer Zerstückelung von Sachsen, als diesem Reiche selbst nachtheilig. — Hatte Preußen früher dem Könige Münster, Paderborn und Corwey mit 350,000 Seelen als Entschädigung angeboten, so wird jetzt, jenseits des Rheins, Bonn und eine verdoppelte Volkszahl angetragen — H. räumt ein, daß Dresden nicht befestigt, der Handel Böhmens und die freie Schifffahrt auf der Elbe nicht beeinträchtigt werden sollen — Polen betreffend bezieht er sich auf die früheren Unterhandlungen. — Baiern hätte allein der gänzlichen Einverleibung Sachsens widersprochen. Bei dieser Gelegenheit wird angeführt, daß letzteres überall für den Besitz von Anspach und Baireuth keine Rechtstitel besitze. (Dieses regte gewaltig auf).

10) Eine Zugabe des Freiherrn von Stein zu Nr. 9. Sie beweiset, daß der König von Sachsen völkerrechtlich den Verlust des Königreichs verwirkt

habe. Die Randnoten bei selbiger sind von Metternich. Letzterer beschuldigt in selbigen Preußen, daß es in Polen sich nicht verstärken wolle (welches falsch ist, denn vielmehr wollte Rußland von dem in Polen einmal Verlangten nichts zurückgeben). Wenn die Bevölkerung von Sachsen zu 2 Millionen Bewohnern angenommen wird, so sollen davon großentheils 450,000 unter andern als Entschädigung für Weimar und Coburg abgerechnet werden.

Dabei bemerkt Metternich: Man müsse voraussetzen, daß die Herzöge von Sachsen gerne auf Entschädigung Verzicht leisten würden, wenn das Königreich erhalten blieb.

11) Cirkular-Note des Lord Castlereagh an die Russischen, Preußischen und Oesterreichischen Geschäftsführer vom 12. Januar 1815.

E. widerspricht ausdrücklich der Errichtung eines mit Rußland verbundenen Königreichs Polen und erklärt sich für die Wiederherstellung desselben, als unabhängigen Staates. — (Der Inhalt dieser Note ist wohl hauptsächlich auf den Effekt berechnet, welchen selbige im Parlamente hervorbringen sollte.)

12) Der Russische Botschafter beantwortet am 19. Januar 1815 vorstehende Note und sucht zu

beweiſen, daß die Errichtung eines Königreichs Polen zu Gunſten Alexanders grade unter den jetzigen Umſtänden das Mittel ſey, um den Zweck der Engliſchen Regierung zu erreichen. (Dieſe Note iſt reicher an Phraſen als an Wahrheiten.)

18) Note von Metternich an Hardenberg vom 28. Januar 1815. Der Anfang derſelben enthält den Grund, weshalb fühethin Oeſterreich im Bewilligen lenkſamer geweſen ſey, nämlich die Beſorgniß einer damaligen Trennung unter denjenigen, welche eben ſich verbinden wollten. Die Tractaten von Kaliſch und Töplitz hatten für die Wiederherſtellung Preußens den Beſitzſtand von 1805 angenommen und die von Reichenbach und Töplitz Oeſterreich gleiche Rechte zugeſchrieben, ohnerachtet dieſes 1805 ſich bedeutend verkleinert und Preußen zu der Zeit ſich am meiſten vergrößert befand. M. behauptet, daß die Abtretung desjenigen, was Preußen erhalten wolle, geradehin dem politiſchen und Militär-Intereſſe Oeſterreichs entgegen ſey, namentlich wenn Sachſen mit Schleſien verbunden würde. —

Der König von Sachſen, nach dem Rheine hin verſetzt, würde nur unter fremden Einfluſſe leben und dieſes nachtheilig ſeyn, da der Beſitzſtand deſſelben ihm

daſelbſt auf einem Punkte angewieſen wäre, welcher für das gemeinſame Vaterland wichtig ſey — Oeſterreich will ſelbſt von den 400,000 Seelen, die Rußland ihm abtritt, ſo viel abgeben, als die Vervollſtändigung der Preuß. Bevölkerung erfordert, wenn Rußland in demſelben Verhältniſſe Preußen an der Warthe verſtärken will.

Begleitet iſt dieſe Note von mehreren Berechnungen über den Verluſt und die Entſchädigung für Preußen.

14) Preußiſche Antwort vom 8. Febr. 1815 auf Nr. 13.

Die Beſitzergreifung von Venedig ſey überwiegend gegen den Verluſt der Niederlande und in Schwaben, — Oeſterreich gewinne mit Inbegriffe des den jüngeren Zweigen ſeines Hauſes Zugetheilten gegen den Beſitzſtand von 1805 1,761,340 Seelen, — durch einen Beſitzſtand vom Niemen bis zur Moſel ſey Preußen eigentlich geſchwächt, — man habe den König von Sachſen in Italien (durch einige Legationen) und in Weſtphalen entſchädigen wollen, — nach dem öſterreichiſchen Projekt würde Preußen in Sachſen an ſeinem Antheil nur 1946 Bewohner auf der Quadratmeile erhalten, wogegen Sachſen 3660 Bewohner auf der Qua-

dratmeile rettete. Von 28 Städten in Sachsen würden diesem 20 mit 198,294 Bewohnern verbleiben, Preußen nur 8 mit 42,727 Bewohnern erhalten, — Preußen nimmt Leipzig in Anspruch, als eine der beiden Hauptstädte Sachsens, — es ist bereit, die Vergrößerungen am Rhein abzutreten, wenn das gesammte Sachsen ihm zugesprochen wird, will auch jene gegen minder bedeutende Länder vertauschen, wenn diese nur dem Stammlande nahe liegen, — Rußland will allein die Stadt Thoren und den Umkreis derselben an Preußen abtreten, — England will Preußen auf dem linken Rheinufer 50,000 Einwohner abtreten und mit dem Minimum für Hannover, welches ihm der Traktat bestimmt, von 250,000 Bewohnern zufrieden seyn, — Leipzig soll Sachsen gelassen werden, — Sachsen soll eine Bevölkerung von 1,182,868, Preußen eine solche von 855,305 Bewohnern erhalten und behalten. Letzteres verlangt die Hälfte des Fuldaer Landes, indessen die andere Hälfte dem Herzoge von Weimar von Rußland verheißen wird, außer 50,000 Bewohnern, welche Preußen ihm versprochen hat, — Preußen will die Mediatisirten und deren Lande als Entschädigung nicht annehmen, um seine früheren Mitstände nicht zu unterdrücken. Dieser Note sind mehrere Tabellen über

den öſterreichiſchen, ſo wie über den preußiſchen Verluſt und die Entſchädigung beigefügt.

Vorſtehender Auszug der Noten entwirft ein im Weſentlichen vollſtändiges Bild des derzeitigen Ganges der Unterhandlungen.

Oeſterreich hatte bei Gründung der Coalition gegen Frankreich Vergrößerungen in Polen dem Kaiſer Alexander, hauptſächlich auf Koſten Preußens zugeſtanden. Eine Folge hievon mußte Sachſens Fall ſeyn; denn woher ſollte der Entſchädigungsſtoff für Preußen hergenommen werden? In den früheren Traktaten war Preußen nicht allein eine Wiederherſtellung nach der Zahl der 1805 den Staat bildenden Bewohner, ſondern eine in aller Rückſicht geographiſche Staats-Ründung verheißen worden. Noch am 22. Octbr. 1814 war Metternich der Einverleibung Sachſens nicht durchaus entgegen, räumt ſelbige wenigſtens zuletzt ein, wenn ſie unvermeidlich ſey, bedingt allein die Nichtbefeſtigung von Dresden, die Nichtbeſchränkung des böhmiſchen Handels und die freie Elbſchifffahrt aus. So hatte Preußen die Stimmen geſammter größeren Mächte mit alleiniger Ausnahme Frankreichs für ſich. Bei Ludwig XVIII. mag die Neigung entſchieden haben, in einem, möglichſt

dem bisherigen Napoleonischen Geiste entgegen stehenden Tone, sich gleichsam puristisch-völkerrechtlich auszusprechen. Allein es entschlüpfte auch dem zweiten französischen Botschafter Dalberg in einem Gespräche mit S., in welchem dieser ihm die Frage aufgeworfen hatte: Weshalb Frankreich nicht lieber Sachsen als Preußen gränznachbarlich begrüßen wolle, die Antwort: Frankreich muß wieder Krieg haben. Es muß die Armeen beschäftigen und die Aufmerksamkeit von dem Innern ableiten. — Vielleicht lag selbst im Hintergrunde der Plan, in diesem Kriege, durch welchen Frankreich wohl nie von dem ihm in Paris Zugestandenen verlieren konnte, manches wieder zurückzuerhalten. Das Königreich der Niederlande konnte ja im preußischen Westphalen Entschädigungen empfangen. In dieser Lage bearbeitete Talleyrand die englische Opposition. Ohne den Rückritt Oesterreichs durfte Frankreich sich wenigstens nicht so bestimmt, als in der Note vom 19. Decbr. geschieht, ausgedrückt haben. So erblickte nun Preußen plötzlich Oesterreich und Frankreich und bald nachher auch im Gefolge der französischen Aufregungen England gegen sich, als Wellington als Unterhändler auftrat. Auch Baiern stellte sich laut entgegen in der Hauptsache

wohl, weil es Sachſens Nähe der preußiſchen vorzog. Immer deutlicher bildeten ſich zwei Parteien einander gegenüberſtehend, auf der einen Seite allein Rußland und Preußen, auf der andern Oeſterreich, Frankreich, Holland, Hannover, Baiern, Braunſchweig, und kam es zum Kampfe, ſo hätten dieſe auch das übrige nicht-preußiſche Teutſchland mit ſich fortgeriſſen. In den ſo eben erhaltenen, ſo wie in den verlangten Provinzen fand Preußen bittre Feindſchaft. Eine heimlich von Düſſeldorf abgeſendete Deputation an den König von Baiern trug dieſem den Wunſch der Wiedervereinigung von Jülich und Berg dringend vor. Mehrere der Rheinprovinzen wären in Rückſicht der Handelsvortheile am liebſten franzöſiſch geblieben und würden bereitwillig ſich dieſem Weſten wieder angeſchloſſen haben. Sachſen an ſich, höchlich aufgereizt, wurde auf alle Weiſe, ſo auch durch die Geiſtlichkeit von der Kanzel gegen Preußen erbittert. Die hannöverſchen Truppen nahmen bereits im voraus Stellungen ein, um die Verbindung der weſtphäliſchen und Rheinprovinzen mit dem Mutterlande zu trennen. Die Baiern ſollten 60,000 Mann ſtark durch das bewaffnete Sachſen, mit dieſem die Stammländer und Oeſterreich Schle-

sien angreifen. Der Herzog von Braunschweig zitterte vor Ungeduld, mit 10,000 Braunschweigern in die alte Mark einzudringen. Auf der andern Seite sollten die Russen gegen Böhmen und Gallizien, die Preußen gegen die Elbe und den Rhein vorrücken. Jede Parthei triumphirte im Voraus laut und die Russen, noch Gäste des Kaisers in der Hofburg, ließen sich öffentlich verlauten: In wenigen Wochen würden sie als Eroberer derselben über die Art ihres Empfanges selbst gebieten.

Schauder erregend war diese Periode vor allen für jeden Preußen, allein auch für jeden Teutschen; denn der Sturz des erstern, der Ruin des letzteren konnte möglich seyn und beides in einem Momente, wo die Segnungen des Friedens endlich wieder beginnen sollten. Wiederkehrende Sorgen weckten S. mit jedem wiederkehrenden Morgen, bis endlich der anbrach, wo die wonnereiche Nachricht einging, die Partheien hätten sich endlich vereinigt. Merseburg, Naumburg, Zeiz und anderes in der Lausitz hatten endlich den Ausschlag für den Frieden gegeben und diesem brachte selbst Rußland durch Thoren und die Umgegend einige Opfer, sehr unbedeutend gegen Polens Hekatomben, welche es sich größtentheils angeeignet hatte.

Elftes Kapitel.

Napoleons Rückkehr von Elba und der Eindruck derselben auf die Congreßmitglieder. — Freiin von ..... — Feste und Bemerkungen über einige gekrönte Häupter. — Metternich und seine Verfolgung von Seiten Rußlands und Preußens. — Humboldt. — Talleyrand. — Castlereagh. — Stewart. — Lady Castlereagh. — von St... — Kaiserliches Fußwaschen. — Feldmarschall Ligne. — Kaiserliche Hoftüche. — König und Kronprinz von Baiern. — Herzog von Dalberg. — Domherr Graf P. von P. — Solms Laubach. — Friedrich von Würtemberg. — Denkart über ständische Verfassungen und S.s Bemühungen dafür, vorzüglich in Beziehung auf Mecklenburg. — Aufbruch von den Verhandlungen und neue Kriegsrüstungen gegen Napoleon. — Graf Moltke. — Jüdischer Agent. — Familie R***g. — Abreise von Wien. — Töplitz. — Karoline Woltmann. — Bielke. — Schluß.

Dem in Elba lauschenden Napoleon war dieser Hader, selbst der für den Bruch bestimmte Tag, nicht unbekannt geblieben. Er erblickte nicht allein die

Möglichkeit der Rückkehr, ſondern ſelbſt die, nun Alliirte in einer oder der andern Parthei zu finden, ſeine Wiederherſtellung mit dieſen zu bewirken und das Verlorne wieder zu erobern. Wer vermag es, die Verwirrung nur zu faſſen, in welche Europa nunmehr geſtürzt worden wäre? Wer könnte die Wirkungen und den Ausgang dieſer Sache berechnen?! — Hier rettete wiederum die Nähe der Perſönlichkeit der Regenten und vor allen die Perſönlichkeit Friedrich Wilhelms. Von den Siegern war er allein der Büßende und das Reſultat, daß er die Gegenwart der Zukunft opferte. Unvergeßlich bleibt der Tag, wo die erſte Nachricht von Napoleons Ausbruch in Wien eintraf. — Ohnerachtet die Politiker gewöhnt waren, ihren Mienen zu gebieten, ſo war ſie dennoch in ſelbigen deutlich zu leſen, am tiefſten eingegraben in Talleyrand's Zügen, am lauteſten ſich durch Stewart äußernd. Der ſo oft getadelte Entſchluß der Achts-Erklärung gegen Napoleon war dennoch der weiſeſte im Bezuge auf die öffentliche Meinung, auf die Ueberzeugung der Wahrheit der erneuerten Verbindung gegen den Friedensbrecher und auf den zur Unmöglichkeit dadurch gewordenen Rücktritt, hätte er auch Vortheile verheißen.

Von dem Angſtvollen der aufgeregten Erwartungen kehren wir auf einige Augenblicke zu S. zurück. — Er hatte anfänglich ſeinen Wohnſitz auf der rothen Thurm-Ther-Baſtei gefunden. Ihn beſtimmte dazu die freie geſündere Lage, die Ausſicht nach der Donaubrücke hin — ſpäterhin hauſete er im Schatten des Stephans Thurmes. Seine Zeit gehörte dem Geſchäfte — dann dem R...ſchen Hauſe, der Wiener Umgegend und mehreren Bekannten an. Zu den letzteren gehörte die Freiln von ..... Schweſter des damaligen Erziehers eines — Prinzen und der beſonderen Huld der Kaiſerin gewürdigt. Damals über die erſten Jugendjahre hinaus und dennoch jugendlich reizend erhalten, hätte ſie „Perennis“ können genannt werden. In Wien blieb ſie S.s Alleinherrſcherin. Zufällig hatte er ſie angeredet, bald einen ſchnellen und dennoch tiefen und ausdauernden Eindruck gemacht und durfte einer ungetheilten Empfindung ihrerſeits verſichert ſeyn. Im ſüdlichen Oeſterreiche entſproſſen, entſprach ihre innere Bildung dem benachbarten Italien und mit dem Feuer der Bewohnerinnen dieſes war teutſches Zartgefühl verbunden, ſo wie mit italieniſchen Geſichtszügen teutſches Colorit. Mit ihr und in dem geiſt-

vollen Zirkel, in welchem ſie lebte, wozu auch die Generalin B. gehörte, brachte er glückliche Stunden zu und empfand oft, daß für den Mann der Umfang der Liebe eines wahrhaft fühlenden weiblichen Herzens unerreichbar wäre. Oft war er auch im Puffendorfſchen Hauſe.

Die damaligen Feſte ſind durch Worte und durch Grabſtichel geſchildert und da ſie faſt alltäglich waren, ſo wurde auch der Eindruck derſelben ein alltäglicher. Und trotz des eigenthümlichen Glanzes der Kaiſerſtadt, des hinzugekommenen durch den Congreß, erſchien dennoch im Gegentheile von Paris in manchen Stücken Wien als eine Mittelſtadt. Merkwürdig war bei den Hoffeſten das Gedränge, in welchem Kaiſer und Könige ſich wie die Uebrigen befanden. Die äußere Haltung Friedrich Wilhelms wurde einſtimmig für die würdevollſte erklärt. Alexander wollte zu ſehr franzöſiſche Biegſamkeit annehmen. Franz der II. ſtellte den teutſchen Hausvater dar und ſeine naiven, immer gutmüthig neckenden Scherze wurden wiederholt. Sehr unterrichtet, und dabei ſehr wißbegierig war der Dänen König. War bisher von den gekrönten Häuptern die Rede, ſo folge hier einiges über einige ihrer Repräſentanten. Oben an muß

ſich da Metternich befinden. Er hat in ſeinem politiſchen Leben die Fähigkeit bewieſen, gute Köpfe ſich näher zu ſtellen und dieſes iſt allerdings, namentlich für einen dirigirenden Miniſter, nicht allein ein groſſes, ſondern auch ein ſeltnes Verdienſt. Mußten dieſe nach ihm und der Ariſtokratie in ihm ſich modificiren, ſo nahm er dagegen von ihnen an.

Mit Preußens und Rußlands Herrſchern hatte er zerfallen müſſen, als er von der früheren zugeſtandenen Einverleibung Sachſens wieder abwich. Es war dieſes ſo wenig ein Geheimniß, daß, als er Wien verließ, um mit dem Könige von Sachſen in Preßburg zu unterhandeln und dieſe Abweſenheit allerdings gegen ihn benutzt wurde, man faſt laut ſich es ſagte, nun ſey ſein Sturz unvermeidlich und ſelbſt die Seinigen glaubten dieſes. Die Volksſtimme in Böhmen hatte laut ſich gegen ihn und Sachſens Abtretung durch ihn erklärt. Indeſſen blieb er in ſeiner Stelle, hauptſächlich durch den Kaiſer allein in ſelbiger gehalten. Humboldt hatte das Zutrauen Aller, auch das des Königs eingebüßt. Talleyrand zeigte ſich wie ein Mann im Galla-Kleide, den ſchmuzige Leibwäſche bedeckt. — Der Repräſentant des Reiches, von welchem Grundſätze der Zertrümmerung aller gegenſeiti-

gen Rechte und Verpflichtungen der Völker gegen einander noch kurz vorher ausgegangen waren, der in dieser Periode ein eifriger Apostel des Sturms und der Vernichtung gewesen, sprach nun mit rednerischer Wärme von dem Prinzipe des Rechts und der Aufrechthaltung desselben. Dennoch blickte der — zu Zeiten hervor, so auch als vom Völkerrechte die Rede war, wo er sich äußerte:

A quoi le droit public? On fait la guerre aux succes, non aux principes.

Castlereagh stand da, in eben so schöner und edler Haltung, als Stewart in elendwidriger. Der letztere in dem Grade über das Schickliche hinaus, daß er unter andern bei einem Hoffeste vor der sitzenden Herzogin Beatrix stehend, seinen Fuß auf einen Stuhl neben selbiger hinsetzte, um seine Fußbekleidung bequemer in Ordnung zu bringen. Bei dem Gebildeten ging ihm dergleichen leichter hin, als bei dem Wiener Volke; denn so wurde er einst auf der Straße durch seine Veranlassung mit der Peitsche gemißhandelt. Da ergriff er den klügern Theil und schickte am andern Tage dem, welcher ihn gezüchtigt hatte, eine Summe Geldes für die Züchtigung, die dieser von ihm St..... erhalten hätte.

Eine merkwürdige Unwiſſenheit über Teutſchlands Verhältniſſe mußte Caſtlereagh beiwohnen, wenn, wie verſichert wurde, er geglaubt hatte, daß Leipzig unter der Hoheit von Weimar ſtände. Vielleicht iſt dieſes daraus erklärbar, daß Viele in England nur Weimar als Sächſiſches Fürſtenthum kennen. Leopold von Coburg war damals noch nicht mit der Thron-Erbin von England vermählt. Wenn das Aeußere von Lady Caſtlereagh gemacht war, eine Botſchafterin zu ſchildern, ſo waren dagegen Gutmüthigkeit und entgegen kommendes Wohlwollen ihrem Herzen natürlich. Auch in ihrem Prunkzimmer erſchien ſie wie eine für ihre Gäſte ſorgſame Hausmutter und dennoch mit Würde. Ihr, einer leidenſchaftlichen Liebhaberin von Hunden, erzählte S. von einem Hunde ungariſchen Geſchlechts, den der König von Baiern, gleichfalls ein Beſchützer dieſer Thiere, geſchenkt erhalten hatte. S. ſchilderte ihn ſo reizend, daß die Lady gleichſam für ihn entbrannte und wenn ſie ihn erſt beſäße, ihn mit Extrapoſt bis an das Meer befördern wollte. S. übernahm es, dem Könige den Fall vorzutragen. Seine Unterhandlung gelang, der Hund wurde ihm überliefert, eingeſperrt und am folgenden Tage ſollte er der Dame vorge-

ſtellt werden. Allein in der Nacht brach der Erwartete aus, hindurch durch die Fenſterſcheiben ſeines Zimmers und kehrte nach Ungarn zurück. .....s Anſehen war bei dem Congreſſe von der früheren Höhe etwas hinabgeſunken und das Terrain ihm ungünſtiger, weil es den Kampf des Dazwiſchenwerfens mit Knitteln nicht mehr zuließ. Er glaubte unter andern einem Hohenzoller nicht mit Achtung begegnen zu dürfen und als Letzterem von einem Unbekannten ein Stein in das Zimmer geworfen wurde und er ſich darüber beſchwerte, wurde ihm geantwortet: „Es ſey dies ein Höflichkeits-Beweis des Miniſters v. — geweſen, welcher auf dieſe Weiſe ſeine Viſitenkarte abgegeben hätte.“ Von allen Feierlichkeiten war für S. die rührendſte das kaiſerliche Fußwaſchen. Es wäre erklärlich, daß einem an dieſe Ceremonie minder gewöhnten Proteſtanten ſelbige überall rührender erſcheinen muß, als dem Katholiſchen; allein hier lag vieles in der Art, wie die Kaiſerin ihre Rolle dabei ausführte. Ein wenigſtens der Idee nach widerliches Geſchäft wurde durch die Grazie, welche ſie ſelbigem lieh, ein reizerfülltes. S. ſah ſie oft, nie aber reizender, als grade in dieſer Beſchäftigung. Sorgfältiges Wohlwollen mit hoher

Anmuth gepaart war der Charakter des Ganzen, das in Fußwaschen, Speisen und Beschenken bestand. Die erste Fürstin der Erde befand sich da helfend, pflegend, unterstützend dem höchsten Alter gegenüber und den Unterschied des Standes und des Alters füllte der schönste Ausdruck der Menschenliebe aus! S. sagt nichts über den Kaiser, in eben diesem Geschäfte begriffen. Es war dasselbe und dennoch so ganz anders der Eindruck, weil der Handlung der Menschenliebe die Grazie fehlte. Auch der Greis, Feldmarschall Ligne, trug zu den Congreß-Feierlichkeiten durch die seines Begräbnisses bei. Er selbst hatte sich in dieser Art geäußert. Mit ihm wurde eine seltene Fülle geistiger Anmuth, welche lange seine Zeitgenossen erfreuet hatte, begraben, wogegen das Baar-Vermögen, welches man bei ihm fand, in wenigen Kreuzern bestand. Aus Neigung und mit inniger Rührung folgte S. der Leiche.

Das Gegenstück zu den Hoffesten war der Anblick der Hofküche in der Kaiserburg. Wenigen war eingefallen, die Werkstätte zu besuchen, wo die Tafelfreuden für so viele Kaiser, Könige, Fürsten und deren Gefolge bereitet wurden; aber dem Urquell dieser Zauberwerke mußte S. beachten.

Einladend für den Genuß war der Anblick keineswegs. Da lagen die Leichen von Vögeln, von Fischen, von vierfüssigen Thieren unabsehbar aneinander gereihet. Mehrere Flammen-Pfuhle empfingen sie zu weiterer Bereitung. Köche und Küchenjungen liefen wie im Gewühl durch einander, gegen einander, während die Oberköche über ihren Schüsseln wie über Systemen brüteten, mischten und trennten, formten und zerstückelten und die Kunst dem todten Thiere, dem reinen Naturstoffe, einen dem Geschmacke, Geruche und Gesichte gefälligen Reiz verlieh. Uebrigens wurde in dieser Küche nicht allein für die Bewohner der Kaiserburg, sondern auch für Viele ihres Gefolges, welche ohnedies noch das Recht hatten, Gäste einzuladen, außerhalb selbiger gekocht, gebraten und gebacken. Man versicherte, dem Kaiserhofe koste jeder Congreß-Tag 500,000 Gulden und eine der Provinzen, welche der Friede ihm gab, hatte die Verhandlung über selbigen wohl wieder verzehrt.

Der König von Baiern hatte auch hier das ältere, dem S. gegönnte Wohlwollen nicht vergessen und forderte ihn auf, ihn in den Morgenstunden so oft er wolle zu besuchen. Die Unterhaltung gehörte dann zu den frei ungezwungenen. Oft blickte des

Königs Milde hervor, der mit der Jovialität verbundene Drang, wohlthuend zu seyn, sein ritterlich grader Sinn und seine Verachtung der Winkelzüge der Politik, in deren Sphäre er lebte. „Sie sind für mich ein Fürst" — sagte ihm einst der biedere Franz. Anders war der Kronprinz, eigentlich in einem Zustande der Gährung, wo nur erst, wann diese vollendet ist, es auch entschieden ist, ob Wein oder Essig sich gebildet hat. Aus ihm sprudelte bald der Duft des ersteren, aber auch der des letzteren hervor und er konnte in Momenten sehr achtungswerth, nie aber liebenswürdig erscheinen. Zu den ersteren gehörten die, wo er an der Begründung der neueren baierischen Verfassungs-Urkunde Antheil nahm. Der König hatte selbige durch eine dazu ernannte Commission entwerfen lassen und dem Thronfolger den Entwurf zur Prüfung übergeben. Der Prinz hatte sich nun 48 Stunden mit ihr beschäftigt und sie mit seinen Anmerkungen begleitet. Die erstere derselben enthielt dem Gedanken nach folgende Betrachtung:

„Ich ehre den königlichen Sinn meines Vaters, ich vertraue seiner Liebe für sein Volk; allein nach dem Gesetze der Schöpfung wird auch er einst abtreten. Die Nation hat für den Herrscher-Stamm so vieles gethan, daß sie berechtigt ist, durch die Ver-

faſſungs-Urkunde nicht den bloßen Schein von Rechten, ſondern wirkliche Rechte zu erhalten und auszuüben.“ —

Es war dieſes eigentlich gegen manche Beſtimmungen des Entwurfs gerichtet, in welchem die eine Hand wieder nahm, was die andere gegeben hatte.

Späterhin fand ſich von der Hand des Kronprinzen folgender Grundſatz, in welchem er tief in die Materie der Erhaltung von Verfaſſungen geblickt hatte.

„Keine Bewilligung von Seiten der Stände darf mit einer Bedingung verknüpft ſeyn, durch welche die verfaſſungsmäſſigen Rechte des Regenten geſchmälert werden.“ —

S. war über das Benehmen des Prinzen bei dieſer wichtigen Verhandlung ſo von achtungsvoller Liebe für ihn ergriffen, daß er es ſich nicht verſagen konnte, die Hand deſſelben zu ergreifen und herzlich zu drücken.

S. ſah öfters den Weltbürger, Herzog von Dalberg. Den Familien-Namen hatte dieſer zwar mit ſeinem Oheim gemeinſchaftlich, aber nicht die Sinnesart. Dem Oheim war das letzte Intereſſe, für ſich zu ſammeln, dem Neffen das Höchſte, ſo viel als möglich von ihm einſt zu erben. Uebrigens beſaß er Gewandtheit und Scharfſinn mit Witze, die früher-

hin ihm auch Napoleons Beifall erworben hatten. Talleyrand bevormundete ihn und vermählte ihn selbst gegen seine Neigung. Herzlos wie er war, fand sich sein Gemüth in dieser Lage und ertrug einen Druck, der anderweitige Vortheile zuwenden konnte.

Einer der größten Narren unter den Zeitgenossen, der Domherr Graf — —, hatte damals gleichfalls in und bei Wien sich niedergelassen. In den früheren Geldverlegenheiten des österreichischen Gesandten am englischen Hofe, Stahrembergs, war er diesem nützlich geworden, der dagegen dankbar ....s Entschädigungs-Ansprüche an Großbritanien, in Rücksicht eines von des Domh. Bruder im Kriege errichteten Corps, unterstützte. Ein belebter Quartant von — herausgegeben, beginnend mit der Geschichte seiner fürstlichen Vorfahren, fortgesetzt durch eingeholte Fakultäts-Erkenntnisse, durch Raisonnements, mit Schimpfreden untermengt, hatte ihm endlich nicht unbedeutende Zahlungen für die Stellung eines Corps verschafft, welches Niemand beisammen hatte erblicken können, weil, als es noch nicht ausgebildet war, es zersprengt sich schon wieder verlaufen hatte. Diese Geldsumme hatte — zu dem Ankaufe des schönen ...lberges angewendet und daselbst eine Fabrik von gebrannten Trink- und Riechwassern begründet. Bei ihm lebte

ſeine Schwägerin, für S. ein ganz unerwartetes Wiederfinden, gefeiert durch die Freude, welche es weckte, und durch das Hervorrufen ſo mancher Erinnerungen. — Wien war damals eine Welt im Kleinen, man fand ſich wieder, ohne es nur zu wagen, ſich zu ſuchen. Auch der treffliche Solms-Laubach, nachmaliger Preußiſcher Ober-Präſident, gehörte zu denjenigen, welche S. oft ſah. Dieſe teutſche Natur war ſich treu geblieben und reichlich mit Kräften ausgeſtattet war dieſelbe in raſtloſem Wirken. Früh hatte Solms, unter den Mediatiſirten der helleſte Kopf, eingeſehen, daß Alles retten wollen der Weg ſey, um Alles zu verlieren. Stets rieth er bedingtes Nachgeben an; allein er ſprach zu den tauben Ohren ſeiner Standesgenoſſen. Sie hatten nur Hörkraft für die Zuſicherungen der Mutter Metternichs, welcher der Sohn kindlich rechtgab — für einige wohlgemeinte Aeußerungen des gutmüthigen Kaiſers Franz — für Hoffnungen, die ihren Wünſchen ſchmeichelten. S. war viel in dieſem Zirkel, und theilte treulich die Leiden deſſelben. Dieſe wurden noch vermehrt durch den ſouverainen Ungeſtüm des — —, welcher, ſobald er es nur befohlen, auch das Unmögliche für ausführbar hielt. Den Sachſen, welche ſtets geheimnißvoll Kopf an Kopf flüſterten, erſchien S. zur Un-

gebühr verdächtig, weil er eine große preußiſche Cokarde trug. Im Herzen war Teutſchland ihm ſtets gewichtiger, als Preußen und er fühlte ſehr wohl die Folgen des Falles des ſächſiſchen Königsſtammes. Keinesweges war ihm das völkerrechtliche Unrecht dabei erwieſen, wohl aber das politiſche.

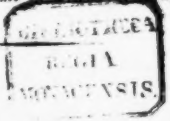
Sonderbar war S.s Stellung in Wien gegen die beiden Mecklenburgiſchen Geſandten. Er ſah ſelbige täglich, verhandelte mit ihnen, ohne daß ſie ſeine eigentliche Beſtimmung in Wien kannten. Auf dieſe Weiſe waren die Pläne derſelben allerdings ihm nicht fremd und er in den Stand geſetzt, doppelt ſeinen Committenten nützlich zu werden. Allein die perſönliche Denkart beider Geſandten war ohnedies dem Umſturz der Verfaſſung entgegen. Anders dachten freilich andre Fürſten und deren Vertreter. Nur was neu begründet war, erſchien einigen tauglich und der Erhaltung werth. Vielen war es überall nicht allein kein Ernſt, ein ſtändiſches Repräſentationsrecht zu begründen, ſondern ſie bemüheten ſich vielmehr geradehin, das Gegentheil feſtzuſtellen.

So hatte — — oft den König von Baiern beſchworen, durch eine ſtändiſche Verfaſſung nicht ein Jakobiner-Weſen zu begründen. Wenn daher auch

die Perſönlichkeit der Geſandten, ſelbſt die der dermaligen beiden Regenten, einen Umſturz der Verfaſſung für den Augenblick nicht beſorgen ließ, ſo war damit die Gefahr für die Zukunft nicht abgewendet, wenn die Bundesakte über dieſen Punkt nicht beſtimmt ſich ausdrückte. S. wirkte daher möglichſt dahin, daß, wenn er auch nicht für geſammte Bundesſtaaten die Gründung einer ſtändiſchen Repräſentation zu erreichen vermochte, wenigſtens die vorhandnen beibehalten werden ſollten. Damit waren die Größeren wohl einverſtanden, da ſie wußten, daß nichts vorhanden war, was eigentlich ihren ſouverainen Willen binden könnte. Anders war der Fall für Mecklenburg und deſſen beſtehende Verfaſſung. Als endlich am Schluſſe ſo vieles von dem lange und ſehnlichſt erwarteten Beitritte Baierns abhing, ſo hatte es S. dahin gebracht, daß dieſen Punkt betreffend der Geſandte inſtruirt wurde, zu ſtimmen: daß eine Landſtändiſche Verfaſſung eingeführt werden ſollte und die alt hergebrachten Gerechtſame der Stände, da wo ſie noch beſtehen, erhalten blieben. Mecklenburg bedurfte eines Mehreren nicht und Baierns Zuſtimmung war damals um ſo wichtiger, weil es durch Abſtimmungen ſo vieles verhindert hatte.

Napoleon war indeſſen wieder aufgetreten und die behutſamen Berathungen wurden in eilfertige Kriegesrüſtungen umgewandelt. Die Ungewißheit des Ausganges beſtimmte faſt ausſchließlich die Beſorgten, daß wenigſtens ſo viel abgemacht ſey, daß die politiſche Exiſtenz der übriggebliebenen Fürſten nicht neuen Gefahren unterworfen wäre. Der Kongreß glich einem Schauſpiele bei brennendem Schauſpielhauſe. Der letzte Akt wurde den Künſtlern erlaſſen, man dachte allein an Rettung für den Moment. Bei ſeinen Unterhandlungen hatte S., ſo viel ihm bekannt geworden, nur einen Waffengefährten, den Grafen Moltke, welcher gleichfalls in Geheimniſſe eingehüllt von Holſtein abgeſendet worden war. Man errieth ſich gegenſeitig, ohne ſich es zu geſtehen. — Einer der thätigſten Agenten war der einer löblichen Judenſchaft. Dieſe hatte ſich goldne Stützpunkte gebauet und wurde von ſehr bedeutenden Geſchäftsmännern, von welchen zwei zu den gewichtvollſten gehörten, gehalten. Lebhaft war dieſer hebräiſche Staffetten-Wechſel und der Bevollmächtigte gewiegt und gewitzigt genug.

Tage der Freundſchaft hatte S. in R...g's Hauſe verlebt, ſie bleiben ihm unvergeßlich. In dem Strauße, den dieſer Familienkreis bildete, waren jetzt zwei auf-

geblühte Rosen, die beiden älteren Töchter, beide reizende und dennoch wesentlich verschiedene Blumen. Auch gesellten sich am Schlusse noch Louise und die Tochter hinzu und kamen von Regensburg kühn die Donau hinab geschwommen. S. reisete von Wien nach Töplitz. Dort sah er die Wuth der Sachsen und den innern Unmuth der Oesterreicher über die Nachricht des Sieges bei Waterloo. Er badete 30 Tage, aber wie die Erfahrung lehrte ohne Erfolg. Auch badete er sich in den Strahlen geistigen Lichts, welche von Karoline Woltmann geb. Stesch ausgingen; erwärmender erschien ihm indessen noch die Nähe ihres Mannes. Die Reise, dem Wiedersehen so günstig, vereinigte ihn auch mit dem übrigens so leidenden Bielke.

Hier schließen die Memoiren des Grafen S. Die letzten Lebenstage desselben waren trübe. Durch körperliche Schmerzen hervorgerufen, so wie durch andere unglückliche Verhältnisse schienen die Geisteskräfte dieses so wissenschaftlich gebildeten Mannes zuletzt den Körperkräften desselben zu unterliegen und beschleunigten sein Ende früher, als es seine Körper-Konstitution erwarten ließ.